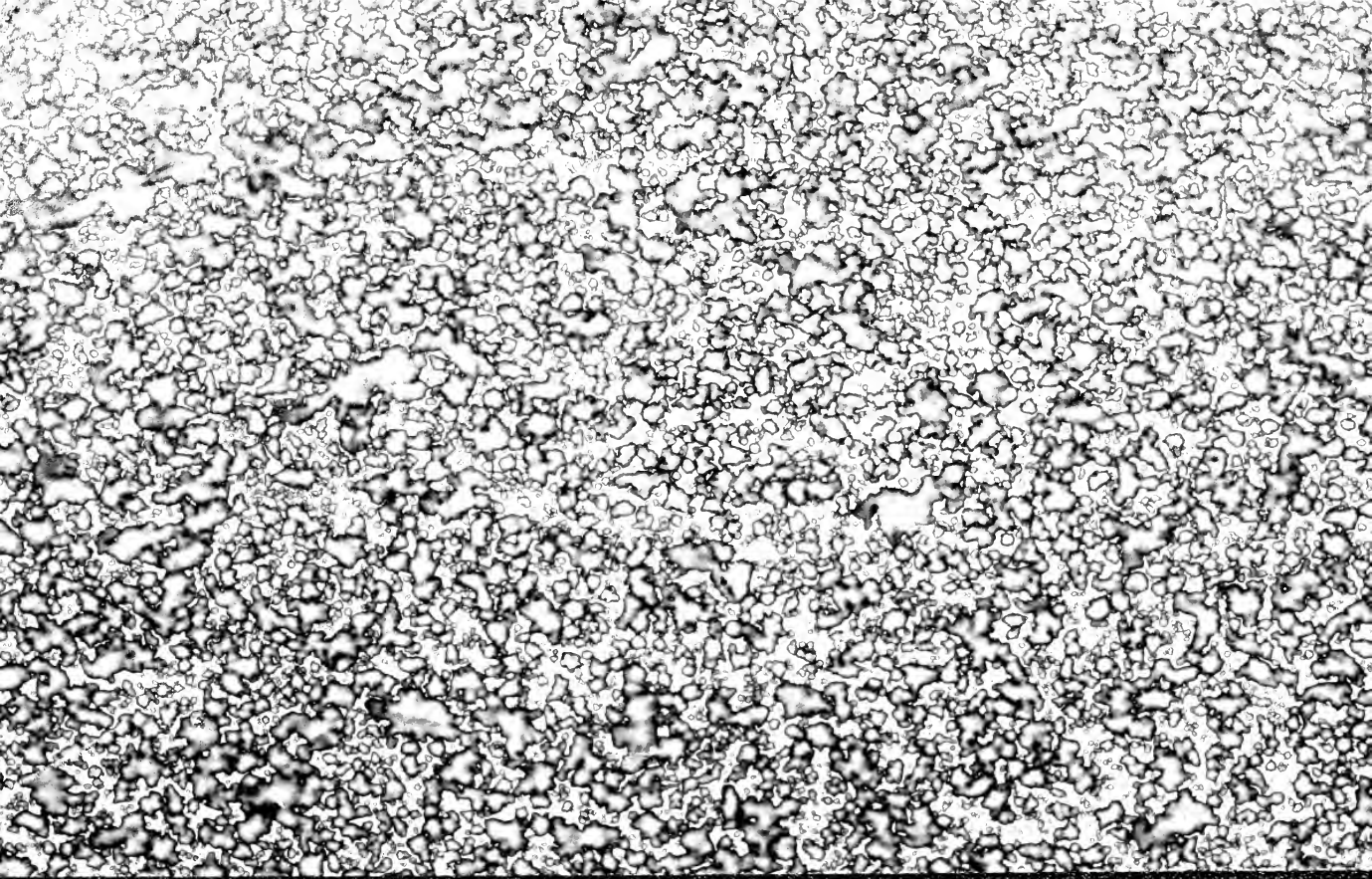


ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben

von

Fritz Boehm.

27. Jahrgang. 1917.

Mit 19 Abbildungen im Text.

BERLIN.
BEHREND & Co.
1917—1918.

161121
20/4/21

Inhalt.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

	Seite
Ganga til frettar (Fortsetzung und Schluss). Von Rudolf Meissner . 1–13.	90–105
Der Komet im Volksglauben. Von Otto Lauffer	13–35
Bohnenlieder. Von Arthur Kopp	35–49
Deutsche Märchen aus dem Nachlasse der Brüder Grimm. 4. Die Prinzessin im Sarge und die Schildwache. 5. Fürchten lernen. 6. Sankt Peters Mutter. Von Johannes Bolte	49–55
Einige Grundfragen der Kinderspielforschung. 1. Über Wesen und Ursprung des Spieles. 2. Kind und Sprachspiel. Von Georg Schläger 106—121.	199—215
Walther in Tegernsee, ein Exkurs über altdeutsche Tischsitten. Von Edward Schröder	121–129
Der 'Mückenkönig' Walthers von der Vogelweide. Von Eduard Kück	129–134
Max Roediger †. Von Johannes Bolte mit Verzeichnis seiner Schriften	185–196
Ernst Friedel †. Von Georg Minden.	196–199
Volksetymologie und Sagenbildung. Von Wilhelm Schoof	216–232

Kleine Mitteilungen.

Wurstbetteln und Wurstreime in Sachsen. Von Curt Müller	55–67
Nachträge zu den Personifikationen von Tag und Nacht. Von Georg Polívka	68–69
Zu Band 25, 314: Ein salomonisches Urteil. Von Adolf Jacoby	69–70
Zum Dornröschen-Märchen. Von Ernst Leumann und Johannes Bolte	70
„Die Scheune brennt!" oder die sonderbaren Namen. Von Johannes Bolte	135–141
Deutsche Volkslieder aus der Dobrudscha und Südrussland. Von Arthur Byhan	141—146
Zu den Totenkronen. Von Marie Andree-Eysn (mit 2 Abbildungen)	146–148
Das Kind im Aberglauben des Isergebirges. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	148–150
Bergische Arbeitsreime (Rufliedchen). Von Otto Schell	150–158
Märkische Berge in der Sage. Von Rudolf Schmidt	158—164
Aus dem Jahre 1848. Von Käthe v. Jezewski	164—165
Litauische Naturbeseelung. Von Johannes Podszuweit	165–167
Nachtrag zu den Bohnenliedern. Von Arthur Kopp	167—168
Der König von Rom. Von Georg Schläger.	168
Die Sankt-Michaeli-Prozession in Gaissach. Von Hedwig Buller-Hoefler (mit 2 Abbildungen	233—235
Begnadigung zum Stricktragen oder zur Heirat. Von Johannes Bolte	235–236
Das Hickelspiel in Frankfurt a. M. in seiner kriegsgemässen Entwicklung. Von Joseph Dillmann (mit 15 Abbildungen).	237–240
Beiträge zur Volkskunde Ostenropas. 20. Fluchbrief gegen Diebe. 21. Weitere Beiträge zum modernen Aber- und Zauberglauben: moderne Sagenbildung. Von Raimund Friedrich Kaindl	240—245
Zur Völkerschlacht am Birkenbaum. Von Margarete Rothbarth	245—247
Zur Literatur der Kriegsprophezeiungen. Von Margarete Rothbarth	247—249
Zu Georg Polívkas 60. Geburtstag. Von Jiri Horák	249—250
Arthur Kopp †. Von Johannes Bolte	251

Berichte und Bücheranzeigen.

Seite

K. Rhamm, Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slawischen Waldgebiet, ein Buchauszug. Von Victor von Geramb (Schluss) . . . . . 71—83. 252—261

Blau, Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst 1: Wald- und Holzarbeit (K. Brunner) 265

Fehrle, E. Deutsche Feste und Volksbräuche F. Boehm . . . . . 87— 88

Friedel, E. und Mielke, R. Landeskunde der Provinz Brandenburg, 4. Band: Die Kultur H. Lohre . . . . . 262—265

Hofstaetter, W. Deutschkunde F. Boehm) . . . . . 88— 89

Immue, Th. Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor F. Boehm) 266

Maurizio, A. Die Getreidenahrung im Wandel der Zeiten E. Hahn) 169

Mausser, O. Deutsche Soldatensprache, ihr Aufbau und ihre Probleme (F. Boehm) . . . . . 260—267

Meier, J. Volksliedstudien J. Bolte) . . . . . 267—268

Schrijnen, J. Nederlandsche Volkskunde (J. Bolte) 170

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 20. Jahrgang F. Boehm . . . 84— 87

Stade, W. Die Gespenstergeschichten des Peta Vatthu (J. v. Negelein . . . 171—172

Wilser, L. Deutsche Vorzeit S. Feist) . . . . . 172—173

Notizen J. Bendel, J. K. Brechenmacher, F. Cumont, J. W. P. Drost, R. Eckert, G. W. Leibniz, K. Reiterer, O. Stichl. — W. Ahrens, W. Ahrens und A. Maass, Berichte aus dem Knopf-Museum. H. Beucker, F. zur Bonsen, S. Eitrem, A. Eliasberg, M. Haberlandt, P. M. Huber, Hummel, A. John, L. Kümmel, A. von Löwis of Menar, A. N., F. E. Peiser, J. Pesch, F. Peterlechner, Quickborn-Bücher, E. Rosenmüller, S. Singer, H. Sohnrey, J. Scheftelowitz, K. Spiess, *ΣΤΟΙΧΕΙΑ* hrg. von F. Boll, H. L. Strack, C. W. v. Sydow, J. Thirring-Waisbecker, P. Thomsen, W. St. Vidūnas, Volkstümliches aus Graubünden, K. Weinberger, D. Zorzut. — W. Ahrens, H. Beckh, M. Böhme, F. Boll, Die deutschen Brüder, H. F. Feilberg, G. Goyert und K. Wolter, Heimatklänge, A. Heusler, A. Hilka, G. O. Hylten-Cavallius und G. Stephens, A. Ippel, K. Janson, O. L. Jiriczek, S. Konow, P. R. Krause, K. Krohn, E. Lehmann, J. Lewalter, F. v. d. Leyen, J. Meier, C. Nörrenberg, H. Patzig, R. Petsch, M. Ramondt, K. Reuschel, H. Rosen, F. Schwenn, F. Settegast, K. Wehrhan, O. Weise . . . . . 89—91. 173—182. 269—276

Aus den Sitzungsberichten des Vereins für Volkskunde. Von Karl Brunner 91—95. 182—184. 277—282

Gedenket unserer Glocken! Aufruf des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde . . . . . 95— 96

Berichtigung 282

Register . . . . . 283—288

Ganga til fréttar.

Von **Rudolf Meissner.**

W. Mackenzie beschreibt in den Transactions of the Gaelic Society of Inverness 18, 97 eine als *fríth* bezeichnete Divinationshandlung, die sich auf den Hebriden erhalten hat. Sie wird angewendet, wenn man über das Schicksal eines Abwesenden Gewissheit haben will, von dem man lange nichts gehört hat, oder bei Erkrankungen, um zu erfahren, ob die Krankheit durch den bösen Blick, durch einen Mann oder eine Frau verursacht ist, ob Genesung oder Tod das Ende sein wird usw. Man hat dem Zauber einen religiösen Charakter verliehen und gibt an, dass er zuerst von der hl. Jungfrau gebraucht worden sei, als sie um den verlorenen Jesusknaben besorgt war (Carmichael, Carmina Gadelica 2, 158).

Ergänzende Züge füge ich ein aus Henderson, The Norse influence on Celtic Scotland (Glasgow 1910) S. 72, und dem Aufsatz von A. Goodrich-Freer in Folklore Bd. 13 (S. 47ff). Die Handlung wird am besten am ersten Montag des Vierteljahres, und zwar unmittelbar vor Sonnenaufgang vorgenommen. Der Seher hat sich durch Fasten und Gebet vorzubereiten. Er geht mit nackten Füssen, unbedecktem Kopf und mit geschlossenen Augen aus dem Innern des Hauses bis zur Schwelle der Tür. Wenn er dort beim Öffnen der Augen irgend etwas sieht, das einem Kreuze[1]) gleicht, seien es auch nur zwei kreuzweise übereinander liegende Halme, so ist es ein Zeichen, dass der Zauber gelingen wird. Er schreitet dann (mit der Sonne, *dessil*) um das Haus, indem er einen Segen spricht:

I go forth on the track of Christ
God before me, God behind me,
and God on my footsteps.
The Fríth that Mary made for her Son,
which Bridget blew through her palm;
and as she got a true response
without a false one,
may I behold the likeness and similitude of

(hier ist der Name der Person zu nennen, über die man Gewissheit haben will).

1) Das Kreuz gilt auch in Deutschland bei einer bestimmten Art des Losens als Gewährung. Man wirft fünf Brotkügelchen auf den Tisch; lässt sich durch Verlegen eines einzigen Kügelchens ein Kreuz bilden, so ist die Frage, die man im Sinne hat, bejaht. Wuttke, Volksaberglaube[3] § 328.

Wenn der Segen gesprochen ist, schaut der Seher gerade vor sich *through the loosely-closed hand, as Mary looked through the hand of Brigid* über das Land (oder über die See, was als schwieriger gilt) und deutet nun gewisse Zeichen, die sich seinem Blick darbieten.

Ein stehender Mann z. B. bedeutet, dass jemand krank war, aber wieder genesen ist, eine stehende Frau dagegen gilt als ein sehr böses Zeichen, bedeutet Tod oder einen Unglücksfall, daher bekreuzigt sich der Seher oder spricht einen für diesen Zweck bestimmten Abwehrsegen. Eine Lerche ist günstig, ebenso eine Taube, Ente, ein Hund; Krähen oder Raben sind böse Zeichen usw.

Das Merkwürdige aber ist nun, dass Ausnahmen für einzelne Clans gemacht werden. So bedeutet z. B. eine Katze für alle anderen schlimme Dinge; aber für die Mackintoshes, Macphersons, alle Angehörigen des Clans Clattan ist sie ein gutes Zeichen. Ein Schwein, das auf den Sehenden zukommt, ist ein schlechtes Zeichen, läuft es fort vom Sehenden, so ist es überhaupt nicht zu beachten — für die Campbells bedeutet es aber in jedem Falle etwas Gutes.

Es liegt nahe, hier an die Nachwirkung totemistischer Vorstellungen zu denken, indessen werden auch Vorzeichen anderer Art auf einzelne Familien eingeschränkt (J. G. Campbell, Witchcraft and Second Sight. Glasgow 1902 S. 110).

Im schottischen Hochland wird nach Campbell (Superstitions of the Highlands and Islands of Scotland. Glasgow 1900 S. 259ff.) *fridh* in allgemeinem Sinne angewendet, nämlich für jede Handlung, durch die der Ausgang einer Sache erforscht, auf eine aufgeworfene Frage Antwort gesucht werden kann, z. B. auch für das Losen. Häufiger als *fridh* soll *deuchainn* für diese Befragung gebraucht werden. Campbell bespricht dann verschiedene Arten des *deuchainn*. Die folgende stimmt mit der oben mitgeteilten Schilderung ziemlich überein:

Der Seher geht am Neujahrstage mit geschlossenen Augen aus dem Innern des Hauses bis zur Tür, öffnet nun die Augen und sieht sich um. Die Deutung der Dinge, die er erblickt, erfolgt nach bestimmten Regeln. Ein Mann bedeutet im allgemeinen Gutes für das kommende Jahr, besonders ein Reiter in lebhafter Bewegung. Ein Weib ist stets ein ungünstiges Zeichen. Ein Mann, der gräbt, bedeutet Tod, eine Ente oder Henne, die den Kopf unter die Flügel steckt, ist ebenfalls ein Todeszeichen.

Eine andere Art des *deuchainn* wird nachts auf der Spitze eines *cairn* oder sonst einer Erhebung vorgenommen, die kein vierfüssiges Tier ersteigen kann. Auch hier kommt es auf die Deutung dessen an, was man sieht oder was dem Fragenden auf dem Heimwege begegnet. Das erinnert an die nordische *útiseta* und an Divinationsgebräuche, die uns aus Deutschland wohlbekannt sind.

Henderson nimmt an, dass die von ihm als *frīth* bezeichnete und geschilderte Divinationshandlung aus Norwegen stamme, dass ferner *frīth* wie das schottische *fret, freit* dem norweg. *frétt* entspreche.

Schott. *fret, freet, freit* bezeichnet *a superstitious notion, or belief, with respect to any action or event as a good or a bad omen, a superstitious observance or practice, a charm.* Jamieson, An etym. dictionary of the Scottish language 2 (1880), 305. Das Wort erscheint in gleicher Bedeutung auch in nordengl. Mundarten und in Irland; mittelenglisch:

folud wiche-crafte and frete and charmyng.

Cursor mundi 28 310. Wright, The English dialect dict. 2, 491 b; *freit, frete, freet, freite, fret, anything to which superstition attaches, a superstitious formula or charm; a superstitious observance or act of worship.* Murray 4, 530 c. Von den dort gegebenen Belegen ist die aus einem Werke des G. Macdonald angeführte Stelle der Sinnesfärbung wegen beachtenswert: *I dream aboot him whiles sae lifelike, that I canna believe him deid. But that's a' freits.*

Diesem Worte steht in der Bedeutung nahe das altengl. *freht: auspiciis, frehtum,* Rituale eccl. Dunelmensis p. 97. Verbot alles heidnischen Wesens, leg. Cnut. bei Liebermann, Ges. d. Angelsachsen 1, 312: *on blote oððon fyrhte,* für *blote* die var. *hlote,* so auch im Quadripart.: *aut in sorte vel in fyrhte. Oppe on blot oppe on firhte* Northumbr. Priestergesetz (Ancient laws and institutes of England p. 419). Hierzu gehören *frihtere,* Wahrsager, *frihtrung, frihtrian* in entsprechenden Bedeutungen.

Da nord. *frétt,* pl. *fréttir* auf *friht* zurückgeht, kann das altengl. *freht* ihm nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden (doch s. Torp, Wortschatz der germ. Spracheinheit S. 246). Ferner können die angeführten späteren englischen Formen wieder nicht als Nachkommen des altengl. *freht* angesehen werden, sondern nur von dem nord. *frétt* aus erklärt werden. Auch altengl. *freht* ist wohl ein aus dem nord. stammendes Lehnwort, aufgenommen in einer Zeit, als der Guttural noch erhalten war (vgl. Björkman, Scand. loan-words S. 173; Kluge in Pauls Grdr.[2] 1, 936).

In Grimms Mythologie[4] 3, 23 wird zu nord. *frétt* auf das seltsame, einmal bei Notker bezeugte *frêhta* (*Ephigenia, dia Chalchas in friskinges nuis unêniglicho frêhta* Boethius 298, 13) hingewiesen. So weit auch die Bedeutung abzuliegen scheint, kann dieses *frêhta* nicht von ahd. *frêht, meritum* getrennt werden (Graff 3, 817. 818). Die Länge des Stammvokals ist durch Notker gesichert, auch durch die Schreibung *fraehtic* in Pa 198, 1 (neben *frehtigero* 14, 13 und *frehtigem* 14, 15); vgl. Koegel, Ker. Glossar S. 17; Schatz, Altbayr. Gr. § 11. *Frêht* leitet Kluge von got. **fraaihts* ab (Etym. Wb. unter *fracht;* Möller, Kuhns Zeitschr. 24, 447); vgl. Wilmanns, D. Gr. 1[3], 412; Franck — van Wijk, Et. Woordenb. unter *vracht. frêhtic* glossiert *sacer* Steinmeyer-Sievers 1, 244, 5, bei der Glosse *infule, fraehtic* (1, 198, 1) gehört *fraehtic* zu *sacerdotalis (vitta).*

Die beiden letzten Glossen nähern sich schon eher der Bedeutung von *frêhta*. Wenn die Herleitung des Fem. *frêht* von *fra-aihts* richtig ist, könnte man sich vielleicht folgende Entwicklung denken In *fra* liegt ein absondernder, abtrennender Sinn, *fra-aihts* würde darnach Sonderhabe, Anteil bedeuten können; der Übergang zu der Bedeutung *meritum* ist von hier aus wohl denkbar. Das germanische Opfer bezweckt die Vereinigung des Menschen mit dem Gott durch gemeinsame Speise[1]). Ein Teil des Opfers, und zwar des Blutes, in dem das Leben steckt, wird den Göttern gegeben, alles übrige verzehren die Menschen. So schildern uns die nordgermanischen Quellen die Opferhandlung. Dass mit dem für die Götter bestimmten Blute wiederum die Menschen besprengt werden, bezeichnet gleichfalls die Vereinigung der Menschen mit dem Gott. Ebenso nimmt dann im weiteren Verlauf des Opferfestes der Gott Anteil am Trank durch das Minnetrinken. Das Blut, das dem Gott zum Genuss auf den Altar gestellt wird, heisst sein 'Anteil' (*hlaut*): *þat var þesskonar blóð, er sœfð váru þau krikendi, er goðunum var fórnat.* Eyrb. s. Kap. 4. Es ist wohl denkbar, dass auch *frêht* einmal den Gottesanteil im sakralen Sinne bezeichnet hat. Die Ableitung eines Verbums im Sinne von opfern und eines Adj. *frêhtic*, *sacer*, würde sich dann leicht erklären.

Ob es lautgesetzlich möglich ist, *frīth* vom nord. *frétt* abzuleiten kann ich nicht beurteilen. Aber die Entlehnung dieses Wortes würde noch nicht beweisen, dass gerade die zu Anfang des Aufsatzes geschilderte Art der Divination nordischen Ursprungs ist.

Henderson (a. a. O. S. 73) nimmt das an, obgleich ihm bekannt ist, dass nord. *frétt* eine ganz allgemeine Bedeutung hat: *this species of divination which we owe to the Norse is by no means extinct in the Hebrides.* Er begnügt sich damit, auf vier Stellen der Saga hinzuweisen, ohne sie im Wortlaut anzuführen:

Bródir reyndi til með forneskju hversu ganga myndi orrostan, en svá gekk fréttin usw. Njála Kap. 157; *en Sigurðr gekk til fréttar við móður sína* (um den Ausgang eines bevorstehenden Kampfes zu erfahren), *hon var margkunnig* Orkn. s. Kap. 11. Hier ist Hendersons Ausdruck (*where Sigurd practises it*) durchaus unpassend. Die Mutter, nicht Sigurd *practises it*. Diese beiden Stellen sind ja überhaupt für die Sache ganz belanglos. Die nächste (Forns. 19) dagegen gibt ein klareres Bild; es ist die bekannte Schilderung aus der Vatnsdœlasaga: die finnische Seherin sitzt im Hause des Ingjaldr auf hohem Sessel, die Männer treten einzeln heran, um sich weissagen zu lassen: *finnan var sett hátt ok búit um hana vegliga: þangat*

1) Wie König Hakon der Gute von seinen heidnischen Bauern gezwungen wird, sich durch Teilnahme an der Opfermahlzeit wieder den alten Göttern zu ergeben, wollen die Langobarden christliche Gefangene nötigen, das Opferfleisch zu geniessen (*quadraginta rustici a Longobardis capti carnes immolatitias comedere compellebantur.* Gregor. Dial. 3, 27).

gengu menn til frétta, hverr ór sínu rúmi, ok spurðu at orlogum sínum. Welche besondere Zauberhandlung die Seherin vorgenommen hat, um ihr Wissen zu erlangen, erfahren wir nicht. In der letzten bei Henderson angeführten Stelle (Yngl. s. Kap. 18) wird erzählt, dass König Dagr opfert, um zu erfragen, was mit seinem Sperling geschehen ist: *gekk hann þá til sonarblóts til fréttar ok fekk þau svǫr, at spǫrr hans var drepinn á Vǫrva.* Diese Stellen können, wie man sieht, unmöglich zum Beweise dafür angeführt werden, dass die Handlung des *friþ* norwegischen Ursprungs ist. Mir ist aus dem nordischen Altertum keine Divinationshandlung bekannt, die dem *friþ* unmittelbar verglichen werden könnte. *frétt* bezeichnet ja niemals einen bestimmten Vorgang der divinatio, sondern überhaupt die Einholung einer durch übernatürliche Gewähr gesicherten Antwort, mag es durch Losung, durch *seiðr* oder auf eine andere Weise geschehen[1]). Ein alter Beleg für die Wendung *ganga til fréttar* steht in der Vellekla:

flótta gekk til fréttar
felli-Njǫrðr á velli,
draugr gat dolga Sǽgu
dagráð Heðins váða,
ok haldboði hildar
hregamma sá ramma;
Týr vildi sá týna
teinlautar fjǫr Gauta.

Skjaldedigtning B 122, 30 (A 129).

Die auf der Strophe beruhende Prosaerzählung nimmt an, dass der vor kurzem erst getaufte Hakon ein Opfer veranstaltet habe, um zu erfahren, ob die Zeit für den Kampf günstig sei. Bei Snorri (Heimskr. Ól. Tryggv. Kap. 27) und Fornm. s. 1, 131 gibt Odin die Antwort durch die zwei laut krächzenden Raben: *gerði hann þá blót mikit; þá kómu þar fljúgandi hrafnar II. ok gullu hátt; þá þykkisk jarl vita, at Óðinn hefir þegit blótit ok þá mun jarl hafa dagráð til at berjask.* In der Fagrsk. Kap. 15 wird die *frétt* mit dem *blótspánn* vorgenommen, aber auch hier ist das Erscheinen der Raben das Entscheidende: *fellði hann blótspón oc vitradezk svá sem hann skylldi hafa dagráð at beriazk oc hann sér þá ramma tvá hvarsso gialla oc fylgia allt liðinu* (das Opfer wird auf dem Schiff veranstaltet, in den beiden andern Quellen auf dem Lande). Man denkt hier an die Worte des Tacitus bei der Schilderung des Losens: *sin permissum* (wenn die Lose günstig sind), *auspiciorum adhuc fides exigitur. Et illud quidem etiam hic notum, avium voces volatusque interrogari* (Germ. 10). Der Verf. der Fagrsk. hat offenbar *teinn* in V. 8 der Strophe als *blótspánn* aufgefasst. Finnur Jónsson, Heimskr. 4, 83 verwirft die Konjektur *teinhlauts fjǫrvi* aus metrischen Gründen. Indessen scheint es mir möglich, auch

1) Christlich gewendet Postolas. 844: *sumir fóro* (zu Johannes Baptista) *til frétta at ganga.*

ohne Konjektur die *kenning* auf das Opfer oder die *frétt* zu beziehen. Ob *teinn* mit *blótspánn* gleichbedeutend ist (Müllenhoff DAK. 5, 156) oder der *teinn* dazu dient, die am Opfer Teilnehmenden mit Blut zu besprengen (*hlautteinn* Heimskr. Hák. Góð. Kap. 14; Eyrb. s. Kap. 4), bleibe zunächst dahingestellt. *teinlaut* könnte sowohl etwas bezeichnen, worauf die Losstäbe geworfen oder gelegt werden (*super candidam vestem* bei Tacitus), als auch das Gefäss oder noch besser das Blut selbst, in das der Besprengungszweig gesteckt wird[1]). Dass Snorri nichts von der Benutzung des *blótspánn* sagt, beweist natürlich nicht, dass er angenommen hat, sie habe in diesem Falle nicht stattgefunden. Ebenso ohne Erwähnung des *blótspánn: þann vetr fekk Ingólfr at blóti miklu ok gekk til fréttar um forlog sín, risuði fréttin honum til Íslands* Fornm. s. 1, 239. Eyrbyggjas. Kap. 4, Landn. 193, 16 F. J., vgl. auch Fornald. s. 2, 8.

Das Wort *frétt* im Sinne der Einholung einer Antwort mit übernatürlicher Gewähr gehört weniger der poetischen Sprache als der Prosa an. In der Edda kommt es nur in zwei unechten Strophen der Vegtamskvida vor (Bugges Ausg. 138). Die nach 4, 6 eingeschobenen Zeilen sind höchstens insofern von Interesse, als hier gesagt wird, dass der Blick bei der Zauberhandlung nach Norden gerichtet ist (*leit i nordr*, vgl.: *ok horfir þú i nordr*, Jarl Hakon beim Gebet Fornm. s. 11, 134. Odin wendet Runen und Zauberspruch an, um die Völva zu wecken). Auch in der skaldischen Dichtung ist *frétt* nur selten belegt, in den Hugsvinnsmál wird es an einer Stelle, wo die Vorlage von der Erforschung der Zukunft durch Losung spricht, verwendet:

> *til forlaga sinna*
> *skalat madr frétt reka* 65 Gering
> *quid Deus intendat, noli perquirere sorte.*

Wenn in der Prosa *frétt* und *ganga til fréttar* in Verbindung mit Opfer[2]) vorkommt, erfolgt die gewünschte Antwort gewöhnlich durch den *blótspánn*. Die Formel ist *fella blótspánn* oder *fella spán*, das Substantiv steht immer im Singular, oder *blótspánn* ist Subjekt zu *falla: fell honum þá sá spánn, sem hann mundi eigi lengi lifa* Yngl. s. Kap. 38. Bei einer Hungersnot: *síþan var felldr blótspánn, ok gekk svá fréttin, at eigi mundi fyrri koma ár á Reidgotaland, en þeim sveini væri blótad, er aztr væri* Herv. s. Kap. 7. *þá felldi Ónundr blótspán til at hann skyldi verda viss hvern tima Eirekr mundi til fara at nema dalinn* Landn. 188, 19 Finnur Jónsson. Mit anschliessender

1) Ich sehe nachträglich, dass Finnur Jónsson im Lexicon poeticum (1913–1916) *laut* im Sinne von *blod-kop* auffasst und die Erklärung von *teinn* als Schwert verwirft.

2) Auf das mit Opfer verbundene Loswerfen bei den Samländern hat schon W. Grimm (Runen S. 305) hingewiesen: *ir blûtekirl der warf zû hant sin lôz nâch ir alden site: zû hant er blûtete allez mite ein quek.* Livl. Reimchr. 4680. Er weissagt ihnen dann Sieg über die Ordensbrüder. (Vgl.: *in viel vil dicke wol ir spân.* Livl. Reimchr. 7232.)

Auslosung eines zum Opfertode bestimmten: *þeir felldu spán til byrjar, ok fell sá at Ódinn vildi þiggja mann at hlutfalli at hanga ór herinum* Gautrekss. Kap. 7.

In welcher Weise die in den angeführten Stellen erwähnte *frétt* vorgenommen wurde, ist aus den Berichten nicht zu erkennen. Beim Losen, wie es Tacitus beschreibt, ist das Aufnehmen der Lose durch den Interpretator das Entscheidende, beim Aufheben werden die Götter angerufen.

Die bezeichneten *surculi* werden *temere ac fortuito* auf das weisse Tuch geworfen. Der *sacerdos civitatis* oder der *pater familias ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur.* Ein dem *tollere*[1]) entsprechendes *taka upp* findet sich im Nordischen bei der Schilderung des Auslosens, wenn die Lose mit der Marke des Eigentümers versehen in dem Schoss eines Gewandes durcheinander geworfen und ein oder mehrere Lose herausgenommen werden *(menn báru þá hluti sína í skaut ok tók jarlinn upp* Egilss. Kap. 48; zahlreiche Belege bei Fritzner, Ordbog 2, 17 unter *hlutr).* Aber die typischen Formeln *fell sá blótspánn, var felldr blótspánn, felldu blótspán,* die sich ausschliesslich auf die Zukunftserforschung beziehen, geben uns ein Bild der Divinationshandlung, das sich wesentlich von der Schilderung des Tacitus unterscheidet. Auch im irischen Ausdruck für das Befragen der Lose, die aus Eibenholz geschnitten und mit Ogomzeichen versehen waren, ist das Werfen der Stäbe betont: *chrann-chur, the act of casting wood* (Mac Culloch, The religion of the ancient Celts, Edinburgh 1911, S. 248 Anm. 2). Will man sich eine Vorstellung von der im Norden beim Opfer geübten Losung machen, muss man zunächst vom Wortsinn der dafür gebräuchlichen Wendungen ausgehen. Die Vorstellungen des Werfens und Fallens werden freilich auch beim Auslosen festgehalten, wo zweifellos, wenn Stäbchen, Holzstücke gebraucht werden, die Entscheidung auf andere Weise erfolgt: durch Herausschütteln eines Loses aus einem Gefäss u. ä.: oder durch Ziehen. So ist es bei dem nord. *hlutfall,* das Auslosung bezeichnet. *To cast kevils* in der von Müllenhoff (Zur Runenlehre S. 37) angeführten Ballade dient zur Auslosung eines unter mehreren. Die *kevils* sind Holzstücke, die mit Eigentümerzeichen versehen sind (vgl. über die *karel* und das *kavelu* Homeyer, Über das germanische Losen in den Berliner Sitz.-Ber. 1853, 747ff. und in den Symbolae Bethmanno Hollwegio oblatae 1863, S. 69). Die Entscheidung kann, wenn man diese Lose verwendet, natürlich nicht durch das blosse Hinwerfen der vorhandenen Lose herbeigeführt werden. Aber die Wendungen 'das Los werfen', 'das Los fällt' werden auch in Deutschland schon früh ohne bestimmte Anschauung gebraucht.

1) *Ter singulos tollit* kann kaum anders aufgefasst werden, als: er nimmt dreimal zu einem auf, d. h. dreimal je einen Stab. Die Ausdeutung kann durch eine *nota* gegeben werden, aber sie wird dreimal wiederholt. Zu *tollere sortes* vgl.: *illa sacras pueri sortes ter sustulit.* Tib. 1, 3, 11.

Dass *blótspánn* immer im Sing. erscheint, ist auffallend. Im allgemeinen hat man sich nicht daran gestossen und *blótspánn* collectiv genommen, so dass also die *blótspænir* den *surculi* des Tacitus gleichgestellt werden konnten. Es gibt eine Stelle, die eine andere Erklärung wenigstens erwägen lässt: *þá váru gervir hlutir af vísendamǫnnum ok felldr blótspánn til* (Herv. s. Kap. 6, S. 325 Bugge). Man kann diese Stelle so auffassen, dass die *hlutir* von dem einen *blótspánn* unterschieden werden. Auch die *hlutir* sind dabei als Späne oder Zweigstücke zu denken *(skera hluti* Fornm. s. 7, 140). Der *blótspánn* könnte als ein besonders bezeichneter, bei der vorhergehenden Opferhandlung geweihter *hlutr* aufgefasst werden, dem bei der Deutung der geworfenen Lose eine entscheidende Rolle zufiel. Eine Differenzierung der zur Zukunftserforschung verwendeten Lose ist ja etwas sehr natürliches und vielfach bezeugt.

Aber es ist fraglich, ob man aus dieser Stelle so viel herauslesen darf. Sicher scheint mir das eine zu sein, dass das Werfen das Entscheidende war. *Vísendamenn* richten die Lose her. Das mag sich auf die Wahl bestimmter Holzarten *(arbor fructifera* bei Tac.), eher wohl auf die Bezeichnung der Lose mit *notae* beziehen.

Eine deutliche Vorstellung, wie die Losung vorgenommen wurde, können wir uns nach den Angaben der Quellen nicht machen. Es ist auch anzunehmen, dass es verschiedene Arten der Losung je nach der Fragestellung gegeben hat.

Die Rhabdomantie ist sehr weit verbreitet und wird auf sehr verschiedene Weise ausgeübt. Geht man für das Nordische vom Zeugnis der Sprache aus und legt das Gewicht auf das Werfen und Fallen der Lose, so muss man annehmen, dass die zufällige Lage der gefallenen Lose massgebend war. Das hat auch Keyser schon erkannt (Nordmændenes religionsforfatning i hedendommen S. 148), nur meint er, dass die zufällig durch die geworfenen Zweige gebildeten Runenzeichen als Grundlage für die Deutung gedient hätten. Es erklärt sich leicht, wie er auf diesen Einfall kommen konnte. Die Auffassung der *notae* des Tacitus als Runen, die im Norden bezeugte Verwendung der Runen zum Zauber, die bedeutsamen Namen einzelner Runen riefen die Vorstellung hervor, dass die Runen bei der Losung unentbehrlich seien. — Nun ist aber die Deutung nach der Lage der Lose so weit verbreitet, dass es gar nicht wunderbar erscheint, sie auch bei den Germanen wiederzufinden.

W. Grimm (Über deutsche Runen S. 305) erwähnt schon, dass die Afghanen aus der zufälligen Lage von Pfeilen, die aufs Geratewohl ausgeschüttet werden, weissagen. Von den Lolos: *the deities are consulted by tossing sticks in the air, and examining the positions into which they fall.* The Royal Geograph. Soc. Suppl. Papers 1 (1886), 70. Eine Losung mit drei Stäben *(niu)* wird von Taylor (New Zealand 205) geschildert. Dabei steckt der Fragende einen Stab in die Erde, die beiden andern werden

vor ihn hingeworfen, die Antwort ergibt sich aus der Lage, vgl. Ratzel, Völkerkunde[2] 1, 300. Ebenso ist es, wenn statt der Stäbe Muscheln, Steine, Knochenstücke angewendet werden. Die gegenseitige Stellung geworfener Muscheln wird von den Bogos ausgedeutet (W. Munzinger, Sitten und Recht der Bogos S. 90). Die Hereros werfen das Los mit kleinen Steinen, die von den Kundigen überall aufgelesen werden können. Sie schütteln die Steinchen auf der flachen Hand hin und her und deuten die so entstehenden Stellungen aus, die Aussprüche beziehen sich dabei nur auf Geschehenes (Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde 4, 505). Die Betschuanen und Basutos bedienen sich zur Erforschung der Zukunft eines Satzes von zwei aus Horn verfertigten Losstäben, zweier grösserer und 15 kleinerer Knochenstücke. Die Lage der beiden Losstäbe und der beiden grösseren Knochenstücke ist dabei von besonderer Wichtigkeit. (Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop., Ethnol. und Urgesch. 1882, 542.)

Bei einer von Lichtenstein (Reisen im südlichen Afrika 2, 518) geschilderten Losung werden nur vier aus Antilopenklauen verfertigte Stücke verwendet, aber auch hier wird die durch den Wurf entstandene Lage ausgedeutet.

The sorcerer puts bits of stick and pebbles into a gourd, shakes them up, and throws them out, deducing his answer to the questions put from their position as they lie on the ground. A. Werner, The natives of British Central Africa (London 1906) S. 93. *Divination is a function peculiar to the priests, and is usually performed by throwing things on the ground, and drawing inferences from the position in which they fall. A number of short sticks a few inches in length, or of pieces of knotted cord, or a handful of cowries or nuts are the articles generally used.* A. B. Ellis, The Ewe-speaking peoples of the Slave Coast of West Africa (London 1890) S. 96. Eine gleiche Art der Losung (Beurteilung nach der zufälligen Lage der geworfenen Lose) beschreibt H. Meyer, Die Barundi (Leipzig 1916) S. 133. Um den Ausgang einer Krankheit zu erfahren, warf man in Mexiko Maiskörner auf ein weisses Tuch *(super candidam restem.* Tac.) und deutete die Lage der Körner. (Globus 1900, 89.)

Die Betschuanen brauchen für die Handhabung der Zauberwürfel den Ausdruck: einen Fetisch suchen. (Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop., Ethnol. und Urgeschichte 1882, 542.) Fortgeschrittene Denkweise nimmt an, dass geistige Wesen den Fall der Lose lenken, sie in bestimmte Lage bringen. Eine primitivere Vorstellung verlegt aber die geheimnisvolle Kraft in die Lose selbst, die Lose fallen, legen sich unabhängig von der Einwirkung anderer Wesen. Das Los wird zum Fetisch[1]). Nachwirkungen dieser Vorstellungen erhalten sich bis in die Zeiten, in denen man im

1) Die berühmten bemalten Kiesel von Mas d'Azil sind vielleicht solche Lose und Fetische. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa S. 66 1. Aufl.).

Losen und dem daraus entstandenen Würfeln nur ein Spiel des Zufalls sieht. Ich erinnere mich aus meiner Studentenzeit, dass man beim 'Knobeln' durch Behauchen oder Bespucken der Würfel einen günstigen Wurf erzielen konnte. Im Frankfurter Passionsspiel von 1493 reden die Kriegsknechte, die um den Rock Christi würfeln, den Würfel[1]) mit 'Herr' an, z. B.

wolan, her worffel, was kunt ir nu?

(Froning, Drama des Mittelalters 2, 513.)

Besonders deutlich tritt die Vorstellung, dass die Antwort gebende Kraft im Lose selbst steckt, in den Divinationsgebräuchen hervor, bei denen die Lose sich von selbst bewegen. Brand (Popular antiquities of Great Britain 3, 332 (1849) gibt die Beschreibung einer solchen Divinationshandlung aus Theophylact ohne nähere Angabe. Es ist Theophylactus, der Bischof von Ochrida gemeint, und die Stelle steht in seinem Kommentar zu Hosea 4, 12 (Patrol. gr. 126, 643), sie ist wörtlich dem Kommentar des Cyrill von Alexandria entnommen. Aus den beiden Stellen des Alten Testaments, die ein Stab- bzw. Pfeilorakel behandeln. Ezech. 21, 26 und Hosea 4, 12, ist nicht viel zu entnehmen, aber die Erklärung, die Cyrill zur Hoseastelle gibt, ist interessant. Kautzsch übersetzt: 'Mein Volk befragt sein Stück Holz und sein Stab gibt ihm Bescheid', Septuag.: *ἐν συμβόλοις ἐπηρώτων καὶ ἐν ῥάβδοις αὐτοῦ ἀπήγγελον αὐτῷ*, Vulg.: *populus meus in ligno suo interrogavit et baculus ejus annuntiavit ei.* Cyrill beschreibt die Divinationshandlung folgendermassen: *δύο γὰρ ἱστάντες ῥάβδους, εἶτά τινα τῶν ἀποῤῥήτων αὐτοῖς κατεπᾴδοντες, κατακλίνεσθαι παρεσκεύαζον ταῖς τῶν δαιμονίων ἐνεργείαις καὶ πιπτούσας ἐπετήρουν, ὅποι φέροιντο πάλιν, πότερον εὐθὺ ἢ ἀνόπιν, εἰς δεξιὸν ἢ εἰς εὐώνυμον* (Patrol. gr. 71, 129). Es ist für unsere Zwecke gleichgültig, ob Cyrill wirklich ein jüdisches Staborakel dieser Art gekannt hat. Ersonnen ist die Beschreibung nicht, es finden sich analoge Gebräuche bei verschiedenen Völkern. Das Wesentliche bei dieser Art der Losung ist, dass die Lose spontan in Bewegung geraten. Cyrill schreibt das einer von aussen auf die Lose einwirkenden Kraft zu, die ursprüngliche Vorstellung verlegt den Antrieb zur Bewegung in die Lose selbst.

Bei den Eingeborenen von Natal wird die Divination mit drei Stäben ausgeführt, die durch Zauber veranlasst werden, sich zu bewegen. Oder Knöchel werden auf die Erde geworfen (die einzelnen Knöchel sind benannt als Mensch, Kuh, Hund usw.), sie antworten durch Bewegung auf die gestellten Fragen. (Callaway, Journal of the Anthrop. Institute 1, 178.) Bewegung als ungünstiges Zeichen: *another way is to put the lots in a jar, cover it up, and leave it for a time, if they still keep their relative positions*

1) [Über die Vorstellung des Würfels als eines dämonischen Wesens vgl. Grimm, Mythologie[3] S. 84. 3, 269. Wickram, Werke 4, 277[1].]

when next looked at, the omens . . . . are favourable. (A. Werner, The natives of British Central-Africa S. 93.) Derselbe Autor beschreibt ein Ordeal, das in diesem Zusammenhange erwähnt werden darf, weil dabei von gehaltenen Stäben eine bewegende und den rechten Weg anweisende Kraft ausgeht. Wenn ein Diebstahl verübt ist, werden vier junge Leute ausgewählt und je zwei bekommen einen Stab zu halten. Dann beginnt der Zauberer seine Beschwörung, die jungen Männer geraten in Erregung, nach dem Glauben der Neger durch die Kraft der Stäbe, und laufen schliesslich zur Hütte des Diebes. S. 90ff. Interessant ist folgende Schilderung eines Pfeilorakels: 'Zu Aleppo sah ich einen Mohammedaner, der zwei Personen gegeneinander über auf einen auf der Erde ausgebreiteten Teppich niedersetzen liess. Er gab ihnen vier Pfeile in die Hand, die sie gerade mit der Spitze unterwärts hielten. Wenn nun eine Frage über etwas, was man zu wissen wünschte, vorgelegt wurde, so murmelte er eine Zauberformel, wodurch seinem Vorgeben nach die Pfeile von sich selbst, ohne einige Bewegung der Personen, die sie in der Hand hielten, mit den Spitzen sich in der Mitte zusammenfügten, und je nachdem ein glücklicher oder unglücklicher Erfolg angezeigt werden sollte, die rechte Seite sich über die linke, oder die linke über die rechte legte.' (Della Valle bei Rosenmüller, Altes und neues Morgenland 4. 335.) Scholz, Komment. zu Hoseas (Würzburg 1882) S. 48 berichtet von einem gleichen Orakel, dessen sich die Türken bedienten, um den Ausgang eines Feldzuges gegen die Christen zu erfahren. Zwei Pfeile bedeuteten dabei die Türken, zwei die Christen.

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung zur nordischen Losung zurück.

Nimmt man an, dass die Lage der geworfenen Stäbe das Entscheidende war, so können sie deshalb doch mit *notae* versehen gewesen sein: mit *notae*, die z. B. Glück, Unglück, Gefahr, besondere Ereignisse aller Art bezeichneten. Man kann sich auch denken, dass der Befragende selbst durch einen Stab vertreten war. Dann liesse sich wohl verstehen, dass der Deutende aus der gegenseitigen Lage der sinnvoll bezeichneten Stäbe eine vielsagende Antwort, nicht bloss ein Ja oder Nein herauslesen konnte.

Vielfach bezeugt ist ein einfacheres Wurfverfahren bei der Rhabdomantie, wenn es sich nur darum handelt, eine von zwei Antworten zu erhalten. So wie wir durch die zwei Seiten einer Münze die Entscheidung treffen, brauchte man Stäbchen, die auf einer Seite mit Rinde bekleidet, auf der andern abgeschält waren: die Stäbchen wurden in die Höhe geworfen, und die Antwort erfolgte, je nachdem sie auf die eine oder andere Seite niederfielen. Diese Art von Losung kam im Mittelalter bei den Juden vor. (Hastings, Encyclopædia of Religion and Ethics 4, 810a.) Aus Gera ist folgendes Verfahren bezeugt: Man schüttelte drei Stäbe, die auf der einen Seite weiss, auf der anderen schwarz waren: kamen mehr

weisse Seiten nach oben, bedeutete es Glück, das Gegenteil Unglück. (Wuttke, Volksaberglaube [3] § 344.) Vgl.: *siquidem tribus ligni particulis, parte altera albis, altera nigris, in gremium sortium loco conjectis, candidis prospera, furvis adversa signabant*, Saxo p. 827 (Die Slaven in Rügen). Auf den Altären chinesischer Tempel liegen halbkreisförmige Holzstücke, die man in die Luft wirft, wenn man eine Frage beantwortet haben will. Man beobachtet dann, mit welcher Seite sie auffallen. (A. Bastian. Die Völker des östlichen Asiens 3, 76.)

Bei den Friesen und Angelsachsen bezeichnet das dem nordischen *teinn* entsprechende Wort das Los: *quae sortes tales esse debent: duo tali de virga praecisae, quos tenos vocant.* Lex Fris. XIV, 1. *Leton him þa betwconum taan wisian .... hluton helicraftum, hadengildum .... þa se tan gehwearf ofer eorne ealdgesida* Andreas 1099ff. Mit *tan* wird in der nordhumbrischen Interlinearversion der Evangelien *sors* wiedergegeben (Matth. 27, 35, *hlot vel tan* Joh. 19, 24). Im Sinne von Loszweig ist *teinn* am Anfang der Hýmiskviða zu verstehen. Die Götter nehmen die *frétt* auf zweifache Weise vor, es ist aber durchaus nicht gesagt, dass es in der Reihenfolge geschieht, wie die Verse angeben: *hristo teina oc á hlaut sá.* Das Gegenteil vielmehr ist wahrscheinlich. Zum Gebrauch des Hysteronproteron vgl. Detter-Heinzel zu Vspá 7, 3—8. Aus dem *hristo* geht deutlich hervor, dass es auf den Wurf und die dadurch hervorgebrachte Lage der Loszweige ankam. Die Lose werden geschüttelt, weil sie vor dem Wurf durcheinander gebracht werden sollen. Sie müssen sich also in einem Behälter befinden. Bei den Arabern hat sich aus dem Stab- oder Pfeilorakel (bei dem neben dem Ziehen des Loses auch der Wurf bezeugt ist: Koran Sur. 3, 39 verblasst vom Auslosen) das eigentümliche Meisirspiel entwickelt; hierbei ist oft von dem Schütteln der Lospfeile (Pfeile ohne Spitze) die Rede, die Pfeile befinden sich dabei in der Ribâba, einem köcherartigen Behälter. Die Pfeile, die alle besondere Namen haben und bezeichnet sind, werden allerdings dann nicht geworfen, sondern unter einem über die Ribâba gedeckten Tuche gezogen. Über das Pfeilorakel der Araber und das Meisirspiel vgl. Wellhausen, Reste arabischen Heidentums [2] S. 132; Jacob, Altarabisches Beduinenleben [2] S. 110; A. Huber, Über das Meisir genannte Spiel der Araber (Leipz. Diss. 1883) S. 44.

Neben der Losung wird in der Hýmiskviða die Beschauung des Opferblutes erwähnt (*á hlaut sá*), wie sie in der bekannten Stelle des Strabo (294) von den kimbrischen Frauen vorgenommen wird: ἐκ δὲ τοῦ προχεομένου αἵματος εἰς τὸν κρατῆρα μαντείαν τινὰ ἐποιοῦντο. Auch die Litauer benutzten das Blut des Opfers zur Divination. v. Mierzynski, Der Eid des Keistutis (Sitzungsberichte der Prussia 18, 104. Königsberg 1893).

Die *teinar* der Hýmiskviða sind, wie der Zusammenhang ergibt, Loszweige oder -stäbe, sie sind nicht mit dem *hlautteinn* zu verwechseln. Von diesen erfahren wir lediglich etwas durch die beiden schon oben

zitierten Stellen, Heimskr. Hák. góð. Kap. 14; Eyrb. s. Kap. 4. Diese beiden Schilderungen stimmen in dem Vergleich des *hlautteinn* mit einem *stǫkkull*, d.h. mit dem Weihwedel überein, nur dass die Eyrb. s. von einem *hlautteinn*, Snorri von mehreren spricht: *hlautteinar*, *þat var svá gǫrt sem stǫklar* (Sn.), *hlautteinn sem stǫkkull vari* (Eyrb. s.). Sieht man aber näher zu, so ist zu beachten, dass Snorri auch von *hlautbollar* spricht, die Saga aber von einem, Snorri von mehreren Altären, die mit dem Blut besprengt wurden, die Saga nur von einem. Dass die Schilderung der Saga nicht lediglich aus Snorri stammen kann, ist sicher (Finnur Jónsson [Aarb. 1909] S. 260; Thümmel, Beitr. 45, 63). Nun steht aber der Vergleich mit einem Gegenstand des christlichen Ritus (*stǫkkull*, Foreningen til norske fortids mind. bevaring. Aarsber. 1910, 27) bei Snorri vereinzelt, in der Saga finden sich aber noch zwei andere entsprechende Vergleiche: *í þá líking sem nú er sǫnghús í kirkjum; sem altari.* Bisher nahm man an, dass gerade der *hlautbolli* und der *hlautteinn* und der Vergleich mit dem *stǫkkull* aus Snorri stammen (Finnur Jónsson, Árbok hins ísl. fornl. fél. 1898, 30). Es ist aber doch wahrscheinlich, dass die Saga die drei Vergleiche derselben Quelle entnahm. Daraus würde der Schluss zu ziehen sein, dass die Saga überhaupt nicht auf Snorri zurückgeht.

Jedenfalls zeigt diese Schilderung, dass im *hlautbolli* sich nur ein *hlautteinn* befand; wenn er zum Besprengen diente und dem Weihwedel verglichen werden konnte, so kann er nur ein lebendiger Zweig oder ein Zweigbüschel gewesen sein; und da die Beschreibung nichts von einer Verwendung zum Losen sagt, haben wir auch kein Recht, eine solche anzunehmen. Dem *hlautteinn* gleichzustellen ist *hlautviðr* in der Vǫl. 63: *þá knáði Hœnir hlautvið kjósa* (nach R.). Hœnir übernimmt den Tempeldienst in der neuen Welt und wählt den heiligen Zweig aus für den *staðr*.

(Schluss folgt.)

Der Komet im Volksglauben.

Von **Otto Lauffer.**

Es war in den Jahren 1816 bis 1821, als Joh. Georg Rist, der seit 1803 kgl. dänischer Geschäftsträger in St. Petersburg, Madrid und London, dann von 1808 bis 1813 Geschäftsträger und später Generalkonsul Dänemarks in Hamburg gewesen war, seine prächtigen und gedankenvollen Lebenserinnerungen schrieb, die zu den künstlerisch feinsten und kulturgeschichtlich inhaltvollsten unter den deutschen Memoirenwerken zu zählen sind.

Dort finden wir zum Jahre 1811 folgende Bemerkung: „Am Himmel stand damals der schöne Komet, der durch seinen freundlichen Schein, mehr eine gute als eine schlimme Vorbedeutung, die Nächte zierte“. Rist zeigt sich hier also gegenüber dem erwähnten Himmelszeichen scheinbar ganz unbefangen. Dann aber, nachdem er die politische Lage der Zeit geschildert hat, fährt er fort: „Die Zeichen der Zeit standen also zum Kriege. Der Komet wies nach Nordosten, und wir erwogen unablässig das Für und Wider des grossen Kampfes, der unvermeidlich schien“[1]).

Wir staunen, denn aus diesen Worten Rists scheint doch hervorzugehen, dass auch er selbst, dieser welterfahrene, hochgebildete Mann, mitsamt seiner Umgebung noch immer uraltem Glauben gemäss geneigt war, nicht nur den Kometen an und für sich als drohendes Vorzeichen für den Krieg anzusehen, sondern dass er darüber hinaus aus der Richtung des Kometen am Himmel auch auf die Richtung des bevorstehenden Krieges glaubte seine Schlüsse ziehen zu sollen.

Nach diesem einen Beispiel zu urteilen, musste sich denn wohl auch aus den gebildeten Kreisen gar mancher mehr, als wir heute annehmen, getroffen fühlen, wenn er in Goethes Spottgedicht ‘Drohende Zeichen’ die Verse las:

Tritt in recht vollem klarem Schein
Frau Venus am Abendhimmel herein,
Oder dass blutrot ein Komet
Gar rutengleich durch Sterne steht:
Der Philister springt zur Türe heraus:
„Der Stern steht über meinem Haus!
O weh! Das ist mir zu verfänglich!“
Da ruft er seinem Nachbar bänglich:
„Ach seht, was mir ein Zeichen dräut!
Das gilt fürwahr uns arme Leut’!
Meine Mutter liegt am bösen Keuch,
Mein Kind am Wind und schwerer Seuch’,
Meine Frau, fürcht ich, will auch erkranken,
Sie thät schon seit acht Tag nicht zanken;
Und andre Dinge nach Bericht!
Ich fürcht, es kommt das jüngste Gericht.“

Die Gedankenwelt, in die wir hier einen Blick tun, geht in ihren Anfängen weit zurück. Sie knüpft an die orientalisch-astrologischen Vorstellungen an, die in der Zeit des Hellenismus von Babylonien aufgenommen wurden und die dann, in die Kultur des Abendlandes fortgepflanzt, bis zum Ausgang der Renaissance so sehr in Kraft geblieben sind, dass selbst die Papstkrönungen noch im 16. Jahrhundert von dem Stern der Stunde abhängig gemacht wurden.

1) Gekürzte Ausgabe in der ‘Hamburgischen Hausbibliothek’ I—II. 1908. 2, 121 u. 125.

Bekanntlich wurde in den Lehren der Astrologie den Planeten eine beherrschende Rolle zugewiesen. Sie sind die Wandelsterne. Sie haben ihre selbständige Bewegung gegenüber dem Fixsternhimmel, und mit den seltener erscheinenden Kometen ist es ebenso. Aber gerade mit der Beurteilung der Kometen steht es sehr merkwürdig.

Bei den Griechen hatte schon im 3. Jahrh. v. Chr. Apollonius und nach ihm in Rom Seneca gelehrt, dass die Kometen Gestirne seien. Aristoteles dagegen hielt die Kometen für Dünste, die sich in der Atmosphäre entzünden und dann verlöschen. Ihm folgte Plinius, der sie zugleich für vorbedeutend erklärte und ihnen je nach ihrer Form und Farbe eine besondere Bedeutung zuschrieb[1]). Diese irrige Lehre ist es dann gewesen, die die Jahrhunderte hindurch die astronomischen Vorstellungen des Abendlandes beherrscht hat und die im volkstümlichen Glauben der Völker noch heute fortlebt.

An der Hand von einzelnen Belegen die grosse Verbreitung dieses Kometenglaubens durch die Jahrhunderte zu verfolgen, soll — wenn auch durchaus noch nicht in erschöpfender Weise — im folgenden versucht werden.

Dabei kommt es hier zunächst im wesentlichen nur auf die deutschen Verhältnisse an. Die Erscheinungen der antiken Kultur in ihrer Vermittlerrolle können daher hier nur gestreift werden. Ausser den schon genannten literarischen Quellen mag noch darauf verwiesen werden, dass die ominöse Bedeutung des Kometen offenbar den Anlass dazu gegeben hat, dass er auf einer Münze des 1. Jahrh. v. Chr. aus Cäsarea in Kappadozien beiderseits dargestellt ist und dass auf einem römischen Denar des Augustus der Komet sich abgebildet findet, der nach Caesars Tode erschienen war. Wir werden noch sehen, dass die Kometen auch im Mittelalter und später immer wieder zum Tode von Fürsten in Beziehung gebracht sind[2]). Auch auf antiken Amphorenstempeln sollen sich Kometenbilder gelegentlich finden.

Am bekanntesten aus der klassischen Literatur ist wohl eine Stelle, die zwar nicht von einem Kometen, aber von einer in der Ausdeutung ihm ähnlich behandelten Sternschnuppe spricht. Sie findet sich in Vergils Aeneis II. 691 ff. Vorauf geht das Gebet des Anchises, dass die Götter ihm ein Zeichen senden möchten, und der Dichter fährt dann weiter fort:

Vix ea fatus erat senior, subitoque fragore
Intonuit laevum, et de caelo lapsa per umbras

1 R. Wolf, Handbuch der Astronomie, ihrer Geschichte und Literatur (Zürich 1890) 1, 573 ff.

2) F. S. Archenhold, Kometen, Weltuntergangsprophezeiungen und der Halleysche Komet (Treptow-Berlin 1910) S. 48. — Da ich diese Zeilen als Soldat niederschreibe, so sind mir die Arbeiten von W. Schwartz, Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie und von Erwin Pfeiffer, Studien zum antiken Sternglauben (Leipzig, Teubner 1914), zurzeit nicht mehr erreichbar.

Stella facem ducens multa cum luce cucurrit
Illam summa super labentem culmina tecti
Cernimus Idaea claram se condere silva
Signantem vias; tum longo limite sulcus
Dat lucem, et late circum loca sulfure fumant.

Durch Schillers Übersetzung ist diese Stelle auch in die deutsche Literatur übergegangen. Es sei daher erlaubt, auch seine entsprechenden Worte (Die Zerstörung Trojas v. 117) hier anzuführen:

Er spricht es, und zur Linken kracht
Ein lauter Donnerschlag In schönem Strahlenbogen
Kommt durch die weit erhellte Nacht
Ein funkelndes Gestirn geflogen;
In unserm Zenith stieg es auf und zog
Die Silberfurche hin nach Idas Triften,
Den Weg uns zeigend, den es flog;
Die ganze Gegend raucht von Schwefeldüften.

Ich erwähne diese Stelle besonders deshalb, weil hier die Flugrichtung des Gestirns ähnlich wie bei Rist die Schweifrichtung des Kometen als vorbedeutend angesehen wird.

Die Aufnahme der antiken Anschauungen über die Vorbedeutung der Kometen in die mittelalterliche Vorstellungswelt konnte um so weniger auf Schwierigkeiten stossen, als auch die Bibel, und zwar gerade das Neue Testament diese Anschauungen stützte. Für die christliche Überzeugung trat es in den Hintergrund, wenn Jeremias 10, 2 sagt: „Ihr sollet den Weg der Heiden nicht lernen und vor den Zeichen des Himmels nicht erschrecken, denn die Heiden fürchten solche.“ Viel wichtiger war es für die Gläubigen, wenn von Jesus selbst bei Lucas 21, 11 berichtet wird, dass er als Vorzeichen für die Zerstörung Jerusalems geweissagt habe: „Es werden geschehen grosse Erdbebungen hin und wieder, teure Zeit und Pestilenz; auch werden Schrecknisse und grosse Zeichen vom Himmel geschehen.“ Und ähnlich sind Jesu Worte vom Ende der Welt bei Lucas 21, 25: „Es werden Zeichen geschehen an der Sonne und Mond und Sternen; und auf Erden wird den Leuten bange sein und werden zagen.“ War das nicht der beste Beweis dafür, dass die Himmelserscheinungen als Vorzeichen für irdische Geschehnisse anzusehen seien?

Mit Angst und mit Schrecken hat das Mittelalter sich jedesmal aufs neue durch das Erscheinen eines neuen Kometen erfüllen lassen, und so ist es auch erklärlich, wenn die Schriftquellen von diesen Ereignissen immer genau Bericht erstatten und wenn die letzteren dann auch meist mit Unglücksfällen aller Art in Verbindung gebracht werden[1]). So hat

1 Eine geschichtliche Zeitfolge der Kometenerscheinungen gibt v. Mädler-Klinkerfues, Der Wunderbau des Weltalls oder Populäre Astronomie. 7. Aufl. Berlin 1879 S. 325—380. Die Berichte aus dem 12. und 13. Jahrhundert sind zusammengestellt bei A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, 2. Aufl. 1. 127—140.

für das 11. Jahrhundert schon J. Kunze darauf hingewiesen, dass die zahlreichen Berichte von epidemischen Krankheiten gewöhnlich mit ausserordentlichen Ereignissen in Verbindung gesetzt wurden, so mit Mond- und Sonnenfinsternissen und Kometen, daneben mit Unwetter, Stürmen und Überschwemmungen, Dürre und Misswachs[1]). Er gibt auch für die Ausdeutung des Kometen als Vorzeichen für einen Krieg, für Hungersnot oder Seuchen einen wichtigen Beleg, indem er auf die Äusserung des Chronicon S. Andreae verweist: „Quod genus syderis quod erunt bella aut famem aut pestilentiam portendere solet“[2]). Dem 11. Jahrhundert entstammt auch, soviel ich sehe, die erste mittelalterliche Darstellung eines Kometen. Es ist der Halleysche Komet, dessen Erscheinen im Jahre 1066 auf der Tapete von Bayeux dargestellt ist. Unter der Überschrift: ‘Isti mirant stellam’ sieht man dort die erregten Menschen, die den Kometen betrachten, und in unmittelbarer Beziehung dazu erscheint auf dem nächsten Bilde der König Harold, der am 14. Oktober 1066 in der Schlacht bei Hastings gegen Wilhelm den Eroberer fiel. Auch auf den Zustand Heinrichs IV. soll jener Komet sehr schädigend gewirkt haben, denn nach seinem Erscheinen „ward der Keyser todtkrank und lag sehr hart darnieder zu Fritzlar in Hessen, dass auch die Erzte an seinem Leben verzagten“[3]).

Naturwissenschaftlich blieb, wie schon gesagt, das Mittelalter bei der Beurteilung des Kometen durchaus in der Gefolgschaft des Aristoteles. So gibt Albertus Magnus folgende Erklärung:

Cometae sunt stellae habentes comas, quod fit propter aerem inflammatum, contentum a stellis siue a planetis, scilicet Ioue, Saturno, Marte, Sole ac Venere. Isti enim propter uelocitatem motuum igniunt aerem, et sic propter aerem inflammatum contentum a stellis praedictis coniuncto lumine ipsorum cum eo uidentur stellae comatae. Dico ergo quod cometa nihil aliud est, quam uapor terrenus, grossus, cujus partes sibi multum coniacent, paulatim ascendens ab inferiori parte aestus usque ad superiorem eiusdem, ubi concauitatem ignis attingit, et ibi diffusus et inflammatus. Et ideo uidetur longus frequenter et diffusus[4]).

In offenbarer Anlehnung an Albertus Magnus schreibt denn auch der süddeutsche Spruchdichter Meister Boppe, dessen Tätigkeit in die Zeit zwischen 1275 bis nach 1287 fällt:

Cometa swie der gebende si sô lichten schîn,
unt swie er schîne als er ein sterne müge sîn,
des er ist doch nicht wan ein gedünste entzündet

1) Joh. Kunze, Zur Kunde des deutschen Privatlebens in der Zeit der salischen Kaiser. Berlin 1902.

2) Monumenta Germaniae, Scr. VII, 537, 20.

3) So zitiert ohne Quellenangabe von W. Meyer, Der Halleysche Komet. Woche 1909, S. 1749 ff.

4) Albertus Magnus, Philosophiae naturalis isagoge (Strassburg, Morhard 1525). „Capitulum . . . de generatione Cometae.“

Von viures kraft, daz im sô nâhe wonet bî;
daz machet daz man waenet, daz es ein sterne sî[1]).

Dieser naturwissenschaftlichen Erklärung hängt Meister Boppe dann gleich die vorbedeutende Auslegung an, die uns hier am meisten interessiert:

Der selbe schîn ieslîchem wunder kündet:
Swen man in siht in sîner kraft
sô vollenglîche schône brehende schînen,
dô wizzet daz sîn meisterschaft
der werlde kündet schedelîches pînen,
der hôhen starken künige tôt
oder in den landen gemeinlîchez sterben,
urliuge oder groz' urliuges nôt
oder in den selben hungerlîchez werben
oder wandelunge hôher sterken rîcheit sunder minnen:
dar zuo gelîche ich einen man,
der schoene ist an
ze sehene unt doch dâ bi ist valschaft ûze und inne.

Wie die Lehre des Albertus Magnus durch die Jahrhunderte weitergegeben wurde, lässt sich auch sonst verfolgen. Einer seiner Schüler, Thomas Cantimpratensis, hat in der Zeit von 1230 bis 1244 ein naturhistorisches Kompendium, Liber de natura rerum, verfasst, und dieses Werk hat wieder die unmittelbare Vorlage für Konrad von Megenberg gebildet, als er in den Jahren 1349 und 1350 sein 'Buch der Natur' schrieb. Konrad sagt von dem 'geschopften Stern' das folgende[2]):

Der stern bedäut hungerjâr in dem land, dâ er den schopf hin kêrt, dar umb, daz diu fäuhten auz dem ertreich ist gezogen und diu vaizten, dar auz süez wein und korn und ander früht schölten auz der erden gewachsen sein, und koment oft dâ mit vil kefern und häuschrecken.

Zum Beweis dafür bezieht er sich auf seine Beobachtungen der Folgen eines Kometen vom Jahre 1337. Dann fährt er fort:

„Der comêt bedäut auch streit und verraeterei und untreuw und etleicher grôzen fürsten tôt und gemaincleich vil pluotvergiezens."

In diesem Sinne macht er jenen Kometen vom Jahre 1337 für den 1339 erfolgten Ausbruch des hundertjährigen Krieges zwischen Frankreich und England mit den Schlachten von Sluis (1340) und Crécy (1346) verantwortlich, sowie für den Tod des blinden Königs Johann von Böhmen, der in der Schlacht von Crécy gefallen war.

Konrad sucht sich diese angeblichen Einwirkungen in folgender Weise zu erklären: „Nu maht dû frâgen, war umb der stern streit bedäut und pluotvergiezen? daz ist dar umb, daz ze den zeiten der stern kreft die lebleichen gaist auz dem menschen ziehent und machent daz behend pluot auzdünstend auz dem menschen. Sô nu der Mensch trucken ist und hitzig, sô ist er zornig und vicht gern, als

1) v. d. Hagen, Minnesinger 2, 379.
2) Ausgabe von Pfeiffer p. XXIX und S. 75.

wir sehen an haizen läuten: wenne si vastent, sô sint si unmuotig und zornich; . . . daz aber die maister sprechent, daz der stern bedäut der fürsten tôt mêr denn armer läut tôt, daz ist dar umb, daz die fürsten namhafter sind dann arm läut und ir tôt weiter erschillet denn armer läut tôt".

Wenn demnach Konrad von Megenberg hinsichtlich der Frage, wieweit der Komet vorbedeutend für den Fürstentod sei, doch etwas zweifelhaft zu sein scheint, so ist es doch sicher, dass gerade in diesem Punkte die volkstümliche Anschauung auch in den folgenden Jahrhunderten noch keine Änderung erfahren hat. So berichtet eine hamburgische Chronik über den Halleyschen Kometen von 1531 und über zwei weitere aus den Jahren 1532 und 1533 und äussert zu dem letzteren:

Item anno domini 1533 heft men den drudden cometen int nortwesten gheszeen. Vnde synt dusse dre cometen na eynander erschenen. Got allmächtig weet, wat sye vns bringen werden. Denne dut is gewisz, dat de erste konink Karstens etzwan vt Dennemarken syne gefenknisse vnde den elenden doet syner koninginnen vnde kinderen, de yn fromden landen vorstoruen weren, heft betuget vnd nawyset: de andere den doet Frederici, des koninges in Dennemarken, eyn groeet frunt der stede, vnde den swaren val des Turken heft gheweissaget[1]).

Eine andere Fassung derselben Chronik sagt an der gleichen Stelle:

Item anno domini 1533 heft men den drüdden cometsterne geseen int nortosten. Und dit is gewis, dat de erste des konings Christierns gevenknüsse bedudet heft und den doet synes kloken gemals, des kaisers süster, darto synes sönes doet, de im haue des kaisers gestoruen syn; de andere des Törken toch in Ungeren, unde heft de auerste stat in Ungeren ingestörmet unde ingenamen, dat meiste unde gröteste deel des rikes erauert, de drüdde den doet des christenkonings Frederyks in Dennemarken.

Man sieht: auch die Reformation hat in diesen Anschauungen keinerlei Wandel geschaffen. Für Luther sind zwar besonders auffallende Himmelserscheinungen, Sonnenfinsternisse, Kometen usw. zunächst ganz allgemein betrachtet, Anzeichen des göttlichen Zornes[2]). Er steht ihnen — im Vergleich mit den meisten seiner Zeitgenossen — also insofern etwas freier gegenüber, als er sie im allgemeinen nicht als vorbedeutend für bestimmte Ereignisse auffassen möchte. In den Einzelfällen kann er sich dann aber doch wieder nicht von der Anschauung seiner Zeit frei machen. So schreibt er in der Kirchenpostille[3]):

„So haben wir auch so viel Cometen gesehen, und neulich sind sehr viel Kreuz vom Himmel gefallen und ist mit unter auch aufkommen die neue unerhörte Krankheit, die Franzosen. Auch wie viel Zeichen und Wunder sind etliche Jahr daher im Himmel ersehen, als Sonnen, Mond, Sternen, Regenbogen und viel ander seltzame Bilde. Lieber, laß es Zeichen sein, und große Zeichen, die etwas großes bedeuten, welche auch die Sternmeister und Frau Hulde nicht mag sagen, daß sie aus natürlichem Lauf sind kommen, denn sie haben zuvor nichts davon erkannt noch geweissaget."

1) Lappenberg, Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache 1861 S. 259.
2) E. Klingner, Luther und der deutsche Volksaberglaube 1912 S. 95.
3) Ausgabe von Enders 10, 65.

Wie Luther das Erscheinen des Halleyschen Kometen, der vom 14. August bis zum 3. September 1531 sichtbar war, auf sich wirken liess, das geht einwandsfrei aus einem Briefe hervor, den er am 18. August an Wenzel Link in Nürnberg richtete und in dem er schreibt:

„Ora pro me, mi Wenceslaë. Apud nos cometa ad occidentem in angulo apparet (ut mea fert astronomia) tropici cancri et coluri aequinoctiorum, cujus cauda pertingit ad medium usque inter tropicum et ursae caudam. Nihil boni significat Christus regnet. Amen“ [1]).

Ähnlich wie bei dem Halleyschen Kometen sucht Luther auch die böse Wirkung eines Kometen vom Oktober 1532 durch das Gebet abzuwenden.

In einem Briefe vom 18. Oktober 1532 schreibt er darüber: „Cometes apud nos visitur in Oriente de mane. Sed nolite metuere a signis coeli, que gentibus tantum sunt metuenda. Oremus pro nobis invicem, ut salvemur“ [2]). Kein Zweifel, dass er mit dieser Äusserung zugleich auf Jeremias 10, 2 Bezug nimmt.

Dass Melanchthon von der Vorstellung der zeitgenössischen Astrologie und der Dämonenlehre stark beeinflusst war, ist bekannt. Er achtet auf Vorzeichen aller Art und berichtet darüber an seine Freunde, z. B. dass man in Breslau ein feuriges Schiff am Himmel gesehen habe, und Ähnliches [3]). Von dem Kometen, der am 5. Mai 1556 in Wittenberg sichtbar wurde, gibt er eine genaue Schilderung der Stellung am Himmel. Was er aber von seiner Wirksamkeit hält, das zeigt sich klar aus den angefügten Schlussworten:

„Man hat ihn aber, wie wir nachmals berichtet, durch ganz Europam und Kleinasien gesehen, und war fast gleich, beides mit seinem positu und motu dem Cometen, der vor des Caroli, Herzog aus Burgundien und des Türkischen Kaisers Mahomet Tod ist gesehen, und vom Regiomontano ist beschrieben worden. Darauf erfolgte eine große Dürre, die doch dies Jahr dem Getreide nicht geschadet, und dem Wein mehr gefrommet hat. Im Reich aber folgte bald darauf allerlei Empörung, derer Ausgang wir noch nicht sehen konnten, da wir dieses aufzeichneten“ [4]).

Wie der von Melanchthon besprochene Komet von 1556 auch auf die Abdankung Karls V. bezogen wurde, das ergibt sich aus einem auf jene Abdankung bezüglichen Spottbilde, das angeblich auf eine ältere Vorlage, die das Verhältnis zwischen Friedrich III. und Papst Pius II betraf, zurückzuführen ist [5]). Auf demselben ist links auch ein Kometenbild angebracht mit der Überschrift ‘Dieser Comet ist erschienen im 1460 Jhar’. In dem Kometenkopfe stehen die Worte: ‘Sihe dich für: vnnd Frage.

1) Luthers Briefwechsel, hsg. von Enders 9, 61.

2) Ebenda 9, 234.

3) K. Hartfelder, Der Aberglaube Philipp Melanchthons. Histor. Taschenbuch 6. Folge, 8. Jahrg. 1889 S. 231ff.

4) Bretschneider und Bindseil, Corpus reformatorum 8, 942/3.

5) Abgebildet bei Eug. Diederichs, Deutsches Leben in der Vergangenheit 1. 101, nach einem Original in der Münchner Hofbibliothek. Dort fälschlich 1576 datiert.

Hore. Sihe. Hüete dich'. In dem Schweif aber findet sich die Inschrift: 'Wie schrecklich bist du, wer magt dir wiederstehen!'

Mit dieser Kometen-Darstellung sind wir schon mehr auf das Gebiet der volkstümlichen Äusserungen hinübergegangen, und gerade hier findet sich in Wort und Bild eine grosse Anzahl von Belegen.

Die ganze Unglücksfülle, die man von der Wirkung eines Kometen erwartete, zeigt der folgende Spruch:

Achterlei Unglück insgemein entsteht,
Wenn in der Lufft erscheint ein Komet:
Viel Fieber, Krankheit, Pestilenz und Todt,
Schwere Zeiten, Mangel und Hungersnoth,
Große Hitze, dürre Zeit und Unfruchtbarkeit,
Krieg, Raub, Mord, Aufruhr, Neid, Hass und Streit,
Frost, Kälte, Sturmwind, Wetter- und Wassersnoth,
Viel hoher Leute Untergang und Todt,
Feuersnoth und Erdbeben an manchem End.
Große Veränderung im Regiment.
Wenn wir aber Buße thun von Herzen,
So wendet Gott manch Unglück und Schmerzen[1]).

Es gibt solcher Kometen-Sprüche eine ganze Menge; sie finden sich meist auf Einblatt-Drucken des 16. bis 18. Jahrhunderts, auf denen die jeweils neu erschienenen Kometen zur Darstellung gebracht wurden, und eben diese Flugblätter sind uns in grosser Zahl erhalten. Archenhold hat aus dem Besitz der Treptow-Sternwarte für die Zeit von 1540 bis 1769 im ganzen 75 Stück zusammengestellt. Die Gesamtzahl der bisher bekannt gewordenen Blätter gibt er mit 86 an[2]). Sie alle interessieren nicht nur durch ihre bildmässigen Darstellungen, sondern sie geben vor allem auch durch ihre Texte einen Einblick in die volkstümliche Anschauung. So heisst es auf einem Blatte, das dem im Januar 1661 erschienenen Kometen gewidmet ist:

Cometen waren jeder Zeiten
Zornboten Gottes, und bedeuten
Wind, Theurung, Pest, Krieg, Wassersnoht,
Erdbiden, Endrung, Fürstentodt.
Solt aber drum der Fromm verzagen?
Nein, sonder mit Vertrauen sagen:
Wan Erd und Himmel brächen eyn,
Wird Gott mein Port und Anker seyn.

Ähnlich äussert sich ein Spruch auf den grossen Kometen von 1680, den Archenhold anführt, mit folgenden Worten:

1) Zitiert ohne Quellenangabe bei W. Meyer, Der Halleysche Komet, Woche 1909 S. 1749ff.

2 Archenhold a. a. O. S. 44 u. 75ff. Eine Reihe von teilweise farbigen Abbildungen gibt Wilh. Hess, Himmels- und Naturerscheinungen in Einblattdrucken des XV. bis XVIII. Jahrhunderts (Zeitschr. f. Bücherfreunde N. F. II 1910 S. 1ff.), ferner P Gulyás, Vier Einblattdrucke über den Kometen vom Jahre 1680. Ebenda N. F. III 1912 S. 328ff.

Wenn ein hell brennender Comet
In den öbersten lüfften steht,
Werden gar große Reich zerstört,
Wie wir solches offt haben gehört.
Der dunckel scheint, übet sein krafft,
Daß er klein Herren hinweg rafft.

Aus den Einblattdrucken sind, wie bekannt, in weiterer Entwicklung die Zeitungen entstanden. Auch sie bilden, und zwar in noch höherem Masse, eine Gruppe von Schriftquellen, aus denen wir gelegentlich reichen Aufschluss gewinnen. So schreiben die 'Berliner Ordinari- und Postzeitungen' 1665, Nr. 66 als Nachricht aus Wien vom 15. April:

Der große Comet, dem keiner von Anfang der Welt bis hieher gleich gewesen seyn soll, läßt sich von 3 bis halb 5 Uhr Morgens bey hellem Wetter noch statlich sehen, dahero die Gemüther aller Orten sehr perplex werden, und entstehen überall vielerley Propheten, so da Busse Predigen, widrigenfalls alles über und über gehen soll. Wie denn auch ein Weib in Tyrol 7 Tage und Nächte geschlaffen, und darnach auch dergleichen Bedrohung außgesagt hat: es haben auch viel geschryen, daß zwischen hier und den 4 Maji die Stadt Wien versincken soll, obs wahr, oder hoffentlich falsche Propheten seyn werden, gibt die Zeit[1]).

Eine besonders reiche Auswahl von Zeitungsäusserungen besitzen wir über einen Kometen, der Ende 1680 und Anfang 1681 zu sehen war. Da berichtet der Berliner 'Dienstagische Mercurius' 1681, 4. Woche, als Zuschrift aus Neapel vom 30. Dezember 1680[2]):

Der Comete, den man allhier mit einem erschrecklichen langen Schwantz siehet, wie auch der Arm St. Nicolai von Toleto, der Blut schwitzet, erwecket hieselbst viel redens und stehen die Leute gleichsam bestürzet: Etliche übelgesinnte Menschen aber sagen, daß das erste natürlich, und das andere durch Kunst zu Wege gebracht sey.

An derselben Stelle wird aus Rom vom 4. Januar 1681 gemeldet:

Von dannen [von Bologna] ist auch ein Discours, den bewusten Cometstern betreffend, ankommen, worinnen gemeldet wird, daß derselbe dieser Stadt, Paris, Engeland, Venedig, Niederland, Vngarn, Elsas, Straßburg und einen Teil Toßcanien großen Jammer und Unglück drohe, wie auch Veränderung der Religion und Regierung, gut oder böse, Verrätherey der Fürstlichen Bedienten, Gefängnisse, Vergifftungen, und Tod eines hohen Printzen, fallende Seuchen, Venerische Krankheiten, welches alles sehr schleunig sich begeben und zutragen werde, vermittelst des schnellen Lauffs des Cometen durch meist alle Himmlische Zeichen des Thier-Crayses, welches dann allhier sehr kümmerliche Gedanken verursachet[3]).

Wie man wegen dieser 'kümmerlichen Gedanken' auch von Regierungs wegen sich zu allerhand Massnahmen veranlasst sah, darüber berichten zwei österreichische Meldungen. Der Berliner 'Sonntagischen Fama' 1681, 2. Woche, wurde unter dem 2. Januar aus Wien geschrieben:

1) Eberh. Buchner, Das Neueste von gestern 1, 88. — 2) Ebenda 1, 141. — 3) Ebenda 1, 140.

Allhier wird abermalen ein grosser Comet gesehen, dessen Schweiff in einer ungläublichen Länge (der Gelehrten Meynung nach über 1000 Meilen) und bleicher Farbe, und bestehet sein Lauff zwischen dem Adler und Delphin, deßwegen auch die nächtliche Schlittenfahrten und andere Nachtspiele eingestellet worden[1]).

Kurz darauf brachte der Berliner 'Sonntagische Mercurius' 1681. 5. Woche, die ergänzende Mitteilung:

Lintz, vom 18. Januarii. Weilen sich der Cometstern noch immer sehen lässet, und itzo seinen Lauff sehr hoch nimmet, die Kayserliche Astronomi auch Ihro Majestet dero Meynungen über dessen Lauff abgefasset und überreichet, als sagt man, daß Seine Majestet die Anstalt werde machen lassen, daß in dero Erbländern alles üppige und ruchlose Wesen gäntzlich abgeschaffet, und wochentlich gewisse Fast- Buß- und Bettage gehalten werden sollen[2]).

Über diesen Kometen von 1681 haben wir dann auch noch andere Nachrichten, aus denen zu ersehen ist, wie die geängstigten Gemüter der Zeit nun auch ausser dem Kometen selbst noch weitere Naturereignisse von bedrohlicher Bedeutung glaubten feststellen zu müssen. Die 'Sonntagische Fama' Berlin 1681. 2. Woche, berichtet aus Cöln vom 3. Januar[3]):

Außer dem vorgedachten Cometen, so nun dieses Orts nicht mehr zu sehen, finden sich in diesem Lande eine wunderliche Art Vögel, derer Größe wie ein Lamm, und einer 30 bis 40 Pfund wieget, und weilen man zu Anfang des vorigen Krieges von der gleichen Art auch gesehen, als muthmasset man wiederumb auf einen neuen Krieg.

Selbst den Astrologen scheint damals gelegentlich die Einbildungskraft mit dem Verstande durchgegangen zu sein, denn aus dem Elsass berichtete man am 23. Februar dem 'Sonntagischen Mercurius':

Von Paris wird geschrieben, daß in Normandie von einem Astrologo mit sonderbarer Auffsicht in der Mitten des Comets ein Sarg, worinnen ein Königlicher Leichnam mit beygelegter Cron und Scepter, und dabey in Streit gerahtene Ministri, so sich untereinander ermordet, gesehen worden, und über dieses solte sich ermeldter Astrologus entsetzet haben, daß er auch darüber gestorben seye[4]).

Wenn nach alledem die Erscheinung eines Kometen für die volkstümliche Anschauung auch der oberen Gesellschaftsschichten noch am Ausgang des 17. Jahrhunderts als gefahrdrohend angesehen wurde, so begreift es sich andererseits, dass das Kometenbild nun auch bei freien Erfindungen, Phantasiebildern, Fabeltieren usw. mit als Ausstattungsstück erscheint. So schreiben die Berliner Ordinari- und Postzeitungen 1665 Nr. 66:

Aus Venedig, vom 10. Aprilis. In alt Castilien hat man ein Monstrum erlegt, welches die Menschen auffgefressen, seine vordere Gestalt war gleich einem Crocodil, die hintere einem Pferde, mit 4 Arm- und Händen, in der rechten Seiten hat es die Form eines Cometen, in welchem die Buchstaben A. C. B I. gesehen worden[5]).

1) Ebenda 1, 140. — 2) Ebenda 1, 140—141. — 3) Ebenda 1, 141. — 4) Ebenda 1, 145. — 5) Ebenda 1, 88.

Bei diesen Anschauungen kann es nicht wundernehmen, wenn besonders auch die Geistlichkeit sich das Erscheinen eines Kometen weidlich zunutze machte, um die sündige Menschheit zur Einkehr und zur Busse zu ermahnen. So findet sich z. B. bei Michael Freud, Pastor emeritus zu Wismar, in seinem 'Alamode-Teuffel, oder Gewissens-Fragen Von der heutigen Tracht und Kleider-Pracht', den er 1682 zu Hamburg 296 Seiten lang erscheinen liess, auf S. 72 folgender Mahnruf:

Und was meynen wir wol, daß der im Decembri, Anno 1680 und im Januario 1681. Jahrs, am Firmament des Himmels erschienene strahlender, ungewöhnlicher und erschrecklicher Comet bedeutet? Ohne Zweiffel dieses, daß Gott wolle aufwachen zur Rach, Er wolle frisch und wacker seyn zu brauchen den Kehr-Besen, den Kehr-ab zu machen, und der rohen Welt den lang verschuldeten Product zu geben. Comet-Sternen, Un-Sternen! Wunder-Zeichen, Wunder-Straffen! Gott wils wunderlich mit uns machen .... mit einem solchen monstros-bösen Volk.

Für die böse Vorbedeutung, die er dem Kometen zuschreibt, müssen ihm dann Cicero, Claudianus, Camerarius, Dannhauer und Dietrichs Kometen-Predigt als Zeugen dienen.

Ein sichtbarer Beweis dafür, wie fest der Kometen-Glaube in der Bevölkerung wurzelte, sind auch die Kometen-Medaillen, von denen im 16. und 17. und auch noch im 18. Jahrhundert eine ganze Reihe geprägt worden sind und von denen eine von 1681 auf der Rückseite die Inschrift trägt:

Der Stern droht boese Sachen
TraV nVr! Gott VVIrDs VVoL MaChen.

Archenhold behauptet, dass diese Gepräge, unter denen sich auch ein Kometen-Taler von 1680 befindet, als Talisman getragen seien, um die bösen Einwirkungen des Kometen abzuwenden. Woher diese Meinung stammt, habe ich nicht ermitteln können. Durchaus unglaubwürdig erscheint sie mir nicht.

Sehr lehrreich ist es nun, zu verfolgen, wie die Vorstellungen von der bösen Bedeutung der Kometen zunächst in den berufenen Kreisen der Astronomen allmählich abgestreift wurden. Auch das ist nur sehr langsam gegangen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden wir auch hier die alten Anschauungen zumeist noch in voller Kraft. Ein paar Beispiele mögen das belegen.

Wohl im Jahre 1653 erschien in Nürnberg bei Jacob Pillenhofer ein Büchlein in Quart unter dem Namen Janus von der Gartow, 'Eyn kurtzer Bericht von dem Comet oder neuen Stern, der allhie in Hamburg im Jahr Christi 1652, den 11. Dezember, am Abend gesehen (da die Sonne jhren Eintritt in den Capricornum oder Steinbock genommen hat) vnd noch wird gesehen.' Nur der fünfte Teil des Inhalts handelt 'Von dem Lauff, von der Gestalt vnd Grösse dieses Comet-Sterns.' Reichlich die Hälfte aber spricht 'von dem Effect vnd Wirckunge dieses Sterns', und der Verfasser sagt dabei das Folgende:

'Nun aber wird ein jeder gern wollen wissen, was doch dieser Comet oder neuer Stern für eine Bedeutung vnd Wirckung werde mit sich bringen, der soll wissen, daß er portendiret vnd mit sich bringet, nach der Astrologorum gemeinen Lehre, vngewöhnliche Winde, Auffruhr vnd ein Sterben: Item einen großen Reformatorn vnd Gesetzgeber. Eine Veränderungen der Gesetzen vnd Statuten. Eine newe Lehre. Item: einen Außländischen frembden Feind, einen langwirigen Krieg von frembden außländischen Völckern. Einen Fürsten, welcher die Mitternächtigen Völcker soll verunruhigen vnd verheeren. Item, eine Vnfruchtbarkeit vnd Theurung, vnd viel andere Dinge mehr, beydes guts vnd böß, vnd das alles schleunig ohne lang verziehen, weil er in einem lüfft[gen] Zeichen entstanden, vnd orientalis ist, dazu schnellläuffig, vnd von Ost-Süden nach West-Norden zu, wider die Ordnung der Zeichen, als auß den Geminis in den Taurum seinen Lauff genommen, auch darneben mehr Saturnisch als Martialisch, weder Glantz noch Schwantz mit sich führet. Die Länder vnd Städte aber, so er mit seinem Effect und Wirckung am meisten wird treffen, die seind die so vnter den Zwillingen gelegen seind, worinn er meines erachtens zum ersten entstanden, Als von den Ländern, ist Hircania, Armenia, Mariana, Cyrenaica, Marmarica, Nider Egypten, Sardinia, vnd ein theil Lombardiae, das Hertzogthumb Wirtemberg, Flandern vnd Braband: Vnd von den Städten ist Corduba in Hispanien, Viterbium, Cesena, Turinum, Vercella, Regium, Metz, Kitzingen, Villach, Haßfort, Bamberg, Nürnberg, Löven, Brugge in Flandern, vnd London in Engelland. Worbey denn noch zu mercken, daß die angelegene Länder vnd Städte, sonderlich die vnter dem Tauro gelegen sind, davon auch nicht frey werden seyn .... Ferner ist auch noch zu mercken, je länger dieser Comet wird bleiben vnd gesehen werden, je länger vnd standhaffter seine Operation vnd Wirckung wird bleiben vnd seyn, so er mit sich bringet.' Zum Schluss kommt dann 'Eine Erinnerung bey diesen, was nun nothwendig zu thun.' mit der Ermahnung, 'von Sünden abzustehen, vnd waare Busse zu thun.'

Weiterhin nenne ich eine Flugschrift, die von einem ungenannten Verfasser im Jahre 1678 — vermutlich in Hamburg — erschien unter dem weitschweifigen Titel: 'Von der Namen-Nennung, Materie und Wirckung der Cometen. Neben Anzeigung eines am 22. Apr. 2. Mai in Francken gesehen dergleichen Schwantz-Sterns, mit seinen Stand und der muthmäßlichen Bedeutung, samt angehängter Beschreibung der vornehmsten von Christi Geburt her bisz auf diese Zeit erschienen Cometen, mit derselben erfolgten Würckung.' Der Verfasser erklärt unter Hinweis auf Plinius:

Es ist vermutlich, ein Comet sey ein grosser Hauf gesamleter und von der Sonnen und andern Planeten aus der Erden und Meer über sich in die Lufft ausgezogener, hitziger und schwefelichter Dampf und Schwal, welcher hernach von dem schnellen Lauff des Himmels enthrinnt, und umb die Erden wie andere Stern herumb geführet wird.

Auch hier sagt der Verfasser dann zum Schluss:

Und solches aus sonderer Schickung Gottes, etwas grosses und sonderliches damit anzudeuten.

Denselben Standpunkt wie der eben besprochene Anonymus nimmt auch Joh. Henr. Voigt ein in seiner Schrift: 'Christmäßige Betrachtung des Cometen, Im April Anno 1677 Auf dem Cometischen Sammel-Platze

im Tauro oder Stier Zu Hamburg observiret, abgezeichnet, fürgebildet und beschrieben.' (Hamburg 1677.) Er gibt erst seine Beobachtungen des Kometen, hängt dann aber ein eigenes Kapitel an 'Von dieses Kometen Bedeutung oder Wirckung in diese untere Welt.'

Recht bezeichnend für die volkstümliche Anschauung sagt er:

Abgesehen aber die Neugierigkeit vieler Menschen, und daß die meisten nicht so bald fragen, ob er da oder dort seinen Stand und Lauff habe? Sondern nur alsofort wissen wollen, was er doch bedeute? Ob er auch Krieg, Theuerung, Sterben und andere Noth bringen werde? Welchen Potentaten, kriegenden Partheyen, Königreichen, Herrschaften und Städten er am meisten Schaden werde? und was der fürwitzigen Fragen mehr sind ... Und weil umb deswegen eine solche Schrifft, die nur Astronomisch und nicht Astrologisch ist, da nicht Prognostica anhangen, von denen meisten nur vor unnütz, unverständlich, und kaum Lesenswürdig geachtet wird. So will zwart hievon etwas anhängen, aber darbey in Christlichen Schrancken bleiben, Gott und seinem Worte, seinen Propheten und Predigern den gebührenden Vorzug lassen.

So schreibt er denn 'mit Schrecken und Entsetzen' sein Prognostikon, indem er sich bezüglich der Bedeutung der Kometen auf den griechischen Spruch:

οὐδεὶς κομήτης, ὅστις οὐ κακὸν φέρει

und auf das deutsche Sprüchwort 'Die Kometen: Schreck-Propheten' bezieht. Er sagt:

Man hat von ihren Würckungen einen alten Knittel-Vers:
Flat, siccat Cometa, necat et tempora carat.
Wind, Regen, böse Lufft, Krieg, theure Zeit entstehen,
Wann die Cometen sich am Himmel lassen sehen.

Die näheren Ausführungen zeigen dann, wie man sich diese bösen Wirkungen zu erklären suchte:

Erstlich bringen sie Ungestümigkeit der Winde, denn wenn sie beginnen zu erleschen, bleibt viel Rauchs und Dampf in der Lufft, gleichwie, wann ein Licht ausgeblasen wird, so gibt dasselbig einen Dampf oder Rauch, solcher erwecket nicht allein in der Lufft große Winde, sondern wird auch oftmals in die heimliche und verborgene Hölen der Erden empfangen, daher hernach Erdbiedem entstehen, wann sie ihre Ausgänge nicht haben mögen. Darnach so verursachen die Cometen Hitz und Dürre; Hitz in der Lufft, die durch die Flammen und Brand der Cometen erhitzet wird; und Dürre auf dem Erdboden, wegen der erhitzten Lufft. Daraus dann folget Mißwachs des Getraids und anderer Frucht und also auch Theurung und Land-Sterben. Und weil sie nicht allein die Lufft und Erdboden erhitzen, sondern auch die Gemüther der Menschen entzünden, so bringen sie gewöhnlich auch Krieg, Aufruhr und Empörung, folget also immerdar ein Unglück auf das andere, welches dann eine schlechte gute Würckung ist. Fürnemlich aber hat die Erfahrung mit vielen Exempeln bewiesen, daß die Cometen grosser Herren tödtlichen Abgang und Veränderung der Regimenten ankündigen.

Die Zusammenstellung der bösen Wirkungen geschieht nun in der Weise, dass die Kometen so ziemlich für sämtlichen 'Schrecken und Forcht, Schwert, Hunger und Pestilenz' verantwortlich gemacht werden,

die ihnen über zwei oder drei Menschenalter oder noch länger gefolgt sind. In diesem Sinne wird auch der neue Komet ausgedeutet. Vorsichtig setzt aber der Verfasser hinzu:

Gott der Richter
Weiss mehr als wir Dichter.

Schliesslich zieht er sich ziemlich flau aus der Sache heraus, indem er sagt:

Geistlicher Weise etwas von diesem Cometen zu deuten, so schlage ein jeder, der ihn gesehen, davon gehört oder gelesen, in sich und denke: Gott habe diesen Cometen seine und seiner Sünden wegen aufgestecket, und dräue ihm vor seine Person damit; er durchsuche sein Gewissen, erkenne seine Sünden, und thue mit Bässerung seines Lebens ernstliche und wahre Busse: alsdann er die Deutung dieses Cometen am besten wird getroffen haben.

So sehr aber auch Voigt selber noch des Glaubens ist an die bösen Wirkungen der Kometen, so beginnt um diese Zeit doch schon ein Umschwung in den Anschauungen der Gebildeten einzutreten. Voigt selber gibt uns einen unzweideutigen Beleg dafür, wenn er zu seinen schreckenerregenden Prophezeiungen die Bemerkung macht:

Der Gott-fürchtende Leser wird hierüber nicht erschrecken noch murren, sondern wird sagen: Komm Herr! Komm Herr mit Gnaden! Die aber in irdischer Sicherheit leben, und in ihren sichern Welt-Lüsten nicht beunruhigt seyn wollen, die sagen freylich: Wer ist dieser? Was ist dieses? Aber laß sie sagen, lass sie lauffen, sie werden wol anlauffen und anstossen. Und so viel sie lachen, so viel dörfften vielleicht ihre Kinder im Elende weinen.

Diejenigen, die sich durch den Kometen nicht erschrecken liessen, und die schon erwähnten, vier Jahre nach Voigt zu Neapel begegnenden 'übelgesinneten Menschen', die sagten, dass der Komet 'natürlich' sei, sollten dann aber mit ihrer Anschauung schliesslich doch durchdringen. Schon am Ende des 16. Jahrhunderts erheben sich die ersten Zweifel an der Richtigkeit der alten Auslegung. An erster Stelle steht dabei, soviel ich sehe, Tycho Brahe. In seinen 'Astronomiae instauratae progymnasmata (Prag 1602) I. De admiranda Nova stella anno 1572 exorta' wendet er sich auf Seite 653 gegen Philippus Appianus, der in einem an den Landgrafen Wilhelm v. Hessen gerichteten Schreiben aus Tübingen vom 26. Dezember 1572 gesagt hatte:

Experientia docet, conspectos Cometas semper peculiares et tristes effectus subsecutos, quem ad modum ex multis Historicis et Astrologorum libris ac Observationibus videre est. Generaliter autem de his loquendo, portendunt ingentem saepenumero siccitatem, turbulentos ventos, Terraemotum, magnos aestatis ardores, intensaque hyemis frigora, frugum perditionem et penuriam, annonae caritatem, famem, magnam et subitaneam pestem, atque alios graues morbos, bellum, magnorum et potentium Principum mortem, quam mirabiles Regnorum et Politiarum mutationes comitari solent, et plura eiuscemodi. Atque quo diutius uisi fuerint et magis fixi manserint (uti ille, de quo hic agimus) eo uehementiores et diuturniores fore effectus, seque in aliquot sequentes annos extendere solent.

Tycho Brahe hat sich von diesen Anschauungen bereits frei gemacht. Er, der als Sterndeuter von Fürsten und Herren so viel in Anspruch genommen ist, schreibt bezüglich des Kometen dennoch klar und deutlich:

Nec tamen ea quae post Cometarum atque Ascititiorum Siderum procreationem in Terris eueniunt, ab his omnia dependent, cum procul dubio alias habeant causas (S. 543.)

Die entscheidende Wendung in der Beurteilung der Kometen brachte der Engländer Edmund Halley, der zuerst die Elliptizität der Kometenbahn nachwies. Er behauptete die periodische Wiederkehr der Kometen und berechnete, dass der Komet von 1682 im Jahre 1759 wiederkehren würde, wie er denn auch tatsächlich am 25. Dezember 1758 zuerst wieder beobachtet ist.

So sind es Halleys zutreffende Forschungsergebnisse vor allen Dingen gewesen, die den europäischen Kulturvölkern einen sicheren Stand gegenüber der Erscheinung der Kometen verschafft und die damit der Kometenfurcht ihren Nährboden im eigentlichen Sinne entzogen haben[1]).

Immerhin stand Halley — von den Verdiensten seiner astronomischen Berechnungen abgesehen — bezüglich der allgemeinen Beurteilung der Wirkung der Kometen auch unter seinen Zeitgenossen durchaus nicht mehr allein da. Vielmehr hatten sich die Fachastronomen schon um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts von dem Glauben an die bösen Wirkungen des Kometen losgelöst. So begegnet uns im Jahre 1714 ein Tübinger Doktorand Christian Karl Müller, der eine Dissertation 'Cometologia eclectica: De cometarum cauda sive coma et eorum effectu atque significatione' einreichte. Darin stellt er eine Reihe italienischer, französischer, englischer und deutscher Äusserungen aus den 80er und 90er Jahren des 17. Jahrhunderts zusammen, die sich meist schon direkt ablehnend verhalten, z. B. ein aus Köln datiertes Schreiben vom Jahre 1682 'que les comètes ne sont point le presage d'aucun malheur': 'Signa tristium temporum non sunt.' Müller selber stellt dann in dem Abschnitt 'De Cometarum effectu' die wissenschaftliche Behauptung auf, dass die Kometen zwar mancherlei physische Veränderungen hervorrufen, dass sie aber nicht als böse Vorzeichen zu betrachten seien.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts ist in den astronomischen Fachkreisen die rein wissenschaftliche Betrachtung des Kometen und die ablehnende Haltung gegenüber dem Glauben an seine Wunderwirkungen schon völlig durchgedrungen. So schreibt Christian Gottlieb Semler, „Vollständige Beschreibung von dem Neuen Kometen des 1742. Jahres" (Halle. Renger 1742):

Die Gestalten der Cometen sind entweder erdichtete oder wahre. Die ersten kommen von den Geschichtsschreibern her, welche offt ihrer Einbildung, oder gar

1) Über die Belege zum Kometenglauben bei Shakespeare vgl. John Bartlett, 'Concordance to Shakespeare' (London 1906) S. 254 unter dem Schlagwort 'comet'.

dem Wahn des unverständigen Pöbels gar zu sehr in Beschreibung der Cometen gefolgt sind. Bald eignen sie ihnen die Figur einer Kriegs-Posaune zu, bald sind sie wie Brat-Spiesse erschienen, bald haben sie einen grossen Bocks-, Juden- oder Capuziner-Bart gehabt, oder sie haben wie Pferde-Mänen ausgesehen, bald sind sie Schwerdter und Sebel, oder wie Pfeile gewesen, andere hätten wie Krieges-Schilder oder gar wie Fässer gesehen. Und wenn ihr die erdichtete Gestalt des jetzigen Cometen wissen wollet; so fraget die Unverständigen, von welchen ihr vernehmen werdet, daß sie ihn einen Staub-Besen oder gar einer Ruthe vergleichen. Habt ihr Lust dergleichen Träume mit vielen Anmerkungen von ihren Bedeutungen zu lesen; so wird euch Plinius (in Historia Natural. Lib. II. Cap. 25) oder noch besser Hevelius (in Cometographia) hierinnen dienen können, welcher letztere euch noch dazu diese seltsamen Gestalten in Kupfer vorstellet.

Wenn man zu gleicher Zeit neue Hypothesen aufstellte, die uns heute fast ebenso anmuten wie die Äusserungen des Aberglaubens, wenn z. B. Semler sich ausführlich darüber verbreitet, dass es 'höchst wahrscheinlich ist, dass auf der Fläche des Kometenkopfes vernünftige Einwohner sich befinden', so können wir diese Vorstellungsreihen hier nicht weiter verfolgen.

Das Wichtige ist, dass seit jener Zeit die Astronomen zu der modernen naturwissenschaftlichen Beobachtung und Beurteilung der Kometen übergegangen sind. Die Kreise der Gebildeten sind ihnen darin gefolgt. Aber das ist doch nur allmählich und schrittweise geschehen. So setzt auch der eben genannte Semler (a. a. O. S. 63) zwar umständlich auseinander, 'wie ungewiss, und schlecht beschaffen die Cometen-Deuterey sei', aber dennoch sieht er sich gezwungen, auch die Bedeutung des von ihm besprochenen Kometen nach den Sterndeuterregeln auszulegen, damit man nicht etwa sage, die Auslegung von der Bedeutung des Kometen wäre für ihn zu hoch und schwer, und darum verwerfe er sie. Bei ihm finden wir dann auch wieder einen Hinweis (S. 131), dass aus dem Laufe der Kometenbahn besondere Schlüsse gezogen wurden, wenn er sagt:

> Es setzen aber die Sterndeuter von den Cometen, folgende Regel: Ein Comet, welcher sich von Mittag gegen Mitternacht bewegt, bedeutet Veränderung der Gesetze und einen neuen König: bewegt er sich aber von Mitternacht gegen Mittag, bringt er Überschwemmungen und teure Zeiten.

Wer würde bei diesen Ausführungen Semlers nicht erinnert an die Worte der Weisen vom Morgenlande (Matth. 2, 2): „Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande, und sind gekommen, ihn anzubeten?“ Und so ist bekanntlich auch die Vermutung ausgesprochen, dass der 'Stern von Bethlehem' in der Erscheinung des Halley'schen Kometen vom Jahre 11 vor Christus zu erkennen, und dass daher die Geburt Christi elf Jahre eher anzusetzen sei, als unsere Zeitrechnung sie annimmt.[1])

Wie der Kometenglaube in den weiteren Kreisen der Gebildeten im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts immer noch nachspukte, haben

1) Vergl. Das Weltall Jahrg. 7 S. 113.

wir schon gelegentlich erwähnt. Es mag hier noch daran erinnert sein, dass auch in dem bekannten 'Orbis sensualium pictus' des Joh. Amos Comenius bei dem Kap. 149 'Die Vorsehung Gottes' sich ein Kometenbild findet, von dem die Unterschrift sagt: 'Das menschliche Schicksal ist nicht zuzuschreiben dem Glück oder dem Zufall oder dem Einfluss der Sternen, (zwar die Schwantzstern, Cometen, pflegen nichts Guts anzudeuten, wie man insgemein vorgiebt) sondern Gottes allsehendem Aug und dessen allregierender Hand'.[1])

Dann aber mehren sich auch in den nicht astronomischen Schriften die Stimmen, die die Kometenfurcht im Ernst oder im Spott bekämpfen. Auf Goethes 'Drohende Zeichen' wurde schon hingewiesen. Ähnlich äussert sich Schiller in dem Gedicht 'Rousseau'.

Neu und einzig — eine Irresonne,
Standest Du am Ufer der Garonne,
Meteorisch für Franzosenhirn.
Schwelgerei und Hunger brüten Seuchen,
Tollheit rast mavortisch in den Reichen;
Wer ist schuld? — Das arme Irrgestirn!

So schreibt J. P. Hebel in seinem 'Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes' (Tübingen, Cotta 1811. S. 209):

Der Comet bedeutet ein Unglück. Man darf sicher darauf rechnen, entweder es entsteht innerhalb Jahresfrist ein Krieg, oder ein Erdbeben, oder es gehen ganze Städte und Königreiche unter, oder es stirbt ein mächtiger Monarch, oder geschieht sonst etwas, woran niemand eine Freude haben kann. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als wenn der Comet das Unglück herbeyzöge, oder deswegen erschiene, um wie ein Postreuter es anzuzeigen . . . . Allein es geschieht auf dem weiten Erdenrund, irgendwo, diesseits oder jenseits des Meeres, alle Jahre so gewiss ein grosses Unglück, dass diejenigen, welche aus einem Cometen Schlimmes prophezeihen, gewonnen Spiel haben, er mag kommen, wann er will.

Um endlich die geschichtlichen Zusammenstellungen mit demselben Kometen des Jahres 1811 abzuschliessen, mit dem wir sie auch begonnen haben, verweise ich noch auf Karl v. Holtei's Erzählende Schriften Bd. 29 ('Vierzig Jahre' I. Breslau, Trewendt 1862) S. 190. Dort sieht man, wie damals alter Glaube und aufgeklärte neue Erkenntnis aufeinanderstiessen. Holtei berichtet folgendermassen:

Von dem, was um jene Zeit die Zeit erfüllte, von dem Zuge des grossen französischen Heeres und seiner Bundesgenossen, ist mir durchaus kein Merkmal der Erinnerung geblieben, wenn nicht die Behauptung, auf die ich mich noch aus dem Munde meiner Pflegemutter und ihrer Freundinnen besinne: dass der drohende Krieg durch den Kometen vom Jahre Achtzehnhundert Elf veranlasst und herbeigeführt sei, dafür gelten soll. Ich war ein verzweifelt aufgeklärter junger Mann und kämpfte mit den schärfsten Waffen der Physik und anderer Künste, die man uns in der Schule dargereicht, gegen Aberglauben und Gespensterfurcht, — wohl verstanden, bei hellem Sonnenschein, denn im Dunkeln gab ich klein bei — und

1 Zweite Auflage (Nürnberg 1755) S. 592. Die erste Auflage erschien 1746.

deshalb stritt ich auch gegen all' und jede Consequenz, die meine Alten-Weiber-Umgebungen aus dem Kometen zu ziehen suchten.

Man sieht hier, wie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Kometenfurcht allmählich in die Unterschichten des deutschen Geisteslebens herabsinkt, wie das, was früher ein Teil der allgemeinen Weltanschauung gewesen war, schliesslich im volkstümlichen Aberglauben seinen letzten Niederschlag findet. Hier hat es aber auch im Laufe des 19. Jahrhunderts sich weiter von Mund zu Mund fortgepflanzt und ist auch in unseren Tagen noch lebendig geblieben.

Für ganz Deutschland und für alle seine einzelnen Teile lässt es sich belegen, dass der heutige Volksglaube noch überall an der bösen Auslegung des Kometen festhält. Wuttke sagt darüber: Die Kometen gelten allgemein, schon bei den alten Indern, als Vorboten von allgemeinem Landesunglück, von Krieg, Pest, Teuerung usw.[1]) In Oldenburg bedeutet ein Komet einen Krieg oder eine ähnliche Heimsuchung. Strackerjan gibt für die Zeit vom 17. bis ins 19. Jahrhundert folgende Belege dafür.

Der Oldenburger Chronist Winkelmann erwähnt, dass im November 1618 ein erschrecklicher Kometenstern mit einem langen brennenden Schwanz bei klarem Himmel in ganz Deutschland 30 Tage lang gesehen sei als rechter Herold und Vorbote der künftigen 30jährigen göttlichen Strafe. Ebenso sieht zu der Zeit der Pastor Fabricius in Rastede einen Kometen, der 54 Tage gesehen worden, als Vorhersager von Krieg und Pestilenz an. Als 1858 der prachtvolle donatische Komet längere Zeit am nächtlichen Himmel strahlte, sprach die ganze Welt wiederum von Krieg, und viele glaubten später, er habe den Zusammenstoss Österreichs mit Frankreich und Italien im Jahre 1859 angekündigt.[2])

In Mecklenburg sagt man allgemein: 'wenn ein Komet erscheint, kommt Krieg'.[3]) Ebenso ist der Komet für Schlesien als vorbedeutendes Zeichen für Krieg und Teuerung bezeugt.[4]) Im badischen Oberlande hält man die Kometen nach E. H. Meyer für Zuchtruten, die Krieg oder Teuerung ankünden.[5]) Aus der Pfalz schliesslich hören wir, dass Sonnenfinsternisse und Kometen, besonders die letzteren, allemal ein grosses Unglück: Krieg, Verheerung, Pest, Raupenfrass oder ein Mäusejahr bedeuten.[6])

Eine besondere Art der Einwirkungen, die den Kometen zugeschrieben wurden, besteht darin, dass man auffällig geformte Hühnereier auf ihren

1) Ad. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart.[3] 1900. S. 196. Bezüglich der Inder beruft er sich auf Albrecht Weber, Zwei vedische Texte über Omina und Portenta Abhandl. d. Berlin. Akad. d. Wissensch. 1859) S. 334.

2) Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg 1, 20—21.

3) Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 2, 202.

4) Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien 2, 135.

5) E. H. Meyer, Badisches Volksleben S. 515.

6) Kleeberger, Volkskundliches aus Fischbach in der Pfalz 1902 S. 46. [Ferner vgl. Zingerle, Sitten des Tiroler Volkes 1857 S. 134; A. John, Sitte in Westböhmen 1905 S. 234; Sebillot, Folklore de France 1, 51; Pitrè, Usi e costumi del popolo siciliano 3, 36. 1889.]

Einfluss zurückführte. Solche 'Naturwunder' haben zu verschiedenen gelehrten Schriften Anlass gegeben. Sie sind auch wiederholt auf Flugblättern dargestellt, von denen Archenhold a. a. O. einige abbildet. Auch dieser Glaube lebt noch heute unter der Oberfläche fort. So wurde im Jahre 1911 in der Nähe von Hamburg ein auffallend windschiefes Ei gefunden, dessen Missgestalt vom Volksglauben mit den Kometen des Jahres in Verbindung gebracht wurde.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die böse Vorbedeutung des Kometen immer und überall als feststehend angesehen wurde. Er erscheint daher auch niemals in Weihnachtsspielen oder auf älteren Weihnachtsbildern. Der 'Stern' wird dort nach biblischem Vorbild immer festgehalten. Das bleibt auch besonders da zu beachten, wo der Stern durch einen auf die Geburtsgruppe gerichteten Strahl etwas Ähnlichkeit mit einem Kometen erhält.

Erst als man im 18. Jahrhundert sich von der alten Auffassung des Kometen freizumachen begann und als die Aufklärung auch in ihrer Weise Kritik an der Bibel übte, erst da begann der Streit darüber, ob der Stern der Weihnachtsnacht ein Komet gewesen sei oder nicht. So veröffentlichte 1742 der Brandenburgische Rector Heyne ein 'Sendschreiben an einen guten Freund auf dem Lande, worinne gezeiget wird, dass der Stern, der den Weisen aus Morgenland erschienen, ein Comet gewesen ist', worauf Semler (Vollst. Beschr. 1742 S. 114 ff.) mit einem umständlichen astronomischen Gegenbeweis antwortete.

Endlich ist noch eins zu bemerken. Trotz der schlimmen Folgen, die man mit der Erscheinung eines Kometen verband, wird dieser, wie es scheint, doch immer nur mit Gott selbst als dessen Zuchtrute in Verbindung gebracht. Als Teufelswerk erscheinen die Kometen, soviel ich sehe, niemals, und so werden auch des Teufels Dienerinnen, die Hexen, denen doch sonst Unwetter, Sturmfluten und böse Naturerscheinungen aller Art in die Schuhe geschoben sind, für Kometen niemals verantwortlich gemacht.

Wenn wir mit der also gewonnenen Kenntnis von der abergläubischen Beurteilung, die das deutsche Volk Jahrhunderte lang der Erscheinung eines Kometen entgegenbrachte, uns nun noch einmal kurz überlegen, welche Folgerungen sich daraus für den Geschichtsforscher und für den Volkskundler ergeben, so zeigt sich, dass die sorgfältige Sammlung der einschlägigen Quellen nach mancher Richtung wertvoll sein muss. Die planmässige Zusammenstellung geschichtlicher Nachrichten über Elementarereignisse, die der Gesamtverein deutscher Geschichts- und Altertumsvereine infolge der Wiener Beschlüsse vom Jahre 1906 in die Wege leitet, wird sich daher auch bezüglich der Kometenforschung sehr nützlich erweisen. Sie wird nicht nur die Kenntnis der geschichtlichen Quellen über die Beobachtungen von Kometen in mancher Hinsicht vermehren,

und sie wird dadurch nicht nur den Astronomen eine möglichst lückenlose Reihe geschichtlicher Nachrichten über die Erscheinung von Kometen darbieten, aus der sich unzweifelhaft für mehr als eine dieser Himmelserscheinungen die Beobachtungsdauer mit annähernder Genauigkeit wird feststellen lassen, und die dann vielleicht auch die Möglichkeit bietet, die periodische Wiederkehr ein und desselben Kometen noch über die neunzehn Fälle hinaus, bei denen es bis jetzt gelungen ist, einwandfrei zu berechnen. Vielmehr werden dabei auch die geschichtlichen und volkskundlichen Forschungen einen erheblichen Gewinn haben.

Geschichtlich betrachtet, ist es uns ja klar geworden, dass es sich bei den Kometen um durchaus typische Erscheinungen handelt, mit denen ganz bestimmte Beurteilungen verbunden waren. So haben wir es bei jedem Kometen mit einem typischen historischen Moment von treibender Kraft zu tun. Wir kennen die Auffassung, die man in der Vergangenheit davon hatte, und die Folgerungen, die die Menschen der Vergangenheit daraus für die eigene Lebensführung zogen. Mit diesen Auffassungen und mit diesen Folgerungen müssen also unzweifelhaft manche geschichtlichen Ereignisse, deren Grund wir sonst nicht einsehen würden, in Verbindung gebracht werden, und so wird sich von hier aus manche geschichtliche Erkenntnis ermöglichen, die uns sonst vielleicht immer verschlossen bleiben würde.

Endlich aber wird sich durch die Kenntnis der Ausdeutungen, die die Kometen zu verschiedenen Zeiten erfahren haben, auch für die allgemeine Geschichte des Aberglaubens wichtiges Material ergeben. Das wird vor allem nach einer ganz bestimmten Richtung von Wert sein. Bei dem Kometenglauben liegen die Verhältnisse ja anders als bei fast allen sonstigen Arbeiten, die die Geschichte und die Daseinsformen des Aberglaubens aufzudecken suchen: Es ist bekannt, dass der abergläubische Mensch sich von den für vorbedeutungsvoll gehaltenen Ereignissen immer nur die zu merken pflegt, bei denen er eine böse Folgeerscheinung tatsächlich glaubte feststellen zu können. Wieviele gleichartige Erscheinungen er aber dabei in seiner Statistik übergeht, das lässt sich so gut wie niemals ermitteln. Bei dem Kometenaberglauben liegen die Dinge anders. Hier ist gerade der Teil, der sonst zweifelhaft bleibt, zuverlässig bezeugt. Hier kennen wir die Zahl der beobachteten Vorzeichen annähernd genau. Hier können wir also vergleichen, welche späteren Folgen der Aberglaube mit ihnen in Beziehung setzt, über wie lange Zeit man die Nachwirkungen noch glaubte feststellen zu dürfen, und vor allem auch, zu welchen Auskünften man griff in den Fällen, in denen die gefürchtete böse Folgeerscheinung scheinbar nicht eingetreten war, wie man sich dann half, um die Bösartigkeit des Kometen schliesslich doch anscheinend überzeugend in die Erscheinung treten zu lassen.

So lassen sich also aus diesen Beobachtungen sowohl methodisch für die Aberglaubensforschung als auch inhaltlich nach der Seite der Völkerpsychologie umfangreiche und mannigfaltige Ergebnisse gewinnen.

Anhangweise möchte ich hier noch ein paar völkerkundliche Nachrichten über afrikanischen Kometenaberglauben anschliessen, die ich durchweg den freundlichen Bemühungen meines Kollegen Meinhof und seiner Hilfsarbeiter am Hamburgischen Kolonialinstitut verdanke und die die Kometenberichte bei R. Andree, 'Ethnographische Parallelen und Vergleiche' (Stuttgart 1878, S. 113) in mancher Hinsicht ergänzen.

Der eingeborene Sprachgehilfe Abudu Rashid erzählte über den Kometenglauben der Hausa folgendes: Im Jahre 1300 der Hidschra des Propheten sah man zuerst einen Kometen, d. h. im Jahre 1884 christlicher Zeitrechnung. Als dieser Komet erschien, fürchtete sich jedermann: denn man glaubte, das Ende der Welt sei herbeigekommen. Da versammelten sich die Leute, die 'Schriftgelehrten', die Männer und die Frauen. Man legte den Rosenkranz nicht mehr aus der Hand, hielt an am Gebet und flehte zu Gott. Ein weiser Malam sagte zu den Leuten des Hausalandes: „Dieser Komet bringt mancherlei Kunde. Zunächst, dass grosse Könige der Welt sterben werden. Krankheit und Plage wird überhand nehmen, Krieg und Veränderung in den Zeitumständen. Nicht wird man mehr kennen Gehorsam noch Erbarmen. Die Weiber werden ihren Männern nicht mehr folgen, Kinder nicht mehr ihren Eltern. Sklaven nicht mehr ihren Herren, Untertanen nicht mehr ihren Königen." Und so geschah's; denn mit der Zeit des Kometen hat sich jedes und jedes verändert. Der Komet aber erscheint alle 26 Jahre, oder auch alle 28. So ist es.

Die Hausa glauben beim Erscheinen eines Kometen, es gibt Krieg; sie glauben, es tritt ein Sterben ein, ganz grosse Könige werden sterben. Sie glauben, die Welt würde umgekehrt. Sie glauben, was man noch niemals erlebt habe, würde man dann erleben. Krieg wird kommen in Menge und Seuchen, Krieg zwischen solchen, die einander die Nächsten sein sollten: Muslime sollen vertilgen Muslime, Christen ihre Brüder, die Christen, Heiden ihre Brüder, die Heiden. Wir rufen einem Kometen zu und pflegen zu sagen: „Geschwänzter Stern, dein Anblick bedeutet nichts Gutes".

Der Suaheli Mtoro bin Mwenyi Elbakari aus Bagamoyo sagte: Der Komet ist ein Zeichen, er kommt nicht umsonst. Als in Afrika einer erschien, hiess es: Fremde werden kommen, Leute aus dem Meer — die Gelehrten sagten: Europäer — und werden das Land einnehmen.

Hollis, The Naudi (Oxford 1909, S. 79. 81. 100) schreibt: When the new moon is seen, when shoting-stars or a comet are visible, or when there is an eclipse of the run or moon the Naudi spit and pray for good luck . . . Shooting stars and comets are a sign of great ill future — especially the latter — and when people see them they must spit and offer up a prayer. . . . A comet is regarded as the precursor of great misfortune. When one is seen, war, drought famine, disease, and ruin may be exspected as a result.

Bei Hollis, The Masai (Oxford 1905, S. 277) findet sich das Folgende: When the Masai see a comet, they know that a great trouble will befall them, the cattle

will die, there will be a famine, and their people will join the enemies.[1]) It is said that a comet was once seen before the Europeans arrived, and as some Masai children were watering the cattle at a pond after herding them, a creature resembling an ox but green in colour issued from the water. The children were frightened, and killed it. They then disembowelled it, and found that its body was full of caul-fat instead of blood. On returning to the kraal they related what had occured. When they medicin-man heard the story, he said: 'If we see another comet, people who are green in colour will come out of the water and visit our country. Should the be killed, caul-fat instead of blood will be seen issuing from their bodies?' Shortly after the appearance of the next comet the Europeans arrived. It was formerly believed that they had no blood, and that their bodies were full of caul-fat.

Der afrikanische Sprachgehilfe Christian Baumann (Hamburg) schreibt mir über den Kometenglauben der Bergdamara (Deutsch-Süd-West-Afrika) das Folgende: Die Kometen werden als Unglücksbringer nicht gern begrüsst. Erscheint ein solcher, so stehen dem Stamme oder dem Lande schwere Zeiten bevor, oder sie befinden sich schon in solchen, in denen Sterbefälle in den Häuptlingsfamilien eintreten können, ein schlechter Regenfall, Trockenheit und Hungersnot, oder Epidemien aller Arten unter Menschen und Tieren ausbrechen. Unglücklicherweise fielen tatsächlich mit Kometenerscheinungen auch sehr oft in ihrem Volksleben unvergesslich schwere Zeiten zusammen. So z. B. erschien ein Komet im Jahre der grossen Menschen- und Rinderpest. Dann 1910/11 zur Zeit des Erscheinens des Halleyschen Kometen erfolgte der Tod des letzten Bergdamara-Oberhäuptlings Cornelius Goreseb in Okombahe. Diese und ähnliche Fälle befestigten in dem Bergdamaravolk den Glauben, dass ein Erscheinen von Kometen im Zusammenhang mit unglücklichen Zeiten stände.

Hamburg.

Bohnenlieder.

Von **Arthur Kopp.**

Die wahrscheinlich zunächst im südwestlichen Viertel Deutschlands heimische, dort altüberkommene Redewendung 'Das geht noch übers Bohnenlied' scheint sich in den letzten Jahrzehnten infolge des uneingeschränkten lebhaften Verkehrs über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet zu haben, so dass man sie jetzt wohl als jedermann bekannt voraussetzen und als allgemein volkstümlich bezeichnen darf. Sie besagt meistenteils etwa 'das ist unerhört oder unglaublich, das ist gar zu närrisch oder töricht, es übersteigt jedes erlaubte Mass, jeden Begriff oder jede Vorstellung'. Doch werden die Worte von vielen auch äusserst unbestimmt, fliessend und verschwommen angewandt, so dass man gar keinen rechten Sinn dabei verstehn und suchen, sondern oft nur eine nichts-

1) The Dinkas (am mittleren Nil) have a similar tradition. (Kaufmann, Schilderungen S. 122.)

sagende Redensart wie manch andere festlegen kann, zur Äusserung von Staunen oder Zweifel oder auch zur blossen Bekundung der Aufmerksamkeit auf etwas als ausserordentlich Vorgetragenes. Die meisten verbinden eben, wenn sie vom Bohnenlied sprechen, damit gar keinen Gedanken an irgend ein bestimmtes, ihnen vertrautes Lied. Selbst in den umfangreichsten Sammlungen neuzeitlicher so kunst- wie volksmässiger Lieder findet man kein jetzt noch übliches, in diesen Zusammenhang passendes Bohnenlied, und es dürfte schwerlich mehr ein solches geben, auch im Volksmunde nicht. An Lieder wie 'Wenn hier ein Pott mit Bohnen steht', oder 'Trinkt, ihr deutschen Brüder', worin es heisst 'Lasst den Türken ihre Bohnen', oder den Kindersingsang 'Eine kleine weisse Bohne führte mich nach Engelland', oder sonstige Verse, worin zufällig und nebensächlich auf ganz unverfängliche Weise der Bohnen gedacht wird, lässt sich nichts anknüpfen. Die meisten würden in Verlegenheit geraten, wenn man sie danach fragen wollte, welches Lied ihnen vorschwebe bei der Anführung des Bohnenliedes und woher jene Redensart ihrer Meinung nach eigentlich stamme. Nein, vielmehr sie würden sich nicht in Verlegenheit bringen lassen, da man im alltäglichen Verkehr viel zu sehr gewöhnt ist, alle möglichen Ausdrücke, ja Dutzende von eigenartigen Redewendungen ganz gedankenlos zu benutzen, ohne dass man sich und andern Rechenschaft von Ursprung und Herkunft gibt oder geben kann. Das trifft häufig sogar die gelehrtesten und gewaltigsten Kenner, Meister und Beherrscher der Sprache.

Früher nun gab es mehr als genug deutsche Bohnenlieder, solche Lieder, worin die Bohne dem Ganzen das eigentliche kennzeichnende Gepräge verleiht und gewissermassen die Hauptrolle spielt: aus dem 16. Jahrhundert sind mehrere derartige noch überliefert. Das bei Schöffer und Apiarius ohne Zeitangabe zu Strassburg um 1536/37 erschienene Liederbuch von 65 Liedern (Goedeke, Grundr.² 2, 32) enthält allein drei Nummern, die man unzweifelhaft als wirkliche Bohnenlieder bezeichnen muss: Nr. 6 'Man sagt von geld und grossem gut' in 5, Nr. 7 'Wer lützel bhalt und vil verthut' in 6, Nr. 35 'Wer hoffart treibt mit fremdem gut' in 3 zehnzeiligen Strophen, alle drei mit gleichem Kehrsatz 'Nun gang mir aus den bonen'. Nr. 7 dieses Liederbuchs findet man auch im Lautenbuch Neusidlers, Nürnberg 1536 'Wer wenig bhalt und vil verthut' (Goedeke² 2, 29): Bruchstücke von Nr. 6 und 7 bei Fischart, siehe Ch. A. Williams, Zur Liederpoesie in Fischarts Gargantua, Diss. 1909 S. 56. Ein viertes Lied mit eben diesem Kehrsatz in 3 zwölfzeiligen Strophen, beginnend 'Frisch ist mein sin, klein ist mein gwin, gar tapfer wil ichs wagen' überliefern Ivo de Vento, Newe Teutsche Lieder, München 1570 Nr. 17; Pühler, Teutscher Lieder XX, München 1585 Nr. 12 (Goedeke² 2,47 u. 55); Val. Haussmann, Lieder 1597 Nr. 22. Diese Lieder müssen im 17. und 18. Jahrhundert verschollen gewesen sein. Später sind sie

durch neuzeitliche Forscher und Sammler mehrfach wieder gedruckt, so durch Docen in seinen Miscellanea 2. 254/5 Nr. 6 und 7 des Liederbuchs von Schöffer und Apiarius mit gehaltvollen Bemerkungen über das Bohnenlied. Zusätze S. 12; dieselben beiden Lieder Uhland Nr. 235/6; ebenso Mittler nebst 'Frisch ist mein sinn' Nr. 689—91; dieselben drei wie Mittler auch Böhme, Altd. Liederbuch S. 435/6 Nr. 461 und 462a und b, dagegen alle drei des Liederbuchs von Schöffer und Apiarius im Liederhort 3, 97—99 Nr. 1174—76. Erwähnenswert ist noch ein Lied aus Harnisch. Liedlein 1591 in Böhmes Altdeutschem Liederbuch S. 389 Nr. 307 'Was sol ich machen dann aus dir', worin die zweite von 4 siebenzeiligen Strophen beginnt 'Ich sich, du bist weder heiss noch kalt, drum ge mir aus den bonen bald'. [Chr. Hollander 1575 in Neue preuss. Provbl. 3. F. S. 168. 1861. Wickram. Werke 2, 286 dichtete 1557 ein Lied im Ton: Gang mir auß den bonen.]

Wenn die Redensart vom Bohnenlied nach Docen als in Schwaben besonders verbreitet anzusehen ist, so berichtet Mittler S. 521 „Der Refrain in diesen Liedern bezieht sich auf den im XVI. Jahrhundert üblichen Witz: wenn die Bohnen blühen, gibt es viel Narren, und hat den Sinn: lass mich in meiner Narrheit ungestört, ich will ein Narr bleiben". . . . „So kam es, dass das Bohnenlied sprichwörtlich als Inbegriff aller Narrheit aufgeführt werden konnte, und noch jetzt hat man in Hessen, in Frankfurt und weiter südlich die Redensart: das geht noch über das Bohnenlied".

Ausser Schwaben und Hessen kommt für das Bohnenlied und die davon abgeleitete Redensart besonders noch die Schweiz in Betracht. Vor allem bezieht man sich auf eine Stelle von Anshelms Berner Chronik 6. 107 (abgedruckt oder behandelt in den Ausgaben des Nik. Manuel von Grieneisen S. 91, von Bächtold S. CXXXI, in der Einleitung zu seinen Schweizerischen Volksliedern von Tobler S. CXL, in Goedekes Grundriss² 2. 339, in Böhmes Liederhort 3, 99.) Danach wurden im Jahre 1522 zu Bern zwei Fastnachtspiele des dortigen berühmten Dichters und kunstreichen Malers Nik. Manuel öffentlich aufgeführt, eins, der Totenfresser 'berührend alle Missbräuch des ganzen Babstthumbs uff der Pfaffen Fassnacht, das ander von dem Gegensatz des Wesens Christi Jesu und sines genanten Statthalters, des römischen Babsts uff die alte Fassnacht. Hiezwischen uff der Eschen Mitwuchen ward der römische Ablass mit dem Bohnenlied durch alle Gassen getragen und verspottet'. Diese Nachricht mit ihren genauen tatsächlichen Angaben veranlasste die Frage, welches Bohnenlied hier gemeint sei. Die Frage mag vielleicht nicht ganz so müssig sein als die, welches der sprichwörtlichen Redensart zugrunde liege; doch wird sich das, falls nicht anderswoher Genaueres und Näheres über Inhalt und Beschaffenheit jenes Bohnenliedes ermittelt wird, ebensowenig ausmachen lassen.

Drei von den vier genannten, anscheinend vollständig erhaltenen Bohnenliedern wollen einen Anlauf nehmen zu kecker Ausgelassenheit entsprechend muntwilliger Fastnachtslaune, wonach es als höchste Weisheit hingestellt wird, nicht zu knausern, sondern alles draufgehen zu lassen, sich um die Zukunft keine Sorge zu machen, sich des Lebens nach Möglichkeit zu freuen und es in vollen Zügen zu geniessen. Aber dieser angestrebte Frohsinn, diese schalkhafte Munterkeit, wozu geistige Freiheit und Überlegenheit gehören würde, bleiben unentwickelt in den Ansätzen stecken, die rechte Stimmung witziger Ungebundenheit will nicht aufkommen, man traut sich nicht und wagt sich nicht aus sich selber und aus der gewohnten Enge heraus. Von den drei Schöfferschen entspricht nur das eine 'Man sagt von geld und grossem gut' (Nr. 6) einigermassen jener unbekümmerten, sprudelnden Lustigkeit, wie sie manche späteren Schlemmer- und Fastnachtslieder zeigen. Aber das unmittelbar folgende 'Wer lützel behalt und vil verthut' (Nr. 7), warnt als Gegenstück dazu vor den verderblichen Folgen, predigt Mässigkeit und mahnt zu gesittetem Lebenswandel in Zucht und Ehrbarkeit: es ist wohl von den drei Schöfferschen als das jüngste zu betrachten, weil es andre Bohnenlieder, zu denen es in Gegensatz tritt, mindestens also das bei Schöffer unmittelbar vorangehende, bereits als bekannt voraussetzt. Ebenso gedämpft und vorsichtig äussert sich die Lebenslust in dem dritten Schöfferschen Gedicht 'Wer hoffart treibt mit fremdem gut', worin das erste Gesätz vor Verschwendung, das mittlere vor Geistesdünkel, das dritte vor Unzucht warnt. Dies ist unstreitig das älteste von den vier erhaltenen Bohnenliedern. Abgesehn von dem unfreien Empfinden, der ungelenken, plumpen Ausdrucksweise verrät sich auch im Gemäss ein archaistischer Zug. In den ältesten Liederbüchern gerade finden sich ein paar Beispiele, dass für den Strophenbau Verse von 4 Hebungen bei männlichem und solche von 3 Hebungen bei weiblichem Schluss als gleichwertig behandelt werden, wie hier in der zweiten und vierten Zeile der zweiten Strophe das erstere (4 H m), dagegen in den entsprechenden Zeilen der ersten und letzten Strophe das letztere regelrechte Mass (3 H w) anzutreffen ist. Dass letzteres nach dem zugrunde liegenden Schema vorausgesetzt werden muss, ergibt sich aus der Vergleichung der andern Bohnenlieder. Das Gemäss in den drei Schöfferschen ist Silbe für Silbe genau das gleiche, so dass alle nach derselben Melodie gesungen werden könnten, wie für Nr. 6 und, vielleicht als Parodie dazu gedacht, Nr. 7 nur eine Melodie geboten wird. Auch das Pühlersche Schema stimmt im Silbenmass genau damit überein, nur dass hier, wie bei den drei Schöfferschen Liedern in der zweiten, auch in der vordern Hälfte die Zeilen von 4 Hebungen aufgelöst sind zu 2 mit einander gereimten Hälften von je 2 Hebungen und so das bekannte zwölfzeilige Schema, die Dutzendstrophe hervorgeht. Beide Strophenformen, die zwölfzeilige des Pühlerschen wie die zehnzeilige der

Schöfferschen Bohnenlieder gehören im 16. Jahrhundert zu den allerbeliebtesten und geläufigsten. Sie beruhen, bei völliger Übereinstimmung im Silbenmass und blosser Teilung der achtsilbigen Zeilen durch den Reim, auf jener schon längst in der mittelalterlichen lateinischen wie deutschen Poesie üblichen, ihrerseits durch Verdoppelung eines vierzeiligen Schemas entstehenden achtzeiligen Strophenform, worin regelmässig 4hebige Verse zu 8 mit solchen zu 7 Silben bei 3 Hebungen abwechseln: 4 H m 3 w 4 mal a b a b c d e d. Zerlegt man hier die Zeilen 5 und 7 in gereimte Hälften, dann erhält man die zehnzeilige Form der Schöfferschen Lieder: 4 H m 3 w 2 2 2 m 3 w 2 × a b a b c c d e d e d — zerlegt man aber wie 5 und 7 auch die Zeilen 1 und 3, sonach alle vier ungeraden Zeilen, so hat man die Pühlersche Form: 2 2 m 3 w 4 × a a b c c b d d e f f e.

In der Melodie zu Nr. 6 und 7 des alten Strassburger Liederbuches finden kleine Unterschiede statt. Auf den ersten Vers mit seinen 8 Silben entfallen bei Nr. 6 nur 11, bei Nr. 7 aber 13 Noten. Diese geringen Abweichungen beschränken sich auf die vordere Hälfte des Gesätzes, während in dessen zweitem Teil Note für Note der Singweise übereinstimmt. Bei Nr. 6 ist Paulus Wüst, bei Nr. 7 Thomas Sporer als Urheber der Vertonung angegeben. Auch in dieser Hinsicht erweist sich Nr. 35 desselben Liederbuchs als das früheste. Die von B. Arthopius gesetzte Weise läuft ganz einfach und altertümlich, auf jede Silbe kommt eine Note, der Ton dieses Liedes hat offenbar den beiden andern Liedern als Vorbild und Grundlage gedient, ja, für die Hauptsache, den Kehrsatz, sind wie die Worte so die den 7 Silben entsprechenden 7 Noten in allen drei Bohnenliedern genau dieselben geblieben.

Ausser der Gleichheit in Tonfall und Silbenmass nebst etwaiger Gleichheit in der Singweise finden sich in den vier Bohnenliedern auch Anklänge des Wortlauts. Alle vier haben denselben Kehrreim, der, am Schluss jeder Strophe nachdrücklich wiederholt, für viele bisweilen das Einzige bleibt, was sie vom ganzen Liede behalten: 'geh mir aus den Bohnen' — aha, das Bohnenlied! Zudem fangen die drei Schöfferschen alle mit demselben Reim an: 'Man sagt von Geld und grossem Gut', 'Wer lützel bhalt und vil verthut', 'Wer Hoffart treibt mit fremdem Gut': mancher hört aus alledem auch nur heraus: Gut — Thut — Gut —, wobei Neuere vielleicht an den schönen Vers aus der Jobsiade denken mögen 'Hut, Hut, Hut, Hut, Hut thut gut', eine von uns vertrauensseligen deutschen Micheln leider nicht genug beherzigte Nachtwächterweisheit. Innerhalb der Lieder fallen auch ähnliche Wendungen auf; so reimt in der ersten Strophe von Schöffer Nr. 6 und in der dritten von Schöffer 35 witz: spitz; in der zweiten Strophe von Nr. 7, in der ersten von 35 thür: für; in der vierten von Nr. 6, in der zweiten von Pühlers Lied versichern die Poeten, dass bei ihnen 'kein Geld schimlich

werden' solle. Die Wiederkehr dieser gleichen Ausdrücke hängt innig damit zusammen, dass Gedankengang und Grundstimmung auf denselben Mittelpunkt gerichtet sind, die Fastnacht. Wenn auch das eine mehr den heitern Genuss des der Lust geweihten Augenblicks, das andere mehr die nachträglichen Folgen als trüben Hintergrund in Vorahnung des leidigen Katzenjammers bei der unausbleiblichen Ernüchterung im Sinne hat; so bleibt ihnen doch Zeit und Anlass gemeinsam, und man bemerkt feinere Schattierungen und Färbungen doch erst, wenn man mit prüfendem Urteil und geschärfter Aufmerksamkeit an diese Liedergruppe herantritt, während man sonst von den verschiedenen Abstufungen kaum etwas wahrnimmt. Es lässt sich behaupten, dass der grossen stumpfen Masse derjenigen, die damals eins oder das andre jener Lieder kennen lernten oder ein paar Strophen sich aneigneten, das Vorhandensein mehrerer selbständiger und voneinander getrennter Singstücke gar nicht zum Bewusstsein kam. Wenn jede Strophe des einen Liedes ohne weiteres in das andere versetzt werden kann, ohne nach Sprache, Stoff und Silbenmessung davon abzustechen, wenn einmal diese Strophen, ein anderes Mal jene vereinigt und als eine Ganzheit zusammengefasst werden, wozu bisweilen im Laufe der Zeit neue, nach Lust und Laune hinzugedichtete treten, so werden Aussenstehende leicht alles vermengen und nur den allgemeinen unbestimmten Eindruck von Einem Liede gewinnen: so genau wirds dabei nicht genommen. Beispiele für diese Vorgänge des Durcheinanderwerfens und Zusammenschmelzens oder Durchsetzens mit neuen Bestandteilen finden sich bei Liedern, die nach Form und Inhalt gleichartig sind, im späteren Volksgesang nicht selten. Wenn man also jetzt noch die Redensart vom Bohnenlied anwendet, obschon man kein solches kennt, so geht offenbar dieser schwache Nachhall auf die verschollenen älteren Bohnenlieder im allgemeinen zurück, und es wäre ganz vergeblich, ergründen zu wollen, welches einzelne Bohnenlied gemeint sei. Jene Lieder, sowohl erhaltene wie verlorene von ähnlichem Inhalt und gleicher Form, sind eben das Bohnenlied. Ebenso muss man auch die vielumstrittene Notiz der Berner Chronik auffassen. Wenn der Ablass mit dem Bohnenlied herumgetragen wurde, so kann es ein Spottgedicht nach der Melodie des Bohnenliedes gewesen sein: kam der besagte Refrain 'So gang mir aus den bonen' darin vor, dann mag es dennoch ein für diesen Zweck neu gedichtetes darstellen: immerhin liegt auch die Möglichkeit vor, dass eins von den drei Bohnenliedern des in Strassburg erschienenen Drucks gemeint sei. Will man aber ein bestimmtes nennen, so muss man sich wohl mit Böhme für Nr. 35 entscheiden.

Indessen ist bei jener Notiz noch ein Umstand zu berücksichtigen. Neben dem zur Verspottung des Ablasses durch alle Gassen getragenen und vom Volk abgesungenen Bohnenlied werden zwei von Nik. Manuel verfasste Fastnachtspiele genannt, im Anschluss an welche das Lied an-

scheinend vorgetragen wurde, nicht als Eingebung des Augenblicks von der hin- und herflutenden Menge, sondern als einstudierter Chorgesang in geordneter Prozession. Dann könnte Manuel für diesen Zweck eigens ein Lied verfasst haben, und, wenn das der Fall wäre, dieses verloren oder eins der noch vorliegenden sein, in letzterem Falle wieder unzweifelhaft Nr. 35, ein zu der sonstigen Art Manuels passendes Lied. Es ist nicht nötig, dass das Lied sich auf den Ablass inhaltlich bezog; der in jeder Strophe wiederkehrende Satz 'nun gang mir aus den bonen' wie schon die blosse Melodie des allbekannten alten Bohnenliedes, den Ablasskrämern entgegengehalten, war Spotts genug. Jedermann kannte damals die Bedeutung der überlieferten Redensart 'einem das Bohnenlied singen', und wo dieses ertönte, wusste man schon von weitem, dass jemandem der Kehraus gespielt würde, wie ja dem üblichen Refrain entsprechend nur damit gemeint sein konnte: 'Du bist verrückt, mein Kind', 'scher dich, pack dich, troll dich fort'. Wenn aber auch ein beliebiges, älteres Bohnenlied sehr wohl die gewünschte Wirkung hervorzubringen vermochte, so scheint Nik. Manuel doch am Berner Bohnenlied vom Jahre 1522 näher beteiligt gewesen zu sein, da sich später im Gedächtnis der Familie Manuel das Bohnenlied auffallend fest behauptet und vermöge familiärintimer Tradition eine gewisse Vorliebe dafür zu herrschen scheint. Im 1548 verfassten 'Weinspiel' von Hans Rudolf Manuel, dem Sohne des Nikolaus (Bächtold S. 334; Neudr. 101/2 S. 29), wird unter besonders volkstümlichen Weisen 'das bonenlied' erwähnt, und auch im 'Hochzeitsspiel' für Albrecht Manuel und Magd. Nägelin wird es als landläufig vorausgesetzt, worauf Bolte zuerst hingewiesen hat (Liederh. 3, 99).

Die stehende Formel 'geh mir aus den Bohnen' war von ihrem Ursprung an wohl nicht nur auf närrisches Wesen oder fastnachtmässiges Treiben eingeschränkt, sondern daneben lief stets die mehr allgemeine, mehr abgeblasste Bedeutung 'lass mich ungeschoren, bleib mir vom Halse, geh mir aus dem Gehege'. Goedeke hat sich dadurch verleiten lassen, bonen für gleichbedeutend mit 'Bahnen' zu halten, wie bei vielen Worten, in denen jetzt a sich durchgesetzt hat, in früherer Zeit o gebräuchlich war oder Schwanken zwischen a und o bestand. Goedeke blieb hartnäckig bei seiner Ansicht, auch nachdem diese von Böhme mit Recht als unhaltbar bezeichnet worden war, und wiederholte sie noch in der zweiten Auflage seines Grundrisses (S. 85, vgl. S. 339), obschon er doch selber vom 'Bohnenlied' spricht, während man ein Lied schwerlich 'Bahnenlied' nennen würde, selbst wenn im Refrain 'bonen' für 'banen' stehen könnte. Im Deutschen Wörterbuch ist auch die Redensart zusammengestellt mit Ausdrücken 'wie man auch sagt: einem in die Erbsen, in die Schoten gehn': dementsprechend sagt man auch 'einem in die Wicken gehn', obschon hier 'in die Wicken gehn' — wie meist 'in die Binsen gehn' — öfter für 'verloren gehn' gebraucht wird. Weshalb die Hülsen-

früchte bei derartigen Ausdrücken bevorzugt werden, mag merkwürdig erscheinen, vielleicht gab die Bohne den ersten Anstoss dazu.

Dass das Bohnenlied mit seinem ständigen Kehrsatz und sogar die Wendung 'das geht noch über das Bohnenlied' weit vor das 16. Jahrhundert zurückgeht, zeigt eine Stelle, worüber man bei Tobler liest: „In einem Luzerner Neujahrsspiel aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (bei Mone, Schauspiele 2, 406) heisst es:

diser sach bin ich fast müed,
es ist mir über's bonenlied —

was mehr auf Überdruss an langweiliger Wiederholung als auf Übermass der Sache selbst deutet." (Schweiz. Volksl. S. CXLI; Grimm. D. W. 2. 226). Schon damals war das Bohnenlied alt, ja, veraltet und abgeleiert, man bezeichnete damit etwas unsäglich Albernes und Abgeschmacktes.

Diese Geringschätzung, dieser Begriff des Nichtigen, Wertlosen, Gleichgültigen konnte desto leichter auf das Lied übergehn und ihm, wofür es noch andre Belegstellen gibt, anhaften, da schon die Bohne seit ältester Zeit im gewöhnlichen Sprachgebrauch dieselbe Bedeutung hat. Wie man jetzt noch im alltäglichen lässigen Gespräch sagt 'nicht die Bohne', gleichbedeutend mit 'nicht im geringsten', ähnlich wie 'nicht die Laus, nicht die Spur, nicht so viel wie Schwarz unter dem Nagel' — wovon manches in gebildeter Gesellschaft und im schriftlichen Gebrauch nicht mehr vorkommen dürfte — so wendet schon Walther von der Vogelweide den Ausdruck an: 'kleiner danne ein bone' d. i. so gut wie nichts, oder an einer Stelle, die vielleicht schon auf Bohnenlieder anspielt:

waz eren hat Fro Bone (Frau Bohne!)
daz man so von ir singen sol?

'Nicht eine bone, nicht eine halbe bone, einer bone(n) wert' lässt sich aus verschiedenen älteren Schriftwerken belegen.

Die deutschen Wörterbücher (Grimm 2, 225; Wander, Sprichwörter-Lex. 1, 425 u. a.) beschäftigen sich eingehend mit Bohne, Bohnenlied und allem, was drum und dran hängt, und bringen manches über die Beziehungen der Bohne zur Narrheit. Im Riesenwerk der Brüder Grimm wird unter anderm eine Stelle aus Fischarts Bienenkorb angeführt 'die bonenblüst gibt vil gecken' und zur Erklärung derartiger Stellen die Bohnenblüte 'lieblich süss, aber betäubend' genannt. Wander führt u. a. an: „Die Bohnen blühen, die Narren ziehen — Fèves fleuries temps de folies — Les fèves sont en fleur, les fous sont en vigueur — Als de boonen bloeijen, de zotten groeijen — Er ist in den Bohnen. Im Niederdeutschen für: er ist trunken, seiner Geisteskräfte nicht mächtig, auch für Geistesabwesenheit ohne Rausch; er irrt sich, ist in Verwirrung. Die Bohnen, besonders einzelne Arten, sollen während der Blüte so stark duften, dass, wer sich lange darin aufhält, betäubt wird. Holl. Hij is in de boonen — Hij is in de boonen, en plukt erwten". Aus Mittler ist

oben schon vermerkt die sprichwörtliche Redensart: 'Wenn die Bohnen blühen, gibt es viel Narren'. (Wander 1. 426; Tobler S. CXLI.) Wichtige Belege bietet Kalff 'In de boonen zijn': Tijdschrift v. ndl. taal-en letterk. 9, 263—68.

Wenn das bisher behandelte Singen und Sagen über die Bohne fast ganz nach dem südwestlichen Deutschland, hauptsächlich nach Schwaben und Schweiz führte, weiter nach der Mitte zu nur Hessen in Betracht kam, so verweisen, wie schon die zuletzt ausgehobenen Stellen, die meisten sonstigen von der Bohne wie vom Symbol oder Abzeichen der Narrheit ausgehenden Redewendungen, Formeln und Verse nach dem niederdeutschen, überwiegend aber nach dem nordwestlichen, an Frankreich stossenden Gebiet und nach dem nördlichen Frankreich selbst. Die vermittelnde Brücke zwischen Nordwest und Südwest für manche sprachlichen Erscheinungen wie für manche Volksgebräuche stellen Elsass und ausser dem recht weit hinauf gefassten Niederrhein, Burgund her, oder statt letztgenanntem Hessen-Nassau. Die Niederlande steuern ein längeres Bohnenlied bei, das im Antwerpener Liederbuch vom Jahre 1544 Nr. 54 zu finden ist: Van den boonkens. Ghi sotten ende sottinnekens. / ghi meyskens also net, al sidy sot van sinnekens. ghi hoort doch altemet . . . 10 zwölfz. Gesätze; Kehrwort 'als die boonen bloeijen, ghi coemt hem veel te by.' Auch wird zur Bezeichnung der Singweise für ein andres Lied angeführt: 'Meysken gaet uten boonen. u eerken hangt daer an', und wieder für ein andres 'Wat zou'k met all de boonen doen', und für ein drittes 'Boonen plucken', wo doch überall auch nur jetzt verschollene Bohnenlieder gemeint sein können. Darüber handeln u. a. Kalff, Het lied in de middeleeuw S. 353, vgl. S. 470; Böhme, Liederhort 3, 100; Fl. v. Duyse, Het oude nederlandsche lied 2, 1076—81; vgl. 1, 150, u. 3, 2081.

Bei Kalff und Duyse findet man auch interessante Bemerkungen über die Formen, deren sich der Trieb eingefleischter Torheit und launig angenommener, vorübergehend an gewissen Festen üblicher Narrenfreiheit im niederländischen Gebiet bediente, wovon die Beziehungen der im Anfang des 15. Jahrhunderts bereits altbegründeten, von Antwerpen damals nach Brabant eingeführten Gilde 'Blauwe Schuite' zum Narrenschiffe Brants, des berühmten Strassburgers, hervorgehoben zu werden verdienen. Alte Volksbräuche, Festlichkeiten, Umzüge voll ausgelassener Lust und Lebensfreude mit mächtigem Aufgebot von allen möglichen Fratzen und Narren, Riesen, Drachen, Schiffen und alle den zum Teil noch altheidnischen, zum Teil altkirchlichen Typen und Masken waren im ganzen Bereich der Niederlande, zumeist aber im Süden so beliebt und allgemein verbreitet wie nirgend sonst und haben sich bis an die Schwelle der Gegenwart vor dem Ausbruch des freventlich entzündeten Weltbrandes überall in Belgien, selbst in den grossen Weltstädten wie Brüssel und Antwerpen, behauptet. Über die zum Dreikönigsfest übliche Wahl des Bohnenkönigs vermöge der in

den Kuchen eingebackenen Bohne geben mehrere der im vorigen angeführten Schriften genügend Auskunft. Verwiesen sei noch auf O. Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld, Das Festliche Jahr (1863 S. 21—23 u. ö.), erinnert an das bekannte 'Der König trinkt' (Le roi boit), an die lustigen Darstellungen dieses wichtigen Aktes mit ihren falstaffartigen Figuren des Bohnenkönigs auf den Gemälden vieler flämischer Künstler (z. B. Steen, Jordaens u. a., Cassel, München, Wien, Paris u. ö.) das Gedicht 'Der König trinkt' unseres in seiner Art alles umfassenden Hans Sachs nicht zu vergessen (Neuausg. 9: Bibl. d. lit. V. 125 S. 392).

Wenn aber auch in Flandern, Brabant und benachbarten Gegenden die Bohne meist nur in ganz allgemeinem Sinne die Narrheit kennzeichnen soll, daneben deutet sie vorzugsweise die besondre Gattung verliebter Narrheit an. Duyse wendet sich mit Unrecht gegen Böhme, der (Lh. 3, 99) gemeint hat: „Doch scheint im niederländischen Volksglauben die Bohne auch Beziehung auf jungfräuliche Ehre gehabt zu haben.“ Auf keine menschliche Neigung wird von allen Völkern öfter der Ausdruck Narrheit oder Tollheit angewandt als auf Liebesraserei. Das erhaltene Bohnenlied aus der Antwerpener Sammlung v. J. 1544 ist unzweideutig erotisch und wimmelt von derben Zweideutigkeiten, wie das ganze Liederbuch von knotigen und zotigen Anspielungen pornographischer Art in einem Grade, dass unsere hochdeutschen Liederbücher, in denen doch auch manches mitunterläuft, im Vergleich dazu für keusch und engelrein gelten können. Und jener Liedanfang, auf den Böhme hinweist, 'Meysken gaet uten boonen, heerken hangt daer an' lässt sich beim besten Willen gar nicht anders auslegen. Es ist im Grunde nur Wortklauberei, daran zu deuteln.

Wichtiger mag die Frage sein, wie gerade die Bohne zu diesem üblen Rufe kommt. Hier muss nun zuvörderst berücksichtigt werden, dass in den Zeiten, auf die nachweislich alle jene Redensarten, der Volksaberglaube von den schädlichen Eigenschaften und Einflüssen der Bohne, das Bohnenlied und alle Fäden dieser Art zurückweisen, unsre hübschen, bunten, zierlichen, rankenden Bohnen völlig unbekannt waren, die erst im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts aus dem Orient und Amerika nach dem Nordwesten Europas eingeführt worden sind. Alles Böse mit aller üblen Nachrede fällt somit auf die sogenannten Grossen, Puff- oder Sau- oder Pferde-Bohnen. Darüber handelt ein trefflicher Aufsatz von K. E. H. Krause: 'Die Bohne und die Vietzebohne', Jahrbuch d. V. f. niederd. Sprachf. 16, 63—65, und mit Benutzung dieses Aufsatzes bieten J. W. Muller en A. Kluyver in ihrem 'Woordenboek d. ndl. taal', d. 3 (1902) Sp. 438—50 zum Worte 'boon' einen die Pflanze vom sprachlichen, volkskundlichen, literarischen und kulturhistorischen Gesichtspunkt klar beleuchtenden und fast völlig erschöpfenden Abschnitt. Nebenbei muss erwähnt werden, dass der niederdeutsche Name 'Vietzebohne' nichts mit Sankt Veit zu tun hat, woran wegen der ihr zugeschriebenen berauschenden Wirkungen gedacht

werden könnte, sondern einfach die richtige lateinische Benennung vicia faba für die Puffbohne wiedergibt, wogegen die später eingeführte Kletterbohne, die meist mit 'Vietzebohne' gemeint wird, als feineres Gewächs mehr im Garten, wie jenes gröbere mehr im freien Felde angepflanzt, in botanischer Sprache Phaseolus vulgaris heisst. Auch Phaseolus und faseln stehen in keinem etymologischen Zusammenhang. Aber Vicia hängt wohl mit Wicke zusammen.

Sobald von den vornehmen Ausländerinnen wie den türkischen Bohnen abgesehen und auf die viel früher in Deutschland eingebürgerten alten ehrlichen Puffbohnen zurückgegriffen wird, erklärt sich manches leichter und gewinnt an Deutlichkeit. Wenn wir von einem Dummkopf sagen 'er hat zu viel Bohnen gegessen', so schreiben wir dieser als besonders grob geltenden Kost eine verdummende Wirkung zu, von wo der Weg zum Begriff der Torheit oder Narrheit nicht mehr weit ist. Auch der Ausdruck 'dumm wie Bohnenstroh' dürfte darauf beruhen. Der frühere Volksglaube vom betäubenden und sinnverwirrenden Einfluss der Blüte könnte dabei vielleicht ganz entbehrlich werden oder als Nebengrund in Betracht kommen, wie ja nirgend im bunten, vielverschlungenen Gewebe des Menschengeistes die Fäden sich einzeln und glatt sondern lassen. Auch die Geringschätzung der Bohne darf nicht wundernehmen. Sie wird offenbar als gut genug für Schweinemast betrachtet, aber als ungeeignet zur menschlichen Kost — daher der Name 'Saubohne'; doch soll 'Pferdebohne' wohl auch die Grösse, neben der verächtlichen Bezeichnung als Viehfutter, andeuten. Schafsbohne wie blaue Bohne, Kaffeebohne nebst Bohnen anderer Pflanzen liegen ausserhalb dieses Gedankenkreises, aber sie spielen bisweilen mit hinein und stehen in Wechselwirkung damit.

Die Puffbohne findet übrigens immer noch selbst in den vornehmsten Kreisen ihre Liebhaber und sagt einem noch so verwöhnten Gaumen zu, selbst beim schöneren und zarteren Geschlecht, wenngleich ihrer stets auch von ihren treusten Verehrern mit einem leisen Anflug neckischer Laune gedacht wird. Sie reicht bis ins graueste Altertum zurück, war in Ägypten, Troja, Hellas und Rom vielbegehrt und hochverehrt, in Italien bis in die Neuzeit hinein die wichtigste Hülsenfrucht und beliebtes Nahrungsmittel der breiten Volksmassen und spielte wohl vor Einführung der Kartoffel in der Kost aller Schichten der meisten Länder Europas hindurch eine Hauptrolle. Aber auch im Altertum stehen manche Sonderbarkeiten mit ihr in Zusammenhang. Wem fällt nicht sogleich das pythagoreische Bohnenverbot ein? Wander (5, 1030 Zusätze und Erläuterungen) gibt hierzu die beiden landläufigen Erklärungen: „Pythagoras untersagte den Genuss der Bohnen, weil sie unreines Blut erzeugten, die Heiterkeit der Seele störten; wenn sie im Frühling blühten, erfasse Schwindel die Köpfe.“ — (Sp. 1031) „Enthalte dich der Bohnen. Ein Ausspruch des Pythagoras, durch den er seinen Schülern sagen wollte:

Mische dich nicht in öffentliche Angelegenheiten, wo mit Bohnen abgestimmt wurde." (Diog. L. 8, 34; K. J. Weber, Demokritos, 8. Ster.-Ausg. 4, 45.) — Ein bequemes Auskunftsmittel in früheren Zeiten war es, Unerklärliches auf ägyptischen Ursprung zurückzuführen, so das pythagoreische Bohnenverbot auf den heiligen Brauch der ägyptischen Priester. (Her. II 39; Schopenhauer, Fragmente z. Gesch. d. Philos. § 2.) Will man aber ganz auf neuzeitlicher Höhe stehen, so wird man vielleicht mit Chamberlain (Grundlagen des 19. Jahrh. Volksausg. 1915 S. 129) das Bohnenverbot für „indisches Erbgut" erklären.

Dass Bohnen ein wohlfeiles und bequemes Mittel bei Wahlen und Abstimmungen boten, leuchtet ein, und so kann es nicht wundernehmen, dass noch über das Mittelalter hinaus die Bohnen in privaten Zirkeln, Gesellschaften, Vereinen, Gilden und sogar in amtlichen städtischen und kleinstaatlichen Körperschaften für solche Zwecke benutzt wurden, also desgleichen zur Wahl des Bohnenkönigs, der, als Narrenkönig ohnehin gedacht, seine Geltung der Bohne verdankt und seinerseits wieder ihre Geltung als Narrenfrucht zu stützen vermag. Ein Beispiel für diesen Vorgang bietet ein Festgedicht auf die Königswahl der Gilde van den Witten Beer, Brügge 1392 (Oudvl. Liederen en and. Gedichten: Maetsch. d. vl. Biblioph. II 9, S. 479—488), worin der junge Jan van Gruthuse feierlich eingeführt und bei dieser Gelegenheit angeredet wird als 'ghecoroneert bi den ghelucke van der bone'.

Indes halten sich die bisher vorgebrachten durchweg rein rationalistischen Erklärungen zu sehr an das Aussenwerk. Um tiefer in den inneren Zusammenhang zu dringen, ist es nötig, die Bedeutung der Bohne bei manchen Völkern, zumal bei den Römern, im Totenkult zu berücksichtigen. Die leidigen Folgen von reichlichem Bohnengenuss, Verdauungsbeschwerden und quälende Träume führte man auf die Seelen der Verstorbenen zurück, wie Krankheit, Alpdruck im Volksaberglauben allgemein der Tätigkeit solcher dem Grab entstiegenen bösen Geister, (Dämonen, Vampyre, Gespenster, Mahren, Alben usw.) zugeschrieben wird. Man fürchtete, zugleich mit den Bohnen die daran haftenden oder darin eingeschlossenen Unheilsmächte der Abgeschiedenen in sich aufzunehmen. Vgl. darüber z. B. in volkstümlich anziehender Ausführung Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen⁴ 1904 S. 329, besonders aber in wissenschaftlicher und völlig einleuchtender Begründung F. Boehm, De symbolis Pythagoreis, Diss. Berlin 1905 p. 14—17.

Auch die Beziehungen der Bohne zur Erotik sind nicht so wunderbar. Der bei gesunden unverbrauchten Leuten stets rege natürliche Trieb saugt mit verwegener Einbildungkraft aus allen Dingen und bei jeder Gelegenheit Nahrung und ist unerschöpflich in der Aufspürung von Bildern und Gleichnissen — wie sollte da gerade die sonst so vielgenannte Bohne beiseite gelassen werden? Schon die Form der mächtigen Schote gab

sicher Anlass zu priapischen Scherzen, und kecken Burschen willkommenen Stoff, um verschämte Mädchen rot zu machen. Deutlicher zu werden, ist wohl nicht nötig. Ferner wirkt reichlicher Bohnengenuss wohl auch als Reizmittel. Und wenn man jetzt Erfahrungen über den sinnverwirrenden Einfluss der Blüte nicht mehr sammeln und keine Bestätigung des Volksglaubens mehr finden kann, so darf man vielleicht auch diese Redensarten gar nicht wörtlich nehmen, vielmehr mag darin nur eine Ausstrahlung des allgemeinen Faselns über die Narrenfrucht liegen. Der neue Lenz, der beginnende Sommer, der wunderschöne Mai, die wonnesame Zeit, wenn alles von Säften und Kräften quillt und schwillt, von frischen Lebenstrieben strotzt und blüht, hat von jeher für die Jugend beiderlei Geschlechts als besonders anreizend und verführerisch gegolten, der Mensch kann sich dem allgemeinen Naturgesetz nicht entziehen, das einfachere Naturkind zu Zeiten überwiegend ländlicher Bevölkerung noch weniger als die kühlen Verstandesmenschen der Städte — so kann es nach allem Gesagten weiter nicht befremdlich sein, dass man früher die für verschiedene Länder verschiedene Zeit, in der die Leute liebestoll werden, unbestimmt genug als die Zeit bezeichnet 'wenn die Bohnen blühen'. Bohnenlieder als Gesänge, worin Albernheiten, Ungehörigkeiten und Narreteien aller Art vorgestellt werden, haben somit nichts Befremdliches. Durch Zusammenstellung von Narrentum und Bohnenblüte sollte zunächst vielleicht gar kein ursächlicher Einfluss angedeutet werden, sondern lediglich der Zeitpunkt, und gerade die Bohnenblüte zur Bestimmung des nur zeitlichen Nebeneinandergehens anzuwenden, lag vor Einführung der Kartoffel und anderer Feldfrüchte näher als jetzt, weil in den Jahrhunderten, als die Redensarten entstanden, die Bohne noch als Volksnahrungsmittel viel wichtiger war, wahrscheinlich also recht grosse Flächen mit ihr bebaut wurden und ihre Blüte sich am stärksten der Nase und dem Auge bemerkbar machte, somit für den Beginn der schönen, wonnigen, sehnsüchtig erwarteten Jahreszeit als kennzeichnend gelten konnte.

In seinem Liederhort (3,100) will Böhme dem Inhalt von Bohnenliedern noch einen andern Stoffkreis beilegen auf Grund eines kindlichen Fragespiels, das Erk 1858 zu Sulzbach an der Bergstrasse hörte: 'Was ist das Bohnelied?' fragte ein hessisches Bauernkind: das andere antwortete: 'Es laaft e Erwes em Dach enuff'. Dazu bemerkt Böhme: „Hiermit ist etwas Unmögliches bezeichnet" und vermutet (S. 99), „dass ein bis jetzt unbekanntes Fastnachtslied oder ein Lied von unmöglichen Dingen, das viel Albernes und Langweiliges enthält, zu der Redensart (Das geht noch übers Bohnenlied) Anlass gab". Der Schritt von unglaublich närrischen und seltsamen zu ganz unmöglichen Dingen ist zwar nicht gross, aber Böhme geht mit seiner darauf begründeten Schlussfolgerung zu weit. Hinter diesem Kinderschnack ist nichts weiter zu

suchen. Er mag nur in der Antwort bestehen, die jemand auf die Frage, was eigentlich das Bohnenlied sei, scherzhaft gab. Dass Kinder und auch andre gelegentlich nach dem Liede, wovon immer die Rede geht, sich erkundigen, ist selbstverständlich, und weil niemand ein solches kennt oder anzugeben und vorzusingen weiss, so mag einmal jemand einem lästigen Frager mit jenem unwirschen Verweisen von der Bohne zur Erbse, gewissermassen von Pontius zu Pilatus, kurz und gut gedient haben. Redensarten, worin die beiden Hülsenfrüchte zusammen vorkommen, gibt es noch mehr: 'Bohnen Erbsen sein lassen' sagt man gleichbedeutend mit 'krumm gerade sein lassen', 'aus den Bohnen in die Erbsen' mit 'aus dem Regen in die Traufe', u. a. m. Man könnte sogar in der Antwort eine Spur entfernter Erinnerung an die Zeit, in der die rankende Bohne neben der Ackerbohne aufkam, vermuten. Das Bohnenlied wäre so das Lied von der toll gewordenen Puffbohne, die gleich der Erbse, ja, hoch über sie hinweg sich emporzuranken sucht, und 'über das Bohnenlied gar hinaus' wäre schon über die längsten Stangen und höchsten Dächer. Doch ist es wohl gescheiter, sich dabei zu beruhigen, dass in jener Antwort von der das Dach hinauf laufenden Erbse nur der Sinn steckt: Ein Narr fragt mehr, als alle Weisen beantworten können. Auch der lachende Philosoph K. J. Weber wurde gelegentlich nach dem Bohnenliede gefragt, und selbst er mit all seiner staunenswerten Belesenheit in allen witzigen und scherzhaften Schriftwerken wusste nichts darüber zu sagen in seinem Demokritos 2, 158.

Wenn aber Kalff (Het Lied in de middeleeuw. S. 354) meint: „Dit is alles wetenswaardig, maar brengt ons geen stap nader tot de oplossing der eigentlijke vraag", so liegt hier zu so pessimistischen Äusserungen kein Grund vor. Kalff hat offenbar nicht zur Genüge bedacht, in wie hohem Grade das menschliche Wissen Stückwerk ist und wie bei jeder anscheinend noch so leichten und einfachen Aufgabe meist unlösliche Reste bleiben. Bei volkstümlichen Redensarten und verwilderten Ranken uralter Volksweisheit oder völkischen Glaubens und Aberglaubens nun gar alles bis in die geringsten Einzelheiten aufklären zu können, darf man von vornherein gar nicht erwarten und muss man vielleicht nicht einmal wollen, denn das heisst seine Hoffnungen zu hoch spannen und Unmögliches verlangen. Solche geistigen Wildlinge, bei deren Entstehung keine scharf und folgerichtig denkenden Köpfe beteiligt waren, sondern trüb und verworren gärendes Massenempfinden sich Ausdruck verschaffte, locken den, der sie bis auf die letzten Gründe zurückverfolgen und ableiten will, nur zu leicht in unergründliche Tiefen. So betrachtet, steht es in diesem Falle nicht ungünstig um Kenntnis und Nachweis der Zusammenhänge, gewisse Grundzüge sind für eine lange Reihe von Jahrhunderten festgestellt, und so dürften auch die hier gebotenen Darlegungen, so wenig Neues darin zu finden sein mag, die Forschung

immerhin sogar mehr als einen 'Stap' vorwärts bringen, womit selbstverständlich nicht gesagt werden soll, dass andre nicht noch weiter gelangen könnten.

Marburg in H.

Deutsche Märchen aus dem Nachlasse der Brüder Grimm.

Von **Johannes Bolte.**

(Vgl. oben 25, 31—51. 372—380. 26, 19—42.)

4. Die Prinzessin im Sarge und die Schildwache[1]).

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten aber gar keine Kinder; da wurde der König einmal recht böse, und da rief er: 'Nun wollte ich doch, dass ich ein Kind hätte, und wenn es auch der lebendige Teufel wäre.' Und alsbald bekam die Königin eine Tochter, die war so schwarz wie ein Rabe und so hässlich, dass man ordentlich angst wurde, wenn man sie ansah; und sie brüllte wie ein Tier und war ganz unklug. Und da sie nun zwölf Jahre alt war, sagte sie zum König, er möchte ihr ein Grab mauern lassen. Das wollte er aber gar nicht tun; da fing sie aber so an zu brüllen, dass er es aus Angst tat. Und da liess der König ihr ein Grab mauern in der Kirche gerade hinter dem Altar; da legte sie sich hinein, und es wurde ein Deckel drauf gelegt, den konnte sie aber selbst wieder davon werfen. Und alle Nacht mussten sechs Soldaten sich abwechseln, um bei ihrem Grabe zu wachen, so hatte sie es befohlen. Wenn man aber des Morgens in die Kirche kam, so hatte die Prinzessin alle umgebracht; und die andere Nacht mussten wieder sechs andere beim Grabe wachen, und die brachte sie wieder um, und das währte zwei Jahre.

Da ging der König einmal spazieren, da begegnete ihm ein Junge: da sagte der König: 'Mein Sohn, wo willst du hin?' Da antwortete der Junge: 'Ach, ich wollte mich gerne vermieten bei einem Schuster oder Schneider.' Da antwortete der König: 'Wie heisst du denn?' 'Ich heisse Friedrich.' Da sprach der König: 'Du sollst dich nicht vermieten, sondern du sollst bei mir Soldat werden. Du kannst Offizier oder du kannst werden, was du willst; nur musst du eine Nacht bei dem Grabe meiner Tochter wachen.' Das wollte aber Friedrich gar nicht tun; denn er wusste wohl, wie es den Soldaten immer erging. Da ihn aber der König so viel quälte, da tat er es endlich. — Wie er aber nun des Abends in die Kirche kam, da ward es ihm so angst ums Herz, dass er wieder herauslief. Als er aber vor das Tor kam, da stand da so ein weisses Männchen, das sagte: 'Wo willst du hin, mein Sohn?' Da sagte Friedrich: 'Ach, ich wollte nur ein wenig spazieren gehen.' Da sagte das Männchen: 'Ich weiss es wohl, du willst desertieren, weil du angst bist, die Prinzess würde dich auch umbringen. Geh aber nur wieder zurück, sie soll dir nichts tun. Und nun will ich dir auch

1) Steht ohne Überschrift auf vier mit Seidenfäden zusammengehefteten Oktavblättern unter den um 1818 aus der Familie v. Haxthausen eingesandten Märchen.

sagen, was du tun musst. Wenn du in die Kirche kommst, dann musst du beide Arme ausbreiten, und dann musst du vor den Altar hinknien und beten und immer an Gott denken; und was dir dann auch geschehen mag, du darfst gar nicht aufsehen und auch nicht von der Stelle gehen.' — Friedrich tat so, wie ihm das weisse Männchen gesagt hatte. Als es nun elf Uhr war, da stand die Prinzess aus ihrem Grab auf und nahm einen Säbel und schlug Friedrich so damit, dass das Blut immer herunterlief; aber er fühlte gar keine Schmerzen und betete immer zu Gott. Sie fing so fürchterlich an zu brüllen, dass es die Leute in der Stadt hören konnten, und sie sagte ihm, er möchte doch aus der Kirche gehen, aber er stand gar nicht auf, und die Prinzess schlug ihn immerzu, bis es zwölf Uhr war, da ging sie wieder in ihr Grab.

Wie nun der König den andern Morgen in die Kirche kam und sehen wollte, wie es dem Friedrich ergangen, da sass er noch vor dem Altar und betete. Da wunderte sich der König sehr, und die ganze Stadt freute sich. Die folgende Nacht mussten wieder sechs Soldaten wachen, die hatte sie aber alle wieder umgebracht; und die dritte Nacht sollte Friedrich wieder wachen.

Da er nun in die Kirche kam, wurde ihm aber so angst, dass er schnell fortlief. Vor dem Tore begegnete ihm wieder das weisse Männchen: er sollte gar nicht angst sein, heute Nacht aber sollte er sich in der Länge vor den Altar aufs Gesicht legen und gar nicht aufsehen und immer beten. Und Friedrich ging auch wieder zurück und tat alles, wie das weisse Männchen befohlen hatte. Und als es elf Uhr schlug, kam wieder die schwarze Prinzessin und fing ganz schrecklich an zu brüllen und schlug ihn; aber er betete immer zu Gott, bis es zwölf Uhr war; da ging sie wieder in ihr Grab.

Der König konnte das Wunder gar nicht begreifen, da er den Friedrich noch am Leben sah, und er versprach ihm viel Gold und Silber, wenn er noch eine Nacht bei ihr wachen wollte. Das wollte Friedrich aber gar nicht tun, denn er dachte: 'Heute Nacht bringt sie dich gewiss um, und lieber will ich so weit laufen, als mich meine Füsse tragen können.' Er ging also heimlich fort; als er aber vor das Tor kam, da kam das weisse Männchen wieder her und sagt: 'Mein Sohn, heute Nacht musst du noch beim Grabe wachen, und dann wirst du deine Belohnung auch bekommen. Wenn die Prinzessin heute Nacht aufsteht, so musst du dich gleich in ihr Grab legen und immer beten und an Gott denken; und wenn sie auch noch so viel bittet, du möchtest aus ihrem Grabe gehen, so darfst du es doch nicht eher tun, bis sie ganz schneehagelweiss vor dir steht; und wenn sie dann an zu weinen fängt, so kannst du aufstehen.'

Als Friedrich nun in der Kirche war, betete er recht andächtig zu Gott. Und da es elf Uhr war, stand die Prinzessin auf, und Friedrich legte sich geschwinde in ihr Grab. Da fing sie so an zu schmälen und zu brüllen, dass man glaubte, die ganze Kirche wäre eingesunken; aber Friedrich betete immer zu Gott. Endlich fing sie an zu bitten und sagte ihm, er möchte nur aus ihrem Grabe gehen, sie wollte ihm auch nichts tun. Das sah er so ein bisschen auf, da hatte sie ein weisses Fleckchen über den Augen; und wie er wieder aufsah, war die Stirne ganz weiss, und dann das ganze Gesicht. Da betete er recht zu Gott, und als es bald zwölf Uhr war, da stand sie ganz schneeweiss vor ihm und glänzte wie die Sonne und fing an zu weinen und sagte: 'Stehe nur auf, lieber Friedrich! Ich tue dir nichts mehr, denn du hast mich erlöst.' Und wie sie dies sagte, schlug es zwölf Uhr, und er stand auf. Da erzählte sie ihm, dass sie vierzehn Jahre wäre verwünscht gewesen, weil ihr Vater damals gesagt habe, er wollte ein Kind haben, und wenn es auch der lebendige Teufel wäre.

Und wie sie ihm so erzählte, taten sich auf einmal die Gräber auf, und alle Soldaten, die die Prinzessin umgebracht hatte, waren wieder lebendig; aber die Bärte waren ihnen so lang gewachsen, dass sie bald auf der Erde schlurrten. Und als der König in die Kirche kam, war sie ganz voll von Soldaten, und an der Tür trat ihm Friedrich mit der Prinzess entgegen. Die war aber so schön, dass er gar nicht glauben wollte, dass sie seine Tochter wäre; wie sie ihm aber erzählte, dass Friedrich sie erlöst habe, gab er sie ihm zur Frau. Und der König liess noch am selbigen Tage ein grosses Gastmahl anrichten, wo alle die Soldaten mitassen; denn sie waren sehr hungrig. Friedrich aber wurde nach dem Tode des Königs König.

Das Märchen erinnert an die oben 25, 50 erwähnte 'Braut des Zauberers', aber die Erlösung der verwünschten Jungfrau vollzieht sich hier anders: **A.** Durch einen unbedachten Wunsch der Eltern (vgl. Grimm Nr. 25 und 108) ist die Prinzessin dem Teufel verfallen; — **B.** Nach ihrem Begräbnis verlässt sie nachts ihr Grab in der Kirche und erwürgt gleich einem Vampir[1]) die wachehaltenden Soldaten. — **C.** Endlich erlöst sie einer, nicht durch stillschweigendes Ertragen von Qualen (wie bei Grimm nr. 92 und 93), sondern indem er sich auf den Rat eines Greises auf der Kanzel, am Altar und im Sarge verbirgt.

Aus dem Oberwallis bei Jegerlehner 1913, S. 114 nr. 139 'Die verwünschte Königstochter' = Bächtold, Schweizer Märchen 1916 S. 166. Heanzisch bei Bünker nr. 85 'S Müllpâchkint'. Aus Oberhessen: Wolf, Hausmärchen S. 258 'Die Leichenfresserin'. Bindewald, Oberhessisches Sagenbuch 1873 S. 142 'Gehobener Teufelsbann'. Aus dem Rheinlande: Simrock, Märchen nr. 2 'Das Königskind'. Aus der Gegend von Halle: Sommer 1846 S. 104 nr. 5 'Die Königstochter im Sarge und der Soldat'. Aus Waldeck: Curtze S. 168 nr. 28 'Die Königstochter und der Soldat'. Aus Hannover: Busch, Ut ôler Welt S. 9 nr. 2 'Die schwarze Prinzessin'. Aus dem Harze: Ey S. 1 'Die Schildwache'. Pröhle, M. für die Jugend nr. 11 'Wache, Wache, Ronde raus'. Aus Oldenburg: Strackerjan[2] 2, 500 zu § 635 'Von dem Jüngling, der nicht bange war' (eine Variante zu Grimm 4). Aus Pommern: Jahn, Volksmärchen 1, 90 nr. 16 'Hans der Grafensohn und die schwarze Prinzessin' und S. 356; danach Zaunert S. 189. Blätter für pommersche Volkskunde 2, 24 'Die verwunschene Königstochter' und 7, 81 'Die Teufelsprinzessin'. Aus Posen: Knoop, Posener Märchen, Progr. 1909 S. 6 nr. 3 'Die verhexte Königin'. Aus Ostpreussen: Lemke, Volkstümliches 3, 167 nr. 64 'Die stumme Prinzessin'. — Dänisch: Grundtvig, Folkeæventyr 1, 142 nr. 13 = Leo-Strodtmann 1, 148 'Die Prinzessin im Sarge'. Grundtvigs hsl. Register nr. 138. Kristensen, Danske folkeæventyr 1888 S. 219 nr. 33 'Prinsessen i kisten'. Kristensen, Aev. fra Jylland 3, 265 nr. 50 'Vagten i Kirken'. — Norwegisch: Skar 6, 90 'Den svarte Jomfruva'. — Isländisch: Arnason 2, 440 = Poestion S. 233 = Rittershaus S. 150 nr. 33 'Bángsímon' (entstellt). — Französisch: Sébillot, Contes pop. de la Haute-Bretagne 3, 38 als Fortsetzung des zu Grimm nr. 16 gehörigen Märchens nr. 3 'La rose'. Luzel, Légendes chrét. de la Basse-Bretagne 2, 309 'Le soldat qui délivra une princesse de l'enfer' (vorher die trenlose Gattin, Bolte-Polívka 1, 127). Revue des trad. pop. 7, 693 'Le grillon, le hanneton, l'araignée' (zuerst Streiche des Meisterdiebs); 15, 641 'L'enfant du diable'; 19, 367 'La fille vampire'. — Italienisch: Widter-Wolf nr. 13 'Die Prinzessin im Sarg und die Schildwache' (Jahrbuch f. roman. Lit. 7, 257); vgl. R. Köhler 1, 320. Finamore 1, 2, 16 als Fortsetzung des zu Grimm 29 gehörigen Märchens nr. 56 'Le tre pile de lu dijavule'. — Rumänisch: Obert nr. 34 'Der alte Husar' (Ausland 1858, 117). P. Schullerus nr. 54 'Die Kirche des Teufels' (Archiv f. siebenbürg. Landesk. 33, 507). Şăineanu S. 873. — Serbokroatisch: Mijat Stojanović, Pućke pripov. S. 137 nr. 31. Kojanov-Stefanović

1) Vgl. Hock, Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur (1900), auch Jellinek, oben 14, 322.

S. 132. Strohal 1, 109 nr. 18. 19. 2, 90 nr. 37 = Leskien, Balkanmärchen nr. 35 (vorher die Blume auf dem Grabe der Teufelsbraut: Bolte-Polívka 2, 126); Strohal 2, 254 nr. 12. Kres 4, 350 nr. 19 = Krauss 1, 424 nr. 93 'Das Liebespaar'. Zbornik jslav. 18, 145 nr. 54. — Slowenisch: Gabršček S. 226 nr. 29. Slov. Glasnik 8, 31. — Slovakisch: Czambel S. 391 § 204. Sborník mus. slov. 15, 134 nr. 6. — Čechisch aus Österr. Schlesien: Polívka, Povídky lidu opav. a bram. S. 74 nr. 29. Aus Böhmen: Němcová, Nár. bách. 2, 19 nr. 14. Malý S. 145 nr. 13. Popelka 1880 1, 27 nr. 6 = 1888 S. 103 nr. 8. Hošek 2, 2, 148 nr. 20. Popelková S. 156. Kubín, Podkrkonoší záp. nr. 27 und 137 (Publ. der böhmischen Akademie der Wiss., noch im Drucke). Aus Mähren: Kulda 2, 8 nr. 60. 3, 147 nr. 14. Český Lid. 5, 460 nr. 7. Tille S. 58 nr. 26a; S. 81 nr. 29; S. 94 nr. 31 (Národopisný Sborník 7, 103. 125. 8, 39). Elpl S. 40 nr. 8. — Wendisch: Rabenau, Spreewald S. 128 = Černý S. 208. Veckenstedt S. 338 nr. 5. — Polnisch: Veckenstedts Zs. f. Volkskunde 1, 25 'Die Tochter des Schulzen und der Kirchensänger'. Mitt. der schles. Ges. f. Volksk. 3, 6, 44. Malinowski 1, 29 und 70. Zaranie Śląskie 2, 189. Kolberg 7, 71 nr. 151. 152 (verbunden mit einer Mahrtensage). 8, 138 nr. 55. 56. 14, 72 nr. 16. 17 (aus Posen). 19, 228 nr. 10. Ciszewski, Krak. 1, 175 nr. 128. Mater. antropol. 6, 150 nr. 6, 10, 269 nr. 40. Lud 9, 182 Chelchowski 1, 124 (vgl. Knoop 1909 S. 7). Zamarski S. 106. — Kleinrussisch: Dragomanov S. 267. Sadok Barącz S. 137. Etnograf. Zbirnyk 7, 24 nr. 30. 7, 90 nr. 48. 49. 12, 167 nr. 170. Čubinskij 2, 27 nr. 7. 2, 410 nr. 118. Manžura S. 60. Rudčenko 2, 27 nr. 12. Sbornik Charkov. istor.-filolog. 6, 165. Letopis istor.-filolog. novoross. univ. 3, 122. 184 nr. 5. Hrinčenko, Mater. 2, 325 nr. 232. Sbornik Miller S. 182. — In anderen Fassungen muss der Held seine zauberkundige Braut in der Kirche oder auf dem Friedhofe hüten (Etnograf. Zbirnyk 34, 140 nr. 913. Zbiór 4, 33 nr. 3. Sbornik Charkov. 3, 201. Manžura S. 136. Dragomanov S. 395. Hrinčenko 2, 110 nr. 88. Čubinskij 1, 200) oder auch im Hause der Gestorbenen (Hrinčenko 1, 66 nr. 92. 93. 1, 284 nr. 209. Dragomanov S. 71 nr. 14. Mater. Grodn. 2, 371 nr. 15). Auf Grund der Volkssagen dichtete Gogol seine Erzählung 'Vij'; vgl. daüber N. Th. Sumcov in der Kijevskaja Starina 1892, Heft 3 und K. Nevirova in den Zapysky ukrain. nauk. tov. Kijev 5, 42. — Weissrussisch: Karlowicz S. 29 nr. 19. Weryho S. 45 nr. 11. Dobrovoljskij 1, 547 nr. 23. 1, 554 nr. 24. Romanov 4, 124 nr. 65. Šejn, Mater. 2, 66 nr. 33. 2, 402 nr. 227. Federowski 2, 308. — Grossrussisch: Afanasjev[3] 2, 324 nr. 207. 2, 326 nr. 208c. = Ralston p. 271 'The headless princess' und p. 274 'The soldier's midnight watch'. Chudjakov 1, 45 nr. 11. 12. Sadovnikov S. 44. 309 nr. 104. Ončukov S. 369 nr. 152 (der dankbare Tote). Zapiski Krasnojarsk. 1, 99 nr. 51 = v. Löwis nr. 48 (statt des dankbaren Toten hilft der hl. Nikolaus, dessen Bild der Kaufmannssohn vor Schlägen bewahrt hat, wie bei Radloff 1, 329). 1, 125 nr. 63. 1, 15 nr. 3 (Nikolaus). 2, 31 nr. 9. Etnograf. Obozr. 53, 98 (Einsiedler anstatt des hl. Nikolaus). — Litauisch: Dowojna Sylwestrowicz 1, 196. 2. 129 — Lettisch: Treuland S. 244 nr. 125. Zbiór 18, 369 nr. 41. — Estnisch: Kletke, Märchensaal 2, 60 'Die bezauberte Prinzessin' = Ausflug nach Ehstland 1807 (Meiningen 1830) S. 186 (sie wird zuletzt zerhauen, einer Schlange entledigt und zusammengefügt, wie in einigen Märchen vom dankbaren Toten). — Finnisch: Aarnes Register nr. 307 'Die Prinzessin im Sarge'. — Magyarisch: Stier-Gaal S. 97 nr. 10 'Die Prinzessin im Sarge'. Berze Nagy nr. 53 'Die zum Tanze gehenden Prinzessinnen' und nr. 54 'Baka Janos'. — Zigeunerisch aus Serbien: Mitt. f. Zigeunerkunde 2, 106. Aus Nordungarn: Groome p. 141 nr. 41. — Armenisch Aus der Bukowina: Wlislocki, M. der Armenier 1891 S. 89 nr. 33 'Die Menschenfresserin' (der Bruder tötet sie, stellt den Sarg in eine Kapelle und holt auf den Rat des Mönches von der Zauberin einen jene belebenden Goldring). — Kafferisch: Junod, Ba-Ronga p. 320 (angehängt an eine Variante zu Grimm 133).

5. Fürchten lernen[1]).

Et was mol enen Jungen, de wull upt Gruelen reisen. Do seg he to sin Moder: 'Giff mi en Buelken met Appeln!' — 'Dat will ick dohn, dat will ick

1) Aus demselben Faszikel wie oben 25, 32 nr. 1; ohne Überschrift. Aus dem Münsterland vor 1816.

dohn.' Da gonk de Junge wull dör den Wold, he kam vör son graut Hues: Klink, klink, klink, klink. 'Well is der vör?' — 'Ick sin en Jungen, de wull upt Gruelen reisen.' — 'Dunn kumm men hier! Wi hebt en Timmer, do spöckt et up.' — 'Dat döt em nich, dat döt em nich. Giffet mi en Pötken met Water, dat'k Appelsoppe koken kann!' — Un as he de Soppe ferdig hadde, un as de Klocke twerlwe schlog, do gonk de Döhr up emoel los, da keimen twē Kerls herinn, de hadd'n Sark up'n Nacken un en dauden Kerl derinn. Se settet en derhen. 'Ick will di lück von mine Soppe giewen; un löst du et mi ut et Muhl laupen, dann giewe ick die ēn vör't Muhl.' Nu giff he em wier en Liepel vull, dat löt he ut et Muhl laupen. Klaps, giff he em een upt Muhl. Da richtet sick de Daude up in't Sark un seg to den Jungen: 'Krieg du de Schute (Schaufel) ut dat Sark.' — 'Dat doh du sölwen!' Da nam de daude Kerl de Schute up'n Nacken: 'Nu folge mi un grafe mi en Lock!' — 'Dat doh du sölwer!' Un de Daude gröff en Lock, do seg he to de Jungen: 'Treck de drey Pötte met Geld herut!' — 'Dat doh du sölwer!' He trock drey Pötte met Geld herut: 'Eenen is vör dy, enen vör de Lüde in Huse, enen vör de armen Lüde.' Un do verschwant dat Geist. Da nam de Junge den Pott met Geld un gonk wier to sine Moder: 'Do, Moder, hebbe ji en Pott mit Geld; dat is von't Gruelen reisen.' — 'Reise morgen du men wier upt Gruelen.' — 'Je, et is alle Dage kene Kermiß.'

Dat un dat is ute,
Nu will wi es no Mickschen [Marie] gohn,
Dat heff sone schewe Schnute.

Gehört zu KHM. nr. 4 'Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen' (Bolte-Polívka 1,22).

6. Sankt Peters Mutter[1]).

Als Petrus im Himmel ankam und sah, dass seine Mutter noch im Fegefeuer war, ward er sehr betrübt und bat: 'Lieber Herr, erlaube mir, dass ich meine Mutter aus dem Fegefeuer erlöse!' Seine Bitte ward ihm gewährt. Als nun Petrus mit seiner Mutter sich aus dem Fegefeuer erhob, um gen Himmel zu fahren, da hatten sich viel arme Seelen an seiner Mutter Rock gehängt und hofften mit herauszukommen. Die aber war neidisch und schüttelte sich, dass alle wieder herabfielen. Petrus aber erkannte daraus das böse Herz seiner Mutter und liess auch sie wieder los. Da fuhr sie wieder hinab ins Fegefeuer, wo sie noch wohl sein mag, wenn sie sich nicht gebessert hat.

Aus Schlesien bei Philo vom Walde 1883 S. 89 'Die Mutter des hl. Petrus'. Aus dem Böhmerwald: oben 17, 100 'Die Mutter des hl. Martin'. Aus der deutschen Sprachinsel Lusern in Norditalien bei Bacher, Lusern 1905 S. 82 'Die Mutter von St. Peter'. — Schwedisch: Selma Lagerlöf, Kristuslegender, 3. uppl. 1906 p. 185 = Christuslegenden 1904 S. 199 'Unser Herr und der h. Petrus' (Lud 14, 166). — Italienisch aus Wälschtirol: Schneller 1867 S. 7 nr. 4 'Die Mutter des h. Petrus'. Aus Friaul: Ostermann, Proverbi friulani 1876 p. 216. Aus Corsica: Ortoli p. 235 'La mère de St. Pierre'. Aus Venedig: 'Bernoni, Leggende nr. 8 'De la mare de San Petro, che la vien fora da l'inferno oto giorni ogni ano'. Aus Verona: Balladoro, Folklore veronese 1900 nr. 36 'La mare de san Piero'. Aus Brescia: Rivista delle trad. pop. ital. 1, 856. *Mazucchi, Tradizioni dell' alto Polesine 1898 'La madre di S. Pietro'. Pitrè, Novelle pop. tosc. nr. 26 'La mamma di San Pietro'. Gradi, Proverbi p. 23 und Saggio di letture varie p. 52. Pico Luri di Vassano (L. Passarini), Modi di dire proverbiali 1874 p. 219 nr. 452. Bagli, Novelle in dialetto romagnolo 1887 p. 22 'La mamma di S. Pietro' (Atti della Deputazione di storia patria

1) Aus demselben Faszikel wie oben 25, 32 nr. 1: also aus dem Münsterland vor 1816.

per le prov. di Romagna 3. serie, 5). Aus Benevent: Corazzini p. 472. *G. de Giacomo, Il popolo di Calabria 1, 119 nr. 41. Aus Sizilien: Pitrè, Saggio di fiabe nr. 2; Studio critico sui canti pop. 1868 p. 39; Fiabe pop. sic. 3, 65 nr. 126 'Lu porru di S. Petru' = Crane p. 192, vgl. p. 362 = Monnier p. 31. — *Mamo, Li cunticeddi di me nanna 1881 nr. 12. — Portugiesisch: Braga nr. 120 'Lenda da mãe de sam Pedro'. — Griechisch: Tommaseo bei Gradi. — Rumänisch: Miklosich, Wandrungen der Rumunen 1879 S. 9 (Denkschriften der Wiener Akademie, phil.-histor. Cl. 30). — Slovenisch: Štrekelj Volkslieder 1, 444 nr. 413—414. Ebd. 1, 448 nr. 419 holt der h. Thomas Vater, Bruder, und Schwester glücklich aus der Hölle, wirft aber die Mutter zurück, weil sie nach dem Branntwein verlangt. Zwei weisskrainische Lieder bei Šašelj 1, 56 nr. 17a—b. — Serbokroatisch: Ein Volkslied aus Kroatien bei Štrekelj 1, 443 nr. 412; aus Istrien in Hrvat. nar. pjesme Mat. Hrvat. 1, 41 nr. 22; aus Dalmatien ebd. 1, 39 nr. 21; andre Fassungen ebd. 1, 506—508. Ein Lied aus dem östlichen Serbien bei Vuk Stef. Karadžić, Srpske nar. pjesme 1891 1, 138 nr. 208 = Kapper, Gesänge der Serben 1852 2, 350 'Sanct Peters eigne Mutter'. Fragmentarisch vom Amselfelde bei Jastrebow, Obyčaji S. 123. Eine montenegrinische Prosalegende bei Rovinskij, Cernogorija 2, 2, 496. Andre Volkslieder aus Istrien in Naša Sloga Abt. 6, 6 nr. 4: ebd. S. 5, nr. 3 wird Petrus' Vater nicht ins Paradies eingelassen. Aus Westungarn bei Kurelac S. 130 nr. 488. — Bulgarisch: aus Westbulgarien im Sbornik min. 4, 130 nr. 2 = Šapkarev S. 9, 388 nr. 238 (Mutter des verstorbenen Kindes). Aus Etropol ebd. 4, 129 nr. 3 (der Engel zieht die Frau am Zwiebelstengel empor). Volkslied aus Mazedonien bei Struga Miladinovci S. 47 nr. 44; aus Prilep ebd. S. 49 nr. 45; ferner S. 50 nr. 46 und aus Sofia S. 56 nr. 49. Čolakov S. 341 nr. 90. Hies S. 104 nr. 75 (Mutter abgewiesen). — Čechisch: in einem Volksliede aus Mähren bei Sušil S. 2 nr. 2 hört König David von Maria, dass seine Mutter in der Hölle sitze, und befreit sie durch sein Geigenspiel, womit er den Teufel überwindet. — Polnisch aus Posen: Kolberg 15, 172. Aus dem Gouv. Lublin: Kolberg 17, 207 nr. 20. Aus dem Gouv. Plock: Chelchowski 2, 92 nr. 75 (Petrus zieht seine Mutter dreimal am Zwiebelstengel aus der Hölle). Aus dem Bez. Wieliczka: Mater. antropol. antrop. 4, 192. Kalendarz Lubelski na rok 1893: 'Petri Mutter' (s. Wisła 7, 624). — Kleinrussisch aus Galizien: Etnograf. Zbirnyk 13, 101 nr. 287. 13, 254 nr. 434 (Gott zieht eine sündige Seele an einem Knoblauchstengel empor). Lud 9, 69 nr. 4. Aus Südungarn: Etnogr. Zb. 30, 85 nr. 41 (Maria zieht die Frau an den Blättern von der Tochter Gebetbuch empor). Volkslied von St. Peters Mutter bei Holovackyj 2, 45. Aus der Ukraine: Kuliš, Zapiski 1, 307 (Seher Onysym). Aus dem Gouv. Charkov: Etnograf. Obozr. 13—14, 85 = Sumcov 1893 S. 4 (Bettler zieht sie an der ihm geschenkten Zwiebel empor). Etnogr. Obozr. 18, 106 (Salomos Mutter, Zwiebelstengel). Gouv. Minsk: Karskij, Mater. sèvernomalorus. 2, 49 (Mutter eines armen Mannes). Gouv. Sedlec-Lublin: Živaja Star. 12, 464 (Vater, der kein Vaterunser gebetet hat, sinkt in die Hölle). — Weissrussisch: Karłowicz S. 45 nr. 30a (fremde Frau). Gouv. Minsk: Šejn 2, 363 nr. 212 wie bei Karłowicz nr. 30b (ungenannter Sohn). Federowski 3, 274 nr. 540 (Gott, Zwiebelstengel). Romanov 4, 32 nr. 27 ('Bruder Christi': Strick aus Hanf und Spreu reisst, als die Mutter schilt). 4, 188 nr. 47 (Haarbüschel bleibt in der Hand des Sohnes). — Grossrussisch nach einer Hs. des 17. Jahrh. in Pamjatniki star. rus. literatury 1, 99—102 (der Sohn einer Sünderin betet um ihre Erlösung aus der Hölle, packt sie an den Haaren und wirft sie aus dem Pfuhl zur linken in das klare Wasser zur rechten). Dagegen gehört das Lied von der sündigen Mutter bei Kirejevskij, Russkije nar. stichi (Moskauer Čtenija 3, 9, 212) nicht zu unsrer Legende, sondern ist durch das Speculum Magnum veranlasst: vgl. Wladimirov, Velikoje zercalo 1884 und Karnějev, Das Lied von dem barmherzigen Weibe (Žurn. min. nar. prosv. 1892 6, 225). Dostojewskij, Brüder Karamasov 3, cap. 7, 3 legt die Legende dem Freudenmädchen Gruschenka in den Mund (Engel, Weib, Zwiebelstengel). Afanasjev, Nar. rus. legendy S. 30 nr. 8 (Bruder Christi, Strick aus Flachshede). In einem Märchen aus dem Terekgebiete am Kaukasus (Sbornik Kavkaz. 15, 2, 135 nr. 16) fällt die alte Frau des an der Erbsenranke zum Himmel kletternden Greises von seinem Rücken herab; er lässt sich an einem aus seinen Almosen zusammengesetzten Stricke zu ihr herunter, aber der Strick trägt keine sündigen Menschen. Aus dem Gouv. Moskau: Živ. Starina 16, 5, 15 (die

geizige Schwieger nagt im Jenseits an dem Kraute, das sie einst einem Bettler geschenkt). — Lettisch aus Kurland: Treuland S. 276 nr. 135 (der Geist der Schwieger, die nur einmal einem Bettler zwei Rädchen aus Baumrinde geschenkt, wünscht sich Essen von jenem Tische). — In einer tscheremissischen Sage (Znamenskij 1867 in Věstnik Jevropy 12, 62), die N. Th. Sumcow, Die Legende von der sündigen Mutter (Kiew 1893 S. 71; aus Kijevskaja starina 1893) und Alex. N. Veselowskij, Razyskanija v oblasti rus. duchov. sticha 5, 153 (1889) erwähnen, versucht ein Mann den andern an einer Zwiebel aus der Hölle zu ziehen. In einer mongolischen bei G. Potanin, Očerki sěverozapadnoj Mongolii 2, Anmerkungen S. 35 [25] soll der gottlose Reiche von der Erde verschlungen werden, aber das Büschel Pferdehaare, das er Moses geschenkt, hält ihn mitten zwischen Erdoberfläche und Hölle fest.

In einem Aufsatze über St. Petrus den Himmelspförtner vergleicht R. Köhler (Aufsätze über Märchen 1894 S. 48) ein deutsches Gedicht des 15. Jahrh. (Mones Anzeiger 1836, 192. Germania 33, 270), in welchem Petrus einen Holzhauer, der wohl fleissig gearbeitet, aber sonst nichts Gutes getan hat, auf seine Bitte an seinem Schlägel in den Himmel zu ziehen versucht. Als sie aber zur obersten Staffel kommen, fällt der Stiel, an dem der Mann sich festhält, aus dem Schlägel, und er stürzt hinab zur Hölle. Auch ein niedersächsischer Schwank bei Schambach-Müller S. 322 'Weshalb die Pfarrer keine Perücken mehr tragen' gehört hierher: Petrus will einen Pfarrer in den Himmel hinaufholen und fasst ihn bei den Haaren; aber da behält er die Perücke des Pfarrers in der Hand, und dieser fällt hinunter.

Die Legende weiss von St. Peters Frau Perpetua und seiner Tochter Petronilla nicht viel zu berichten; doch die Volkssage hat sich auch mit diesen beschäftigt. Seine Gattin Petrona führt Hayneccius 1562 in seiner Komödie 'Hans Pfriem' vor; drei Töchter von tierischer Beschaffenheit schildert ein dänisches Märchen (oben 11, 252. 19, 314); von seinen Schwestern redet ein italienisches Märchen bei Schneller nr. 3 und ein englischer Nachtsegen bei Chaucer (Canterbury Tales, The milleres tale v. 3500; Academy 18, 64. 156. 1880).

Berlin.

Kleine Mitteilungen.

Wurstbetteln und Wurstreime in Sachsen.

Im November wurde seit alters bei den deutschen Bauern das Vieh, vor allem das Borstenvieh, für den kommenden Winter eingeschlachtet, um es nicht den Winter über durchfüttern zu müssen. An das Schweineschlachten, das unter Umständen in unseren sächsischen Dörfern auch mit der Kirmes verbunden wird, knüpfen sich eine Reihe Ansingelieder der Dorfjugend, besonders der ärmeren Kinder, deren ich in Sachsen mit Hilfe vieler Lehrer eine grosse Anzahl gesammelt habe.

Immer, wenn in irgendeinem Bauernhofe ein fröhliches Fest mit dem im bäuerlichen Leben dabei beliebten 'Schmausen' gefeiert wurde, fanden sich auch ärmere Dorfgenossen ein, um ihren üblichen Anteil zu heischen. Ist diese Bettelsitte unter Absingen volkstümlicher Reime nun auch meist auf die Kinder und vielfach (in Städten noch) auf die Bitte um Wurstbrühe beschränkt, so war sie doch ursprünglich wie manche andere Sitte ein Ausdruck der alten Dorfgemeinschaft,

die die 'Nachbarn' in Freud und Leid zusammenhielt. Am meisten hat sich der alte Brauch, daß die jungen Burschen und Kinder ihren herkömmlichen Anteil an der Schlachtschüssel bekommen und in scherzhaften Reimen darum bitten, noch in der Wendei erhalten. Hier sind ja teilweise heute noch junge Mädchen und Burschen in den Spinngesellschaften (přaza, přazy) vereinigt, und diese besonders benutzen jedes in der Nachbarschaft stattfindende Schweineschlachten, um unter den Fenstern des betreffenden Hauses 'Wurst zu kreißen' (kołbasu stonać) oder 'Wurst zu stöhnen', indem sie Geräusche ausstoßen, als ob sie vor Hunger nicht weiter könnten. Dabei singen sie etwa:

1. Ae, ae, ae kołbaze!
njechceće-li nam kołbazow dać,
njeb'dźemy Wascho Janca brać!
Ae, ae, ae, kołbaze!

d. h. Ä, ä, ä, Würste!
Werdet ihr uns nicht Wurst geben,
werden wir nicht euren Janko nehmen.
(Wuttke, Sächsische Volkskunde S. 358.)

In manchen Dörfern (das Folgende nach einem Aufsatz von Fiedler, Wurststöhnen bei den Wenden, Lužičan 1868 S. 62 nach der Übertragung von Dr. Pilk in Pilks handschriftl. Sammlung im Archiv f. sächs. Volkskunde) begibt sich nur eine Abordnung der Spinnte unter die Fenster des Hauses und singt 'Stöhnverschen' folgender Art:

2. My smy sej w hromadźe zradźili
a wy sonas njejsće nedźeli.
My smy tu přišli tudy k wam
maće-li žanu lubosć knam,
da dajće nam, dajće nam štož
chcece nam dać
a njedajče nam tu dotho stać
waše wam błoto teptaći
naš nam črije torhaći!
Ach, hdy by ta hospozka tak dobra
była
sebi tón nožik wzała
a tu kołbasku krała,
přeco so jej tón nožik zlamił
a tu kołbasku cyłu dała,
přeco so wona zamoliła,
přeco tej kołbasey wobè dała!
Hospodarja chcemy sadźić zablido

karan jom' piwa, sklenču jom' wina,
khoču jom' pjenjez do rukow dać.

Hospozku chcemy k njom přisadźić,
ćeńku jej kudźełku

mjchku je całćićku
smjetank je butry do rukowdać.
Jurka pak chcemy won wożenić.
rjanu jom NN ec Mańku dać.
Hańsku pak chcemy won wożenić,
rjanoh' je NN ec Janka dać.

Wir haben uns zusammen beraten,
und ihr habt uns nicht erwartet.
Wir sind hier zu euch gekommen,
ob ihr einige Liebe zu uns habt,
so gebt uns, gebt uns, was
ihr uns geben wollt,
und lasset uns nicht hier lange stehn,
euch euren Kot treten,
uns unsere Schuhe zerreissen!
Ach, wenn doch die Hausfrau so gütig wäre,

sich das Messerlein nähme
und hier ein Würstchen schnitte,
wenn ihr doch das Messerlein bräche
und sie das Würstchen ganz gäbe,
wenn sie sich immerhin irrte,
immerhin der Würstchen zwei uns gäbe!
Den Hausherrn wollen wir setzen hintern Tisch,
ihm einen Krug Bier, ihm ein Glas Wein,
ihm eine Katze voll Geld in die Hände geben.

Die Hausfrau wollen wir ihm an die Seite setzen,
ihr einen feinen Rocken,
ihr ein weiches Semmelchen,
ihr ein Töpfchen Butter in die Hände geben.
Görgen aber wollen wir bald verheiraten,
ihm die schöne NNs Mariechen geben.
Agnes wollen wir bald verheiraten,
ihr den schönen NNs Hans geben.

(Usw., je nachdem der Hausherr Kinder hat.)

Auch Einzelpersonen kommen manchmal stöhnen:

3. Och, och! ow, ow!
Mi chce so tych waśich dobrych kołbasow!

Ach, ach, o, o!
Mich sehnts nach euren guten Würsten!

oder:

4. Ae, ae, ae! Ä, ä, ä,
Kak só mir tych wašich kołbasow chce! wie michs nach Würsten sehnt!

(Lužičan 1868, 62, vgl. auch Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden 1, 269.)

Die erhaltenen Würste hängt man darauf im Spinnstubenhause in die Esse, wo man sie bis zur 'langen Nacht', dem letzten Spinnabend vor Weihnachten, hängen lässt. Dann nimmt man sie herunter, bratet und isst sie, wobei man Gebäck zuspeist und Kaffee trinkt. Auch W. v. Schulenburg (Wend. Volkstum in Sage, Brauch und Sitte, S. 147ff.) führt Wurstlieder und die Sitte des Bettelns der Mädchen aus der Spinnte um Wurst an.

5. Üch, üch, üch, üch (stöhnend) Üch, üch, üch, üch,
ńeb' džośo ženu wórštu dać, werdet ihr keine Wurst geben,
da ńeb' džomy se tu vašu Hanku (oder so werden wir nicht euer Hannchen (oder
Hanska) brać. Hänschen) nehmen (= heiraten).

Aus der preussischen Wendei (Gegend von Burg) gibt v. Schulenburg folgende 'Wurstlieder' an:

6. Wir haben gedacht, sie haben geschlacht't.
Wir haben gerochen, sie haben gestochen.
Kommt er nicht raus, kommt sie doch raus
und bringt uns jedem eine (ein Paar) Wurst (Würste) heraus.
Nicht zu gross und nicht zu klein,
so, dass sie geht in den Kober hinein.
lasst uns nicht so lange stehn,
wir müssen noch weiter gehn.

Dieses deutsche Liedchen ist allgemein üblich. Weniger häufig ist die wendische Fassung desselben Liedes:

My smy zamysliti, aż wy śćo šlachtowali.
My smy culi, wy śćo štapali.
Njepřižo wón wen, ga přižo wóna.
A přińaso nam por jěšnicow wen.
Nic cu welikich, nic cu małkich,
ale take, aż do kobele žo.

7. Wy śćo žinsa wašu rědnu sytu swinu Ihr habt heute euer schönes fettes Schwein,
wy śćo žinsa šlachtowali, Ihr habt heute geschlachtet,
jěšnice śćo gótowali, Würste habt ihr gemacht,
co ga śćo z tym puchańom? Doch was habt ihr mit der Blase gemacht?
Kusk nam dajśo Gebt uns ein Stück,
kusk nam dajśo, gebt uns ein Stück!
nic se ńezagrańajśo. Redet euch nicht aus.
Dajśo nam małko abo wèle, Gebt uns wenig oder viel,
tak aż nekryńomy śele. so dass wir nicht ein ganzes Kalb kriegen.
Dajśo nam kusk jěšnicy. Gebt uns ein Stückchen Wurst.
šnaps nam dajśo, Schnaps gebt uns,
šnaps nam dajśo, Schnaps gebt uns!
nic se ńezagrańajśo, Redet euch nicht aus,
aby wy ženogo doma ńeměli. als hättet ihr keinen zu Haus.
My smy was gor dośe wiźěli, Wir haben euch gar wohl gesehen,
ako śćo z teju flašku šli, als mit der Flasche ihr gegangen seid.
nět se wiźi, tak aku was. Jetzt zeigt es sich, so wie bei euch,
nět se wiźi, tak nej' niźi. jetzt zeigt es sich, so ist es nirgendwo.
Wy nam dajśo, Ihr sollt uns geben,

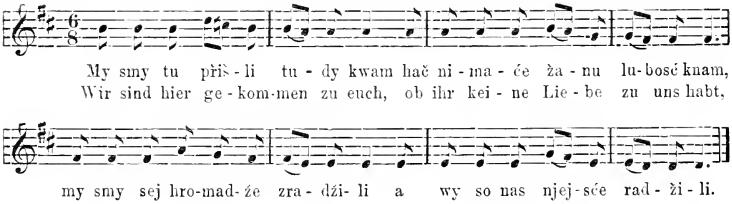
což wy maśo. — was ihr habt.
Wy jane dobre luźe, — Ihr seid mal gute Leute,
was b'žomy chwaliś přeceśuži. — euch loben wir immer überall.

Auch der alte Kettenreim 'Der Herre schickt den Jockel aus' (Bolte-Polivka, Anmerkungen zu Grimm, KHM. 2, 100) wird in einer Spielart nach v. Schulenburg als Wurstlied verwendet.

1. Der Müller schickt den Martin aus:
der Martin soll den Haber schneiden.
Der Martin schnitt den Haber nicht
und kam auch nicht nach Hause.
2. Da schickt der Herr den Pudel raus,
der Pudel sollte den Martin beissen.
Der Pudel biss den Martin nicht,
der Martin schnitt den Haber nicht usw.
3. . . . der Knüppel sollte den Pudel schlagen usw.
4. . . . das Feuer sollte den Knüppel brennen usw.
5. . . . das Wasser sollte das Feuer löschen usw.
6. . . . der Ochse sollte das Wasser saufen usw.
7. . . . der Fleischer sollte den Ochsen schlachten usw.
8. . . . der Wurstmann sollte die Würste machen usw.
9. . . . der Wurstmann machte die Würste nicht usw.
und kam auch nicht nach Hause.
Kommt er nicht raus, kommt sie doch raus
und bringt nur eine Wurst heraus,
nicht zu gross und nicht zu klein,
dass sie geht in den Kober hinein.

Pilk bringt in seiner handschriftl. Sammlung die Melodie eines wendischen Stonanje- — d. h. Stöhn- oder Wurstwinselliedes aus Guttau bei Bautzen.

10.



Nach einem Aufsatz in der Časopis Maćica Serbska 1877 H. 30 S. 101 (so nach Pilks handschr. Sammlung II. Ser. cit.) gab es in der Wendei früher sogar eine Art Vereinigung unter den jungen Burschen, die den Zweck hatte, zu Fastnacht von Hof zu Hof zu gehen und um Speck, Wurst usw. zu betteln. Diese 'Wurstbrüderschaft (Kolbasnica)' wurde später von der Obrigkeit untersagt, weil sie oft spektakelten und tagelang verzechten, was sie durch eine Art 'Mundschenken' an Geld für Bier eingesammelt hatten. Auch soll das Tanzen dabei sehr wild gewesen sein, häufig hätten die Täuzerinnen sogar alles zum Trunk hergeben müssen, was sie in ihren Taschen gehabt hätten. Das 'Wurstwinseln' oder 'Wurstgrunzen' ist auch im deutschen Teile der Oberlausitz weit verbreitet unter Anwendung von volkstümlichen Reimen.

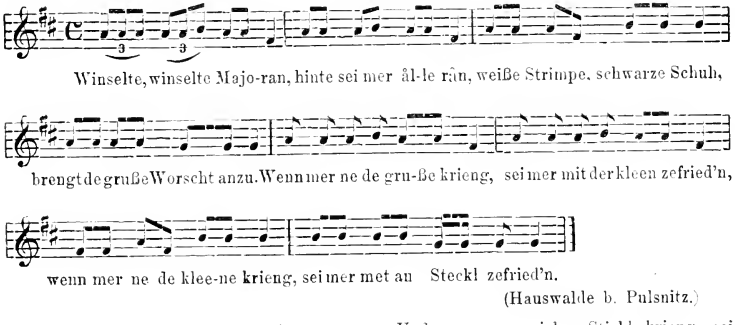
10. Winselte, winselte, Wurscht, Wurscht, Wurscht,
Wurscht, Wurscht, dos is mei Leben,
der Nubbr hoot a Schwein geschlacht't
und hoot de Wurscht raścht fett gemacht.
Wurscht im Tiegel, Fleesch im Toop,
nahmts nä iebel, mir sein groob.
Weiße Strimp und schwarze Schuh
und gaat a gruß Stück Wurscht dazu.
Lußt uns nä gor lange stihn:
mer wulln a Hoisel wetter gihn.
(Neukirch = so nach Pilk.)

Wollte man einen Wurstwinseler necken, so gab man ihm eine mit Kaffeesatz gefüllte Wurst, schickte ihm aber Tags darauf eine richtige.

11. Winselte, winselte, Wurscht, Wurscht, Wurscht,
bei Ns. da han se grußen Durscht,
se han a fettes Schwein geschlacht't
und han daraus viel Wurscht gemacht.
Winselte, winselte Majoran,
wöllte gern a Wirschtel han,
nä zu gruß und nä zu kleene,
vun der Mittelsurte eene.
Wurscht im Tiegel, Fleesch im Toop,
nahmts nä iebel, mir sein groob.
(Neukirch, Pilk.)

12. Winsel, winsel, Worscht,
mich hungert und mich dorscht,
ich hab geliert, ihr hot geschlacht'
und mir a Worschtel met gemacht.
Es de Worscht ne recht geroten,
so gaat a Stecke Schweinebroten.
Weiße Strimpe, schwarze Schuh,
brengt de gruße Worscht herzu.
(Friedersdorf b. Pulsnitz.)

13.



(Hauswalde b. Pulsnitz.)

Var.: 1. — wolln mer. — Zusatz: —. Und wenn mer nich e Stickl krieng, sei mer mit'm Knittel zefrieden. (Hauswalde b. Pulnitz).

14. Winselte, winselte, Majoran,
hinte (= heute) sein mer olle ran.
Weiße Strümpfe, schwarze Schuh,
brengt de gruße Worscht herzu.
Sein de Wörschte ne geroten,
gat mr a Stücke Schweinebroten.
Hauswalde b. Pulsnitz, auch Herold i. Erzgeb.

15. Winsel, winsel, Majoran,
der Fleescher hot a Schwein drschlôn.
der Fleescher is a guder Mann,
der uns a Stückel Wurst gân kann.
Friedersdorf b. Pulsnitz.

16. Winselte, winselte, Majoran,
N. hat e Schwein erschlân.
Mag er sich bedenken
und mir e Würstel schenken.
Gottschdorf b. Kamenz.

17. Winselte, winselte, Majoran,
N. hat a Schwein erschlân,
Weiße Strümpfe, schwarze Schuh,
brengt de gruße Wurscht herzu.
wenn mer ne de gruße kriegen,
sei mer mit dr kleen' zefrieden.
Geißmannsdorf (Oberlausitz).

18. Winselte, winselte, Majoran,
hinte sei mer olle ran.
Weiße Strümpfe, schwarze Schuh,
brengt de gruße Wurscht herzu.
N. is a guter Mann,
den mer a gebrauchen kann.
Wenn er hot a Schwein geschlacht,
hot er o an uns gedacht,
hätt'r ni an uns gedacht,
hät'r's o ni tut gemacht.
Hauswalde bei Pulsnitz.

19. Winsel, winsel, Majorân,
ihr habt euer Schwein drschlân,
wir habens gerochen,
ihr habt gestochen,
Wurst, Wurst, Wurst!
Wiesa b. Kamenz.

20. Winselte, winselte, Majorân,
ich mecht gern e Werschtel hon,
ni ze gruß un ni ze kleene,
vun der Mittelsurte eene.
Wilschdorf b. Stolpen.

Var.: 1. Winslak, winslak —. (Lückersdorf b. Kamenz.) — nur 1 u. 2. (Arnsdorf).
Zur 'Schlächtermost' (= Schweinschlachten).

21. Reibe, reibe, Majoran,
ich will o e Wirschtel hon. Großschweidnitz bei Löbau.

22. Winsel, winsel, Majoran,
bringt die große Wurst heran.
Wenn sie ist nicht geraten,
tuts auch Schweinebraten.
Arnsdorf.

23. Winsel, winsel, Wurscht,
mich hungert und mich durscht.
Ich hab gehört, ihr habt geschlacht
und mir ein kleines Würschtel gemacht.
Kamenz.

Zusatz: Ich hätt' mich eingebeten,
ich bin hierher getreten. Großnaundorf b. Pulsnitz.

24. Winsel, winsel, Wurst, Wurst, Wurst,
Frau N. hat en roten Rock,
sie wird sichs wohl bedenken
und mir e Wirschtel schenken.
Arnsdorf.

25. Winsel, winsel, Wurst, Wurst, Wurst,
großen Hunger, großen Durst.
Herr N. soll recht lange leben,
wenn er uns tät e Würstel geben.
Arnsdorf.

26. Winsel, winsel, Wurst, Wurst, Wurst,
Weiße Strümpf und schwarze Schuh,
und en Zipfel Wurst dazu.
Wurst, Wurst, das ist mein Leben,
Herr N. wird so gut sein und mir ein Stückchen geben.
Arnsdorf.

27. Winselte, winselte, Wurscht, Wurscht, Wurscht,
Wurscht ist mein Leben,
Wurscht kinnt'r geben.
Sin de Würschte nich geraten,
gebt e Stückel Schweinebraten.
Kamenz.

28. Winsel, winsel, Worscht, mich hungert und mich dorscht,
N. hat an ruten Rock, se greift so garne an Worschttopp,
Do werd se's'ch o bedenken und mir a Worschtel schenken.
Friedersdorf b. Pulsnitz.

29. Winsel, winsel, Worscht, mich hungert und mich dorscht.
Ich ho gehiert, ihr hot geschlacht und hot mr ane Worscht gemacht.
Kommt er ne raus, kommt sie ne raus,
Do sein's de geiz'gen Leute. Grossnaundorf bei Pulsnitz.

Var. 3. Es de Worscht ne recht geroten, so gat a Sticke Schweinebroten.
Weiße Strempe, schwarze Schuh, brengt de gruße Worscht herzu.
Friedersdorf b. Pulsnitz.

2. — und hat recht gute Wurst gemacht.
3. Sollt de Wurst ne sein geroten, gebt mir e Stückel Schweinebroten.
Friedersdorf b. Pulsnitz.

30. Winsel, winsel, Wurst, Wurst, Wurst.
N. die haben ein Schwein geschlacht, hab'n mir wohl ne Wurst gemacht.
Frau N. in dem roten Rock, die greift so gern in Talertopp,
wird sich nich erst bedenken und mir e Würstchen schenken.
Lange Stange üters Haus, gebt mir doch e Würstchen raus. Arnsdorf.

31. Winsel, winsel, Bäuerlein, gebt mir doch ein Würstelein.
nich zu groß und nich zu kleene, sondern von der mitteln eene.
Arnsdorf.

'Wurstbrummen'.

32. Brumm, brumm, brumm, bei N. hân se a Schwein geschlacht,
brumm, brumm, brumm, und daraus hân se Wurscht gemacht.
Brumm, brumm, brumm, kimmt ha ne raus, kimmt sie ne raus,
brengts Ma'gel do a Wirschtel raus, brumm, brumm, brumm.
Steinigtwolmsdorf.

'Wurstgrunzen'.

33. Grunze, grunze, Wurscht, der Bettelmann hat Durscht,
ihr habt e großes Schwein geschlacht't und habt auch großen Durscht gemacht.
Grosspostwitz bei Bautzen.

34 Grunze, grunze, Wurscht, 's fliegt a Vogel übersch Haus
und bringt de größte Wurscht mit raus.
Oberlausitz: Walddorf b. Eibau.

35. Grunz, grunz, Schwein geschlacht, hott'r keene Wurscht gemacht?
Is se nich geroten, schenkt mr a Sticke Schweinebroten.
Kittlitz bei Löbau.

36. Grunze, grunze, Wurscht, der Bettelmann hat Durscht.
Wurscht an Tiegel, Fleesch an Topp,
nahmts ne übel, mir sein grob. Rodewitz in Böhmen (b. Haida).

37. Grunze, grunze. Wurscht.
Wurscht an Tiegel, Fleesch an Tupp,
nahmts ne übel, mir sein grob. Wilthen. Arnsdorf.

38. Wurst in Tiegel, Wurst in Tiegel,
Fleesch in Tupp, Fleesch in Tupp,
Friß du Igel, friß du Igel,
Buttermilchsupp! Schandau. Mitt. Ver. sächs. Vk. 3, 324.

Var.: 4. Hopp, hopp, hopp! (Folbern b. Großenhain). — 4. das schmeckt gut (Gorbitz).

39. Wurscht in Tiegel, Wurscht in Tiegel,
Fleesch in Tupp,
alle Liese, alle Liese,
bist racht grubb.
Grünberg i. S.-Altenburg (Frost, Chronik v. Grünberg S. 62).

40. Wenzelsgahle, hupp, hupp, hupp,
Fleesch an Tiegel, Wurscht an Tupp. Oderwitz.

41 Wurscht in Tiegel, Wurscht im Tiegel, Krautsalat,
mir ä bissel, dir ä bissel, das schmeckt delikat. Glauchau.

Var.: 1. Wurschteltiegel, Wurschteltiegel, Fleesch in' Topp. 2. Mir ä Stickel, dir e St.— gut. Weinböhla.

42. Ich hab gehört, ihr habt geschlacht,
habt groß und kleine Wurst gemacht.
Die große gebt ihr mir, die kleine behaltet ihr.

Dieser Reim wurde früher auf einem Zettel mit dem Bettelsack in das Haus geworfen, wo gerade „Hausschlachten" stattfand. Mühltroff i. Vogtl.

43. E e e, Schwein geschlacht und dazu viel Wurst gemacht,
Ist sie nicht geraten, so gebt mr e Stick Schweinebraten.
Die Schüssel hat en golden Rand, N. hat ene milde Hand
Und wird sich wohl bedenken und mir e Wirschtel schenken.
In den Wendendörfern nördlich und nordwestlich von Löbau.

44. N. N. haben ein Schwein geschlacht, haben auch große Wurst gemacht.
N. N. werden sich's wohl bedenken und mir auch ein Würstchen schenken.
Kotitz b. Löbau.

45. Herr N. hat e Schwein geschlacht und hat uns keine Wurst gemacht.
Das soll er sich bedenken und uns eine schenken. Arnsdorf.

Var.: 1. Mein Nupper — hat recht viele W. g. 2. Ar wird sichs wohl b. u. ward mer eene sch. (Wilschdorf b. Stolpen.)

46. M, m, m, die Leute ham e Schwein geschlacht, volle Schüssel Worscht gemacht, warn sich wohl bedenken nnd uns e Wirschtel schenken. Nostitz b. Löbau.

47. N. haben e Schwein geschlacht, Wurst gemacht, Wurst gemacht,
's Teppchen hat en goldnen Rand [N. hat ne milde Hand],
N. könnens wohl bedenken und mir öch e Würschtel schenken.
Nostitz b. Löbau.

48. Ä, ä, Schwein geschlacht und ne grosse Wurst gemacht, weisse Strümpfe rote Schuh und ne große Wurst dazu. Kohlwesa b. Löbau.

49. Habt ihr ne a Schwein geschlacht? Habt ihr ne o Wurscht gemacht? ch, ch, ch.
Es ist uns allen wohlbekannt, Frau N. hat ne milde Hand,
se wird sich nich lange bedenken und uns a Stücke Großwurscht schenken.
Herwigsdorf b. Löbau.

50. Bau Bauer N. hon se e Schwein geschlacht, ch, ch, ch.
Der Fleescher hot viel Wurscht gemacht, ch, ch, ch.
Schmeiß den Basen übersch Haus, ch, ch, ch,
breng uns ack e Wirschtel raus, ch, ch, ch. Olbersdorf b. Zittau.

51. E, e, e, Schwein geschlacht und dazu viel Wurst gemacht,
is se nich geraten, so gebt mr e Stückchen Schweinebraten.
De Schüssel hat en golden Rand, N. hat ene milde Hand
nnd wird sich wohl bedenken uud mir e Wirschtel schenken. Nostitz b. Löbau.

52. Ä, ä, Kobasse (wend. kolbazy = Würste), der Nachbar hat e Schwein geschlacht,
hat ene Schüssel voll Wurscht gemacht,
er wird sich wohl bedenken und uns e Würschtel schenken.
Trauschwitz b. Löbau.

53. Ä, ä, Kobasse, sein de Wirschte gutt geroten? Gebt mr a Sticke Schweinebroten oder a Sticke Wurscht, Wurscht.
Lange Letter übersch Haus, gebt mr doch a Wirschtel raus!
Und der mitn gulden Finger wird schun dran denken
und mr a Wirschtel schenken. Kittlitz b. Löbau.

54. Ich hab gehört ihr habt geschlacht, habt groß und kleine Wurst gemacht.
Gebt mir nur die großen, die kleinen läßt ihr hängen,
gebt mir Kuchen und Branntewein, nachher guck ich auch zur Tür mit nein.
Rechenberg i. Erzg.

55. Ich hab gehört, ihr habt geschlacht, habt große und kleine Wurst gemacht.
Gebt mir eine von den langen, die kurzen könnt ihr in die Esse hangen.
Bobenneukirchen i. Vogtl.

56. Bei Schustern han se e Schwein geschlacht ne weit vu Schneiders Pfütze,
de gruße Wurscht, de gruße Wurscht die kimmt in meine Mütze.
Hertigswalde.

57. Herr N. hat ein großes Schwein geschlacht,
er mag sich wohl bedenken und uns e Würstchen schenken.
Frau N. hat einen roten Rock, sie greift nich gern in Talertopp.
Lange Stange übers Haus, gebt uns doch e Würstel raus.
Arnsdorf.

58. Frau N. hat en roten Rock, sie greift nich gern in Würsteltopp,
sie mag sich nur bedenken und uns e Würstel schenken.
Herr N. ist e guter Mann, er hat e großes Schwein geschlacht.
Rote Strümpfe, schwarze Schuh, gib uns e Stückchen Wurst dazu. Arnsdorf.

59. Lange Stange übers Haus, gebt mr doch e Würstel raus,
nich zu groß und nich zu kleene, von der Mittelsorte eene. Arnsdorf.

Var. mit Zusatz: 3. Wurst, Wurst, das ist mein Leben. das muß unser Bauer geben.
Winsel, Winsel, Majoran, möchte gern e Würstel ham. Arnsdorf.

60. N. is a guter Mann, den wir o gebrauchen,
Wenn'r hot a Schwein geschlacht, hot'r o an uns gedacht.
Hot'r ne an uns gedacht, hot'r o kees tut gemacht. Hauswalde b. Bischofswerda.

61. Bei unnern Nachbar warsch halt schien, die ham e Sau geschlacht,
die ham e gruße Worscht gemacht, dös war e wahre Pracht.
Ölsnitz i. Vogtl.

62. Ich hab gehört, ihr habt geschlacht, habt große und kleine Wurst gemacht,
Die großen gebt mir, die kleinen behaltet ihr. Altenburg.

63. Ich hab gehört, ihr habt geschlacht, habt kurze und lange Wurst gemacht.
So gebt mir eine lange, die kurzen lasset hangen. Vogtland.

64. Ich hab gehört, ihr habt geschlacht, das hat mir vielen Spaß gemacht.
Und weil das Schwein recht fett gewesen, bekommt Bettelmann auch gute Spesen,
die allerschönste Klenkerwurst die stillt den Hunger, Bier den Durst.
Arnsdorf.

65. Der Teller hot an gilden Rand, der Votter od. d. Nupper hot anne milde Hand.
Er wird sich schön bedenken und mir a Wirschtel schenken.
Kittlitz, Nostitz, Trauschwitz b. Löbau.

66. Im Eigenschen Kreise ladet man die Nachbarn gern auch mit altherkömmlichen Reimen ein:

Heut ist geschlachtet ein Riesenschwein.
Gefüttert ist's mit Leberwurst und Lein,
Drum ist das Schweinchen auch nicht zu klein,
Es wiegt genau zehn Pfündelein.
Ich lade freundlich ein zum fetten Schwein.
Kiesdorf a. d. Eigen. (b. Ostritz).

67. An enerm Hause hing ein Schwein, das haben wir gesehen,
Da dachten wir in unsern Sinn, dort möchten wir hingehen.
Der Schulze ist ein guter Mann, den man gebrauchen kann,
Denn wenn er hat ein Schwein geschlacht, hat er an uns gedacht.
Kamenz.

68. Wir stehn uf eire Steene, uns frieren unsre Beene.
Wir haben gerochen, ihr habt gestochen.
Raus, raus, Schweinewürstel raus.
Wurscht, Wurscht, Wurscht in'n Tiegel,
Fleesch in'n Topp
Schmeckt nich ibel.
Ihr seid grob.
Rute Strümp und schwarze Schuh
Und ne große Wurscht dazu. Löbauer Gegend.

69. Bittel, battel, Leinewand, gib mr was in meine Hand,
laß mich nich ze lange stehn, muß a Häusl weiter gehn.
Lange Leiter übersch Haus, werft mir nur ne Grützwurscht raus.
Nostitz b. Löbau.

70. Morng früh halbachte, wenn de Bauern schlachte,
loß iech mir e Wörschtel gam, häng iech's na an meen Tannebaam.
Lugau i. Erzgeb.

71. Guten Tag, Frau Pote, menne Mutta sôte,
wenn se täten Schweine schlachten, selln se mir a Werschtl machen,
wenns ni ins Kerbl gäng, selln se's uffn Buckl häng'n.
Friedebach i. Erzgeb. Rechenberg i. Erzg.

Im Vogtlande findet beim Schlachtfest das sogenannte 'Einhängen' statt, indem verkleidete Burschen und Mädchen einen an einem Stab befestigten Sack durch das heimlich geöffnete Fenster schieben und dabei den Reim sagen:

72. Schön guten Abend, ihr Schlachtfestgäste, sitzt ihr denn noch hart und feste?
Hättet ihr mich zur Schlachtschüssel gebeten, so wäre ich nicht vor das Fenster getreten.
Gebt mir was von eurem Schwein, doch es darf zu klein nicht sein.
Wallengrün im Vogtl.

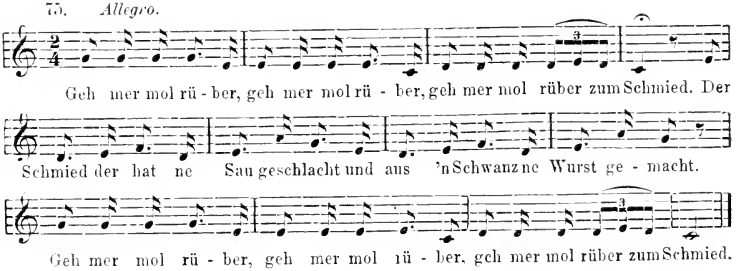
73. Die Rosa is net su genau, die gibt uns was von ihrer Sau.
Schön guten Nahmt, ihr lieben Gäste, gebt uns was von eurem Feste,
gebt uns keine Knöchelein, wir haben ein stumpfes Messerlein.
Plauschwitz i. Vogtl.

An anderen vogtländischen Orten herrschte (nach einer Zeitungseinsendung im 'Vogtländ. Anzeiger' 14. Februar 1903) die Sitte des sogenannten 'Spiessreckens' beim Schweinschlachten. Die Kinder gingen gegen Abend in das Haus, wo Schlachtfest war, und stellten dort heimlich ein Gefäss ein, in dem ein Zettel möglichst mit einem Gedicht lag, so z. B. mit dem Reime:

74. Wir recken heut en Spieß, einer Wurst sind wir gewiß.
und will uns wohl das Glück, setzt's auch vom Fleisch ein Stück.
Das Sauerkraut schmeckt auch gar fein, drum muß es stets beim Schlachtfest sein,
gebackne Klöß und Meerrettig, nein, etwas Bess'res gibt es nich.
Nun schönen Dank im voraus noch und dazu euch ein "donnernd Hoch".

Nach ungefähr einer Stunde stellten sich die Kinder wieder ein, um möglichst unbemerkt den Krug zu holen, der mit Wurstsuppe, wohl auch mit Wurst oder Fleisch, Kraut oder Klössen gefüllt war, am reichlichsten, wenn die Spender befreundete Kinder vermuteten. Manchmal gab es auch zum Schabernack statt der erhofften Genüsse Asche mit Wasser vermischt oder als Wurst ein Stück Holz im Kruge oder überhaupt gänzlich leere Gefässe. — Im westlichen Erzgebirge und im Vogtlande heißt das Schlachtfest „Krummbâ" = Krummbein nach dem Krummholz, an dem das Schwein mit den Hinterbeinen aufgehängt wird. Auch hier spricht sich die alte Nachbarsitte in einem Liede aus. Man singt gern, wenn das Wellfleisch, das Sauerkraut und die Klöße aufgetragen werden:

75. *Allegro.*



Kirchberg i. Erzgeb.

Das Mittelstück des Liedchens erscheint in verschiedener Fassung: der hat ne gruße Sau geschlacht und hot en Zentner Wursch gemacht. (Affalter i. Erzgeb.) — der Schmied der hot e Sau geschlacht, der Schuster hat de Wurst gemacht. (Rotschau bei Reichenbach.)

Auch mehrstrophig erscheint das Lied:

76. 1. Geh mer mol rieber, geh mer mol rieber,
geh mer mol rieber zum Schmied.
Der Schmied, der hot e Kanepee,
und wenner'sch draufsetzt, do huppst de in der Höh.
Geh mer mol rieber, geh mer mol rieber,
geh mer mol rieber zum Schmied.

2. Geh . . . . Schmied.
Der Schmied der hot e Sau geschlacht
un hot seiner Frau kene Wurst gemacht.
Geh . . . . Schmied.

3. Geh . . . . Schmied.
Der Schmied der hot drei Töchterlein,
die wollten gern verheirat sein.
Geh . . . . Schmied. Zwickauer Gegend.

In den wendischen Dörfern der Lausitz, vor allem nach Preussen zu, wird auch die Fastnacht gern durch Schweineschlachten ausgezeichnet. Auch dabei geht man singend Gaben heischen, die Jugend geht 'zembern' oder 'zempern', wobei es auf die Würste besonders abgesehen ist. Mehrere solche Bettelreigen zu Fastnacht, leider ohne bestimmte Ortsangabe, bringt Braunsdorf in einem Aufsatz 'Das Zempern in der wendischen Lausitz'. (Gebirgsfreund 1897, Nr. 5, 1./3.):

77. Wir honn gedacht, jeh honn geschlacht;
wir honn gerochen, jeh honn geschtochen.
Kommt he nich raus? Kommt he doch raus
und brängt uns eene Worschc heraus.
Müllers Vetter (der Hauswirt), guder Mann,
schneid uns doch die lange an.
Müllers Muhme, gude Frau,
seid doch nicht so schre genau.
Wir honn gedacht, jeh honn geschlacht
un honn uns keene Worscht gebracht.
Brängt Worscht, Worscht, Worscht!

In einigen Spreewaldorten sollen auch die Kinder mit dem sogenannten 'Fastnachtsspiess' zempern gehn, einem oben zugespitzten, mit bunten Bändern geschmücktem Stocke, an dem mehrere kreuzweis stehende spitze Querhölzer befestigt sind. Hierbei lautet das Ansingeliedchen:

78. Fastnacht ist hier, sechs Dreier zu Bier,
sechs Dreier zu Speck, gehn wir gleich wieder weg.
Oben in den Förschte (Firste, bei der Feueresse) hängen zwei Wörschte,
die lange gib mir, die kurze behalt dir.
Schneid weg, schneid weg, ein groß Stück Speck;
schneid Raum, schneid Raum und nicht in den Daum.

79. Zemper, zemper, Donnerstag, morgen is Freitag,
oben in der Förschte hängen viel Wörschte,
gebt mir doch die lange Worscht, laßt die kurze hängen.
Ich stehe uf en Steenchen, mich frieren meine Beenchen.

Laßt mich nicht zu lange stehn, ich muß noch'n Stickchen weiter gehn.
Gebt mir een paar Eier, spring ich wie der Geier,
gebt mir een Stück Speck, oder ich springe über eire Hausschwelle weg.

Vor den Kaufmannsläden singt die Schar:

80. Zemper, zemper, Gasse, Bier in der Flasche,
Eier in den Kober, Geld in die Tasche,
Oben in der Förschte hängen eure Wörschte,
gebt mir die langen, laßt die kurzen hangen.
Ich bin der kleine König, gebt mir nicht zu wenig.
Laßt mich nicht zu lange stehn, ich möchte noch'n Häuschen weitergehn.
Ich möchte hin nach Polen,
Polen ist ein weiter Weg, seht ihr nich, daß dunkel wird?

Auch in der sächsischen Oberlausitz auf deutschem Sprachgebiete begegnen uns ähnliche 'Zemperlieder':

81. Semper, Semper, Donnerstag, morgen ham ma Feiertag.
Oben in der Firste hängen die Bratwürste.
Gebt uns nur Stangen, daß wir sie erlangen.
Wir können nicht lange stille stehn, wir müssen ein Haus weitergehn.
Dittersbach bei Ostritz.

Das 'Spiessrecken' beim Schweineschlachten, und zwar gern in irgend einer Vermummung (daher auch dafür der Ausdruck 'Masch'kra' gehen, d.h. Maskerade g.) finden wir auch in der Oberpfalz wieder (Mitt. u. Umfragen z. bayr. Volkskunde 1898, nr. 4, S. 3):

82. Ich reck, ich reck an Spieß,
a Trumm (= Stück) Fleisch und Wurscht is ma g'wiß.

83. Ich hab gehört, ihr habt geschlacht
und habt recht große Würst gemacht,
drum bitt' ich den Herrn und seine Frau,
sie möchten mir geben ein Stück von der Sau,
den Sausack (d. i. Preßwurst) will ich nicht begehr'n,
den ißt Herr und Frau selber gern.

Die Gaben werden an den Haken des Spiesses gehängt. [Ebenso in Deutschböhmen; vgl. Unser Egerland 4, 18. 7, 11. 24. 40. 8, 16.]

Erzgebirgischer Wurstbettelreim.

84. Oben in der Firste hängen frische Würste,
Die dünnen laßt dort hängen, die dicken gebt mir!
Ich steh auf Euerm Steinchen (= Türschwelle), mich friert an meinen Beinchen,
Laßt mich nicht so lange stehn, ich muß ein Häusel weiter gehn.
Macht ein bißchen fix, ich bin ein kleiner Klix (= Wicht).
Gebt mir nicht zu wenig, ich bin ein kleiner König.
Eier in den Kober, Bier in die Flasche,
Blanke Pfennigstücke in die Tasche
Und ein Stückchen Speck, dann spring ich von eurer Türschwell weg.
Gegend v. Olbernhau.

Niederlausitzer Zemperlied.

85. Zemper, zemper, Donnerstag, morgen ist der Feiertag.
Oben in der Ferschte häng'n gebrot'ne Werschte.
Laßt uns nicht zu lange stehn, wir müssen weiter zempern gehn.
Zemper in der Kasse, Bier in der Flasche,
Eier in den Kober. [Luckau. Vgl. Niederlausitzer Mitteilungen 8, 205.]

Wenn wir uns nach fernerliegenden Parallelen umschauen, so finden wir zunächst in Meyers Deutscher Volkskunde S. 214 nur einen kurzen Hinweis, dass in der Eifel maskierte Burschen im Christmonat bei Hausschlachtungen auftreten mit dem Spruch:

86. Würstle heraus, Würstle heraus, 's isch e brave Fra im Haus.

Manchmal strecken die heischenden Burschen auch ein Säckle durch das Fenster mit solchen 'Wurstliedle'.

Aus Grossschwabhausen (um 1870) führt Schläger (oben 17, 402) ein hierher gehöriges Ansingelied an:

87. Ich hab gedacht, ihr habt geschlacht,
habt groß- und kleine Wurst gemacht,
drum bitte, bitte, bitte,
gebt mir ne recht groß- und fett- und dicke
rein in meine kleine Ficke.

Aus Hessen liegen 'Klowessprüche' vor, die auch Wurstreime sind, da die 'Klowese', maskierte Kinder, mit solchen Sprüchen am 6. Dez., am Klowesabend, bei den Metzgern um Wurst betteln. (Lewalter, Dtsch. Kinderlied und Kinderspiel S. 216.)

88. Ich hab gehört, ihr hätt't geschlacht, ihr hätt't für mich ne Wurst gemacht, nicht so groß und nicht so klein, damit will ich zufrieden sein.

89. Ich hab gehört, ihr habt geschlacht und für mich ne Wurst gemacht, nicht so klein und nicht so dünn, ganz genau nach meinem Sinn.

90. Ich hab gehört, ihr habt geschlacht, habt so große Würste gemacht, habt so große und so kleine, sind als wie die Mühlensteine.

91. Da oben in der Förschte, da hängen lange Wörschte.
Gebt mir eine lange, die kleinen die laßt hangen!
Gebt mir ein Stück Speck, dann geh ich wieder weg.

Bei der 'Metzgete' in der Schweiz sind folgende Reime gebräuchlich (Züricher, Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern S. 70):

92. Gnyppi, gnappi, gnou, gät mer vo-n-öuer Sou,
nid gar weni, nid gar vil, vo de-n Ohre bis zum Stil.

93. Ich stande-n-uf em chalte Stei, gät e mer e Batze so cha-n-i hei.

94. Mueter, lueg da, 's isch e Bueb da, huderyady, huderyady, hudery.
Mueter, gib im Wurst, 's isch e brave Burscht, h., h., h.

Mit den oben angeführten Zemperliedern aus der Lausitz berühren sich die Fastnachtsreime bei Frischbier, Preuß. Volksreime und Volksspiele nr. 792. 797; Böhme, Kinderlied u. Kdsp. nr. 1623. 1663. 1716—1718; Simrock, Kinderbuch 890; Erk-Böhme, Liederhort 3, 1216. [Für Basel weist die Sitte des Wurstbettelns um die Neujahrszeit E. Hoffmann-Krayer (Schweiz. Archiv f. Volkskunde 7, 103; Schweizer Volkskunde 2, 2) bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts nach; Luther erzählt in seinen Tischreden (Ausg. v. Förstemann 2, 168), wie er als Knabe in der Fastnacht vor den Türen gesungen habe, Würste zu sammeln; in Hebels 'Statthalter von Schopfheim' (Werke ed. E. Keller 2, 58) schickt der Friederli drei Räuber seiner Bande zum Ueli, der ein Schwein geschlachtet hat, und heisst sie 'ums Würstli singen'. Über das 'Karrideln' in Treuenbrietzen vgl. oben 12, 470; über das Wurstsammeln der Schmiede in Geseke in Westfalen Zs. f. rhein. Volksk. 10, 64.]

Löbau i. Sa. Curt Müller.

Nachträge zu den Personifikationen von Tag und Nacht.

(Oben 26, 313 ff.)

1. Das weisse und das schwarze Knäuel (S. 317 f.).

Den von mir zusammengestellten Märchen ist noch eine armenische Fassung, die im ganzen zu Grimm KHM. nr. 111 zu rechnen ist, anzureihen. (Revue des trad. pop. 19, 337 ff.) Als am dritten Abend das Feuer verlöscht, geht der jüngste Bruder Feuer suchen, das er auf dem Gipfel eines Berges erblickt. Unterwegs trifft er einen überaus alten Greis, der, auf der Spitze des Berges sitzend, ein Knäuel schwarzen Zwirnes abwickelt, neben sich ein grosses Knäuel weissen Zwirnes. Der Greis sagt ihm, er sei die Zeit, er wickle bei Nacht den schwarzen Zwirn, bei Tag den weissen Zwirn auf. Der Held nimmt dem Greise das schwarze Knäuel aus den Händen und lässt es den Berg hinabrollen; er solle das Knäuel von neuem anfangen, damit die Nacht länger dauere. Er kommt zu einem regelrechten Kessel, worin sieben Rinder kochen, mit einem Dämon dabei, und 39 daneben, die schlafen. Er schiebt den Kessel bei Seite, nimmt alles Feuer und kehrt zu dem Bruder zurück. Der Greis wird hier also nicht gefesselt.

2. Der weisse und der schwarze Widder (S. 318 f.).

Bei der Bearbeitung einer Übersicht des slowakischen Märchenschatzes fand ich in dem hs. Heft sign. XIIIa des Museums in Turč. Sv. Martin (Oberungarn) noch eine hierher gehörige Fassung des Märchens von der Entführung der Prinzessinnen in die Unterwelt. Es wurde von H. Pivko im Dialekt von Neutra in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. erzählt.

Abweichend von dem oben angeführten čechischen und serbokroatischen Märchen sind erst bei der Hochzeitsfeier nacheinander die aus Gold und Silber erbauten Schlösser samt den jungen Frauen verschwunden, und zwar gleichfalls um Mitternacht unter grossem Getöse. Der jüngere Prinz geht mit seinen Dienern, das Schloss zu suchen, und kommt, der Blutspur folgend, zu einem tiefen Brunnen. Unten erblickt er die beiden Schlösser und hört von seiner Frau, dass sie der Riese hierher gebracht habe und dann zu dem roten Meere gegangen sei, um seine tiefen Wunden zu heilen. Sie gibt ihm einen goldenen Apfel; wenn er nur sagt: „Spring, Schloss, in den Apfel“, so wird er das Schloss wegtragen können. Einen ebensolchen Apfel bekommt er von seiner Schwägerin. So lässt er beide von seinen Dienern hinaufziehen. Während dessen erblickt er zwei Widder, einen weissen und einen schwarzen und läuft ihnen nach, bis er zu einem alten Weibe kommt. Das Weib rät ihm, die Schlösser zu Hause aufzustellen und dann zum roten Meer zu eilen, wo jener Riese schläft, um ihn zu töten, solange er noch im tiefen Schlafe ist. Auf der rechten Seite hat er ein Gläschen mit stärkendem Wasser, in der linken eins mit einschläferndem Wasser; aus dem ersten soll er trinken und dann beide Gläschen vertauschen; wenn er den Riesen umgebracht, soll er zurückkommen, den weissen Widder fangen, nicht den schwarzen, denn das sei der Teufel, und der würde ihn in die Hölle bringen. Mit einem Pfeifchen, das er von der Alten bekommen, ruft er die Diener herbei, lässt sich hinaufziehen, stellt die Schlösser auf, gibt die Äpfel seiner Frau und eilt zum roten Meer zum Riesen.

Den überwindet er leicht nach dem Rate der Alten und wirft ihn in das rote Meer. Dann sucht er die Widder auf. Der weisse entwischt ihm, der schwarze springt ihm in die Hände, und so wird er in die Hölle getragen. Die Teufel bringen ihn zu Luzifer. Luzifers Tochter verliebt sich in ihn, und der Prinz muss einwilligen, sie zu heiraten, denn sonst wäre er auf dem feurigen Bette verbrannt worden, und er wird nun von den Teufeln wie ein König ver-

ehrt. Als er einmal mit seiner Frau in den Garten geht, sieht er dort viele fruchtbare Bäume; einer trägt nur eine sehr schöne Birne, die aber nach dem strengen Befehl Luzifers niemand essen darf. Luzifers Tochter sagt ihm, dass, wer die Birne aufesse und das Kerngehäuse hinter sich werfe, sich dort befinden werde, wo er wolle. Als er nun nach einer Weile allein ist, klettert er auf den Baum, isst die Birne und wirft das Gehäuse hinter sich; da bricht ein grosser Sturm los, und in einer kurzen Weile ist er daheim bei seiner Frau.

Als Luzifers Tochter erfährt, dass er zu Hause ist und sie vergessen hat, dringt sie in ihren Bruder, ihm wieder die Schlösser und die Frauen zu rauben. In der Gestalt eines Königs kommt er in das Schloss, verwandelt sich nachts in einen Käfer und dann in eine Mücke und findet die zwei goldenen Äpfel; er verschwindet durch das Fenster, lässt die Schlösser mit den Frauen in die Äpfel springen, geht zum roten Meer und hängt sie dort hoch oben auf.

Der Prinz sucht nun wieder jenes alte Weib auf, erfährt von ihm, wo die Schlösser sich befinden, dass Luzifers Sohn in ihnen wohnt und die Äpfel in einem Eimer hinablässt; das Weib gibt ihm einen Kater, der springt in den Eimer und fängt die Äpfel. Der Kater will mit den Äpfeln weglaufen, der Prinz schiesst nach ihm und verwundet ihn. Gleich wird aus dem Kater ein Jüngling. Der Prinz bekommt die Äpfel, lässt die Schlösser hineinspringen, kehrt nach Hause zurück, stellt die Schlösser auf den alten Ort und lebt nun glücklich mit der Frau und seinem Bruder.

Die slowakische Fassung stimmt ziemlich stark mit der von B. Němcová bearbeiteten čechischen Erzählung überein, viel mehr als mit der serbokroatischen, aber ein direkter Zusammenhang ist kaum anzunehmen. Das Motiv mit dem helfenden alten Weib ist durchgeführt; es steht dem Helden schon in der Hölle bei, bei B. Němcová wird er schliesslich erlöst; die slowakische Fassung weiss nichts davon. In der čechischen Fassung werden nur die goldenen Dächer geraubt, und der Held findet in ihnen zwei schöne Mädchen, die Töchter des Riesen, die ihm ziemlich dasselbe wie das alte Weib der slowakischen Fassung sagen. Eher beruhen diese und die Vorlage der čechischen Erzählerin auf einer gemeinsamen Quelle. Die serbokroatische Fassung ist eine verblasste und verderbte Wiedergabe derselben. Einen direkten Zusammenhang mit der čechischen Erzählung möchte ich nicht mehr voraussetzen.

Prag. Georg Polívka.

Zu Bd. 25, 314: Zachariae, Ein Salomonisches Urteil.

Die Erzählung aus dem 'Buch der Frommen' wird von Strack mit folgenden Worten wiedergegeben: „In dem 'Buch der Frommen' von Jehuda ben Samuel dem Frommen, der um 1200 in Regensburg lebte, wird zur Begründung der Vorstellung, dass Eltern und Kinder auch in physischer Hinsicht einen Körper bilden, folgendes mitgeteilt (Ausgabe Bologna 1538, § 232; ebenso Basel 1581): Ein reicher Mann fuhr mit seinem Diener über das Meer und nahm eine grosse Summe Geldes mit. Bald darauf starb er in der Fremde. Da bemächtigte sich der Diener aller Schätze, indem er sich für den Sohn ausgab. Kurze Zeit nach der Abreise des Mannes aber hatte die schwanger zurückgebliebene Frau einen Sohn geboren. Als dieser herangewachsen, wendete er sich an den Gaon Saadja (in Sura, lebte 892 bis 942). Der Gaon riet ihm, zum König zu gehen. Der König beauftragte Saadja, die Sache zu entscheiden. Diese liess beiden zur Ader und legte dann einen aus des Vaters Grabe geholten Knochen in das Blut des Dieners; jedoch der Knochen

saugte das Blut nicht auf. Wohl aber geschah dies, als der Knochen in das andere Blut gelegt war; denn sie waren Ein Körper. Da gab Saadja das Vermögen dem Sohne“[1]).

Ich hatte s. Z. bereits auf die Erzählung der Gesta Romanorum aufmerksam gemacht und damit verglichen chinesischen Glauben: „Zur Agnoszierung des Skeletts ihrer Eltern lassen auf dasselbe die Kinder ihr Blut fallen: dringt dies in die Knochen ein, so sind es die elterlichen. Durch Waschen derselben mit Salzwasser kann das Gelingen der Probe verhindert werden. Zwei Verwandte müssen bei der Blutprobe sich einen Stich beibringen und das Blut in Wasser lassen. Sind sie Vater und Kind, Mutter und Kind, Mann und Frau, so fliesst das Blut zusammen, sonst nicht“[2]). Diese Mitteilung stimmt mit der Blutprobe der von Zachariae gesammelten Erzählungen auffallend überein und gibt wesentlich mehr als der dort erwähnte tonkinesische Brauch.

Luxemburg. Adolf Jacoby.

Zum Dornröschen-Märchen.

Bolte und Polívka schreiben im ersten Band ihrer Anmerkungen zu Grimms Märchen (1913 S. 441), dass Dr. Reinhold Spiller sich in seinem dem Dornröschen gewidmeten Programm von 1893 bei Erörterung der Herkunft dieses Märchens noch auf die Seite Grimms gestellt habe. Demgegenüber glaubt Spiller, der kürzlich verstorben ist, in einer hinterlassenen Notiz darauf aufmerksam machen zu müssen, dass er sich vielmehr bestrebt habe, wenigstens die direkte Herleitung des genannten Märchens aus den Edda-Sagen als unmöglich zu erweisen und Entlehnung aus Indien vorläufig wahrscheinlich zu machen.

Strassburg i. E. Ernst Leumann.

Durch ein bedauerliches Versehen habe ich Spillers Ansicht über das Märchen von Dornröschen unrichtig wiedergegeben. Seitdem ist auch Panzer (Studien zur germanischen Sagengeschichte 2, 137. 1912) entschieden gegen die Grimmsche Ansicht vom Zusammenhange des Märchens mit der Siegfriedsage aufgetreten, während Petsch (Paul-Braunes Beiträge 42, 81—97. 1916) wieder eine Einwirkung der kürzeren Fassung des Märchens, die er für die ursprüngliche hält, auf die Heldensage annimmt. Kampers (Mitt. der schles. Ges. f. Volksk. 17, 181—187. 1915) kann ich augenblicklich nicht nachschlagen.

Berlin. Johannes Bolte.

1) H. L. Strack, Blutaberglauben bei Christen und Juden. 2. Abdruck 1891 S. 37.
2) Schweizer Volkskunde, 3, 46 nach Neuburger und Pagel, Handbuch der Geschichte der Medizin 1, 34.

Berichte und Besprechungen.

K. Rhamm, Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slawischen Waldgebiet.

Ein Buchauszug.

(Fortsetzung, vgl. oben 26, 385—399.)

II. Abschnitt:

Die urnordische Wohnung und der Übergang von dem Saal zur Stofa.

(S. 377—536.)

7. Kapitel. Die urnordische Saalwohnung.

(S. 377—419.)

Nach einer kurzen Kennzeichnung seiner Hauptquellen, 'Om Privatboligen på Island i Sagatiden' des isländischen Philologen Gudmundsson und 'Kunst og Handvaerk i Norges Fortid' des norwegischen Architekten Nicolaysen, beginnt Rhamm zunächst mit der Darstellung der

skandinavischen Wohnung in der Sagazeit

d. h. in der Zeit von etwa 1000 bis in die Mitte des 13. Jh. n. Chr. Für diese Zeit ist nämlich die isländische Sagaliteratur gleichzeitig und daher besonders zuverlässig, und kurz vor diese Zeit (874) fällt auch die Besiedlung Islands durch die Norweger und damit die Übertragung der altskandinavischen Wohnung nach Island. Sie bestand im wesentlichen aus drei Teilen: stofa, eldhús und skáli.

Die *stofa*, der eigentliche Wohn- und Gästeraum, ist sehr geräumig (fasst bis 100 Personen) und dreischiffig. Im Mittelschiff befinden sich mehrere längliche Feuerstätten *arinn*, auf denen das geheiligte Feuer brennt, das einerseits der Beleuchtung, andererseits aber besonders auch dem Weihen der Speisen und Getränke dient, die über das Feuer zugereicht werden. Die Feuerstätten stehen unmittelbar auf dem gestampften Lehmboden. Die drei Schiffe werden durch die Hochsäulen (*sula*) geschieden, die in zwei Reihen den Raum durchziehen und das Firstdach tragen, in dessen Mitte sich die Lichtöffnung (*ljori*) befindet. Die Seitenschiffe zerfallen in Querräume, die durch je zwei Hochsäulen begrenzt werden und *Stabgolfe* heissen. Sie bestehen aus Bretterbühnen *pallr*, von denen die vordersten an dem Mittelschiff niedere Stufen (Dielen) für die Füsse bilden, während man auf den höheren rückwärtigen sass und lag. Die mittleren Stabgolfe in beiden Seitenschiffen, die vom Lichte der Dachöffnung besonders bei der alten Ost-Westrichtung der *stofa* am meisten getroffen waren, enthielten die einander gegenüberliegenden Ehrensitze (S. 383).

Das *eldhus*, Feuerhaus, ist in diesem Zeitraum ausschliesslich Küche und enthält den Kochherd (*eldgróf*, *gróf* = Feuergrube, *eldsti* = Feuerplatz) und den Backofen. Der Kochherd ist nicht nur in unserem Zeitraum vom geselligen und geheiligten Feuer des arinn der stofa scharf zu unterscheiden, sondern er war nach Rh.s Ansicht auch schon vor dem Aufkommen der stofa in der Saalperiode vom arinn geschieden. Die uralten Sitten, die sich an den arinn knüpfen (das Zureichen und Weihen der Getränke über ihn) schliessen es nach Rh. völlig aus, dass er auch einmal Kochherd gewesen sei. Diese Auffassung des Verfassers ist insofern wichtig, als er daraus für die Folgezeit den Schluss zieht, dass die heutige norwegische *arestue* direkt aus der altnordischen stofa, die *rogovnstue* aber aus dem eldhus, das bereits eine engere Verbindung von Kochherd und Backofen aufweist, hervorgegangen sei.

Die *skali* (Schlafraum) war ganz wie die stofa gebaut, nur enthalten hier die Seitenschiffe die Schlafverschläge, welche aber hier nicht pallr, sondern *set* genannt werden. Einer von ihnen, der *hrilugolf*, war besonders abschliessbar, gelegentlich auch mit einem unterirdischen Gang versehen und den Hauswirten vorbehalten. In der ersten Zeit nach der Landnahme (874) finden wir übrigens auf den Bauernhöfen die skali noch nicht ausgebildet; damals schlief vielmehr das Gesinde auch im eldhus, und Rh. meint, dass damals der Herd mit dem Backofen an einem Ende des Mittelschiffes gestanden sei.

Nicht nach Island mitübernommen wurde ein viertes Gebäude, dass die Norweger neben diesen drei in der skandinavischen Heimat besassen, das 'Bauer', *bur* oder *skemna*. Es war zweigeschossig, wobei das Obergeschoss (*loptr* = Boden) den Schlafraum für den Hausherrn und den Nähraum für die Frauen enthielt. Im übrigen diente es als Getreide- und Fleischspeicher. Dieses Gebäude ist ungemein weit verbreitet: In Norwegen (und zwar in Telemarken) ist es noch 1844 nachweisbar, aber auch in Schweden, Smaaland, Dänemark, England, Fühnen und Altniedersachsen (als *jungfrubur* der Vornehmen), dann aber auch in Finnland und Russland finden sich seine Spuren. Ob es von den Norwegern nur im Sommer oder auch im Winter benutzt wurde, ist zweifelhaft. Nach Island wurde es, wie gesagt (Rh. nimmt an, aus Mangel an Holzmaterial), nicht mitgenommen; dort finden wir es vielmehr in seine Teile zerlegt, wobei der Schlafraum des Hausherren dem eldhus angegliedert wurde, wodurch sich dessen Bedeutung erhöhte. (— S. 391.)

Die Wohnung der Saalzeit.

Wie sah nun die Wohnung aus, aus der sich diese, aus den Quellen recht klar ersichtliche Wohnung der Sagazeit entwickelte? Rh. stimmt da zunächst mit Gudmundsson überein, wenn dieser die Trennung der stofa und des eldhus für die älteste Zeit für unmöglich hält. Auch bei den übrigen Germanen kommt eine solche Scheidung nicht vor. Allein für die älteste Einrichtung ist Gudmundsson das wallisische Sippenhaus des 12. Jahrhunderts entgangen, das uns in seiner Einrichtung ganz in die Urzeit versetzt. Es besteht aus senkrechten Baumstämmen und Flechtwerk, ist oben mit den Wipfeln zusammengebunden, enthält aber bereits einen dreischiffigen Saal. Ähnliche Formen werden auch in der Edda geringschätzig erwähnt. Im Gegensatz zur Sagazeit kennt die Edda nur ein einheitliches Gebäude, den Saal (*salr*), die Halle (*höll*), mit einer einfachen, aus geschlagenem Lehm bestehenden Einrichtung, die zum Schlafen und zum Sitzen dient, dem *flet*. Das *flet* bezeichnet deutlich die seitlichen erhöhten Bühnen im Gegensatz zum *golf*, dem vertieften Fussboden des Mittelschiffes. Grössere Schwierigkeiten bringt aber das im selben Zusammenhang vorkommende Wort *bekkr* (Bank). Der Ansicht Gudmundssons, dass ein und dieselbe Einrichtung beide Namen führte, je nachdem ob man darauf sass oder lag, widerspricht Rh. Es bleibt die Frage, ob mit *bekkr* nicht eine auf das flet gestellte Bank gemeint war. Rh. findet die Erklärung im schon genannten Walliser Sippenhaus des 12. Jahrhunderts. Auch dessen Seitenschiffe enthielten die Schlafstätten, da aber dort der vordere Rand dieser Schlafbühnen zum Sitzen diente, so ist die Analogie für den salr sehr naheliegend; nach Rh. ist also *bekkr* der vordere, vielleicht durch Bretter abgemarkte Teil des flet. Allerdings deutet einiges darauf hin, dass später im Ehrengolf (*öndvegi*) erhöhte Ehrensitze aufgebaut wurden. Nach Gudmundsson wäre dieser Rand des flet das *set* gewesen. Rh. (S. 401—405) führt dem entgegen aus, dass das *set* erst später für die Bezeichnung dieses ganzen Randes, der ursprünglich durchwegs bekkr geheissen habe, angewendet worden

sei. Zuerst habe es aber nur die Randverzimmerung (*setstöcke*) und vor allem die Randverzimmerung der Schlafstätten des *bûr* bedeutet. — Noch eingehender beschäftigt sich (S. 406—419) der Verfasser mit dem *golf*. Dieses Wort kommt in drei Bedeutungen vor, erstens als Fussboden schlechthin, zweitens als Raumabteil (stafgolf) und drittens als die erste, nächst der Tür gelegene Abteilung des salr. In sehr schönen Nachweisen aus zahlreichen Stellen der altnordischen Dichtung und Prosa bringt der Verfasser namentlich für die letztgenannte Bedeutung des golfes interessante Belege. Auch weist er das Vorkommen des golfes in dieser Bedeutung für Schweden, Finnland und Grossrussland (als golbec) nach. Er kommt zum Schluss, dass das Wort ursprünglich überhaupt jeden vertieften Raumabteil, also 'Bucht' bedeutet habe und dass sich diese Bedeutung dann einerseits auf den gegen das erhöhte flet vertieften Boden des Mittelschiffes und dann auf die '*Buchten*' (als Raumabteilungen) überhaupt übertragen habe. Es hätte also ganz ähnliche Bedeutungswechsel wie unsere Worte 'Flur' und 'Boden' durchgemacht.

8. Kapitel. Das Aufkommen der stofa und ihre Stellung in der Wohnung der Sagazeit. (S. 419—464.)

Im Gegensatz zu Gudmundsson, der auch für die Eddazeit schon die stofa als das eigentliche Wohnhaus ansieht und die Bezeichnungen *höllr* und *salr* nur für dichterische Ausdrücke hält, ist Rh. der Anschauung, dass die stofa aus einem Nebengebäude, nämlich aus der Badestube entstanden und erst um die Wende des Jahrtausends in Skandinavien eingedrungen sei. Er stützt sich dabei besonders auf die alten norwegischen Gesetze (Norges Gamle Love IV) aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, die auch in dieser Zeit an erster Stelle noch immer deutlich ein salhus nennen und den Ausdruck *stofa* geflissentlich, eben als etwas von geringerer Abkunft, umschreiben (S. 422). In sehr ansprechenden Belegstellen aus verschiedenen alten Sagen (S. 422—427) sucht der Verfasser nachzuweisen, dass auch in der Sagenzeit noch viele 'nach alter Art' gebaute 'Hallen' mit Schlafstätten vorkamen und ausdrücklich in Gegensatz zu etwas Neuem, nämlich eben zur neuen stofa, bzw. zur '*hirdstofa*' (der königlichen Stube) gesetzt werden. — Gudmundsson ist, wie gesagt, der gegenteiligen Ansicht; er glaubt, dass der Name 'höll' erst im 12. Jahrhundert an die Stelle der alten *hirdstofa* (Königshalle) getreten sei. Nach ihm hätte also die alte *stofa* das bedeutet, was nach Rh. der *salr* war, also auch das *flet* enthalten. Aus diesem flet der *stofa* hätte sich nach Gudmundsson einerseits das set und andererseits der pallr entwickelt. Abgesehen von seiner überhaupt gegenteiligen Ansicht hält Rh. auch diese Ableitung des pallr aus dem flet für unmöglich: Das flet habe eine flache ungedielte, der pallr aber eine stufenförmig aufsteigende und vor allem gedielte Oberfläche gehabt. Noch heute bezeichnet *pol* bei den Kleinrussen die Schlafbühne und bei den Grossrussen den gedielten Fussboden. Diese Tatsache ist nun entscheidend für Rh.s Auffassung von der *stofa* überhaupt. Nach ihm war der palr ursprünglich das erhöhte stufenförmige Schlafgerüst in der Badstube. Nach ihm ist ferner aus dieser Badstube die skandinavische stofa entstanden, wie dies auch auf dem ganzen deutschen Gebiet der Fall war (Nachweise aus der lex Alam. und Bajuv.). In dieser Annahme befindet sich Rh. zunächst in voller Übereinstimmung mit allen neueren Hausforschern, auch mit Meringer. Aber nun folgt der Abschnitt in Rh.s Theorie, der ihn eben in scharfen Gegensatz besonders zum letztgenannten Forscher bringt. Während Rh. nämlich für Deutschland zugibt, dass dort das Entscheidende bei der Erhebung der Badestube zur 'Stube' der Ofen

war, ist er für den Norden der Ansicht, dass dort das Entscheidende der *pallr* war. Nicht der Ofen der Badstube sei in die nordische stofa übergegangen und habe ihr den Namen gegeben, sondern das stufenförmige Gerüst, der pallr. Die stofa kenne im Gegensatz zum *eldhus* keinen Ofen, sondern nur das rituelle offene Herdfeuer. Sie hat also den Ofen der Badestube nicht mitübernommen. Ebenso ist Rh. der Ansicht, dass der pallr der Badestube nicht von Russland aus nach Norwegen, sondern umgekehrt mit der Badstube von Skandinavien aus nach Finnland und Russland gewandert sei. Als Beweis dafür dient ihm eben der Name *pal'r*, da das Wort bei einer Entlehnung aus dem Slawischen von der slawischen Form polok abgeleitet sein müsste. Rh. hält also *pallr* (= Pfahl) ebenso wie Pflug für ein altgermanisches Wort[1]).

Diese Annahmen geben dem Verfasser auch Anhaltspunkte für die Zeit, in der die stofa-Wohnung in Skandinavien eingedrungen sein muss: die Entlehnung der Worte *istuba* (von *stofa*) und *banja* (von *badstofa*) muss nach Rh. in der Zeit vor den grossen Wanderungen der Slawen stattgefunden haben; das heisst: die stofa-Wohnung muss sich schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bei einem germanischen Stamm im Innern Russlands gefunden haben.

Zusammenfassend ergeben sich dem Verfasser für die nordische Urzeit also als skandinavische Wohnungsbenennungen *höll*, *salr* und *eldhus*: *höll* = Halle des Königs oder Fürsten, *salr* = die Wohnung des freien Mannes; *eldhus* (im alten Wortsinn) aber werden in dieser Zeit beide Gebäude und überhaupt jeder mit Herdfeuer versehene Bau genannt. — Es ist nun naheliegend, anzunehmen, dass aus dieser urnordischen Wohnung alles das in die neue stofa-Wohnung übernommen worden ist, was von den alten Einrichtungen dem neuen Raume anpassungsfähig war. An die Stelle des salr tritt die stofa mit dem pallr, an jene der höll die hirdstofa und *drykkjustofa*, das salhús schlechthin aber wurde zum blossen eldhus oder zur *eldaskali* herabgesetzt, das gegenüber dem alten salhus eine blosse Küche war. In längeren Auseinandersetzungen (— S. 456) sucht der Verfasser unter Hinweis auf interessante Stellen der alten Sagen und Gesetze darzulegen, wie dieses eldhus oder, wie es auch genannt wurde, die *eldaskali* nun in Kampf mit der stofa tritt und wie sich diese neuen Räume gegendweise verschieden entwickeln. So lässt sich ein eigenes Schlafhaus (skali) für diese Zeit nur auf Island nachweisen, während in Norwegen seine Stelle eine eigene *drykkjuskáli* ('Trink'- oder 'Gästehaus') vertritt, die aber gewöhnlich schon jetzt *drykkjustofe* genannt wird. In der Königshalle erfolgte die Scheidung zwischen alten und neuen Einrichtungen schärfer und deutlicher, sie zeigt schon in der Übergangszeit entweder die alte saalartige oder die neue stofa-Form. Im Bauernhof aber findet sich noch lange die eldhus-Form neben der stofa, die am Bauernhof anfänglich wohl nur mehr als besonderer, sozusagen als Prunkraum Eingang fand. Es fragt sich nun, ob das flet und die eldgrof (der Kochherd) erst, wie Gudmundsson meint, in der späteren Zeit, wo die eldaskali zur blossen Küche ward, in diese Aufnahme fand, oder ob sie schon früher neben den alten arinn im salhus vorhanden waren. Im Gegensatz zu Gudmundsson ist Rh. der letzteren Ansicht. Er nimmt an, dass im ersten stafgolf neben der Tür bereits der Kochherd, und zwar schon in Verbindung mit dem Backofen bestand, und stützt sich dabei vor allem auf die Tatsache, dass in späterer Zeit in Island die getrennten Formen des neuen eldhus (mit Kochherd und Backofen) und der skali (Schlafhaus) ein-

1) Vgl. zu dieser Ableitung oben 20, 332—336 u. 449—450 die Besprechung von O. Schrader.

fach dadurch entstanden seien, dass man diesen ersten stafgolf vom übrigen Raum abschnitt, wodurch er zur Küche und der übrige Teil zum Schlafhause wurde. Er hält es für unmöglich, dass das alte rituelle *arinn*-Feuer jemals auch als Kochfeuer benutzt wurde und der Kochherd (eldgrof) also etwa erst durch das Aufkommen der stofa entstanden sei. (Polemik gegen Meringer S. 463—464, der die Urbedeutung des arinn als Feuergrube und Kochherd fasst.)

9. Kapitel: Rückstände des Saales in der stofa-Wohnung.

(S. 465—536.)

Die von Rh. angenommene Verbindung von salhus und Küche schon in der Eddazeit (die er übrigens nur für das Haus des Gemeinfreien, nicht für das der Vornehmen behauptet) wird ihm durch eine Betrachtung des heutigen jütischen *'sals'* noch sicherer. In Jütland bezeichnet heute noch der Ausdruck *sals* entweder das Vorhaus mit der Küche, oder direkt die Küche oder den Backofen- und Brau-Raum. Hier sehen wir also, wie sogar das Wort sals, das ursprünglich den ganzen Raum bedeutet, durch das Eindringen der *stofa* (in Jütland stow) auf den Küchenteil beschränkt wurde, so dass also der letztere unbedingt schon im sals enthalten gewesen sein muss. Dasselbe entnimmt Rh. auch einer Schilderung Linnés von den alten Rauchstuben in Schonen, wo neben der Stube (mit dem deutschen Hinterlader = *bilaegger*) ein bis unters Dach offenes Vorhaus mit Herd, Rauchmantel und Backofen unter dem Namen *'forstofa'* oder *'fremmers'* besteht, nach Rh. eben ein Rest des alten vom *eldhus*-Saal abgeschnittenen, mit Kochherd und Backofen versehenen 1. *stafgolfes*. Das Wort *fremmers* ist ihm für seine Ansicht ein neuer Beweis; er leitet es von *framhus* (Vorhaus) ab, stellt sich also (S. 475) vor, dass es schon in der Saalzeit unmittelbar neben dem beim Giebeleingang gelegenen, mit der *eldgrof* ausgestatteten 1. *stafgolf* als wirkliches Vorhaus bestanden habe. In der *stofa*-Zeit ist dann der Hauptabschnitt des Saales mit den rituellen Langfeuern von der stofa mit Beschlag belegt, der kleine Abschnitt des ersten stafgolfes aber mit dem framhus zu einem eigenen Küchenraum (*fremmers*) vereinigt und wie die *stofa* mit einer eigenen *lyre* (Rauchloch) versehen worden.

Im folgenden (S. 477—492) befasst sich Rh. eingehend mit den Feuerstätten der stofa-Wohnung, dem *skorsten*, *pisel* und *bilaegger*. Es fragt sich vor allem, ob die stofa nach der Abtrennung der Küche ihre alte arinn nun ein halbes Jahrtausend, nämlich bis zum Auftauchen der neuen Feuerstätte, beibehielt, die erst im 12. Jahrhundert (im nordwestlichen Fjordland als Rauchofen, im Süden als Kamin mit Rauchabzug = *skorsten*) eindringt. Für den Süden (Südschweden und Jütland) bejaht dies der Verfasser, da es sich ihm aus Glossen und späteren archivalischen Nachrichten (S. 477—480) deutlich zeigt, dass dort der *skorsten* bei seinem Eindringen direkt auf die alte offene *arinn* traf, die dann unter seinem Einfluss an die Wand gedrückt und kaminartig ausgestaltet wurde. Noch viel später findet sich für den skorsten geradezu die Bezeichnung *arne* (vgl. S. 489). Auf seiner langsamen Wanderung nach Norden hatte der skorsten, den wir im 13. Jahrhundert in Gotland finden, die Nordspitze von Jütland noch nicht erreicht, als er vom deutschen Hinterlader eingeholt und rasch verdrängt wurde. Wir finden diesen dann als *spis*, *peis*, *pisel* ursprünglich in stumpfwinkliger Form und etwas von der Wand abgedrängt und später auch in Übergangsformen, die ihn stellenweise der Gestalt des skorsten näher bringen (S. 492).

Im folgenden (S. 493—501) bespricht dann Rh. das dänische *framhus*, das er als selbständiges Vorderhaus erkennt, und den jütischen *pesel*, sowie überhaupt die Ent-

wicklung des jütischen Saalhauses (S. 497—501). Schliesslich kommt er wieder auf seine bereits besprochene Theorie, dass beim Hause der Gemeinfreien der vorderste Teil des *salr* als Küche gedient habe, zurück (S. 501—506) und führt als weitere Beweise hierfür noch die Tatsachen an, dass bei der heutigen Aneinanderreihung von Küche und Stube in Norwegen und Schweden die Küche noch immer an der Giebelseite neben der Giebeltüre liegt, ebenso wie in der rogstue der norwegischen Westküste der rogovn mit seiner grue immer noch dieselbe Stelle innehat. — Dafür, dass die Küche nur bei den Gemeinfreien im Saal selbst war, bei den Vornehmen aber ein eigenes, vom alten Saal oder eldhus getrenntes Gebäude war, dient dem Verfasser das aus Dänemark (besonders aus Jütland) überlieferte *stekarehus* (Bratlaus) als Beweis, das sich heute noch in der Bezeichnung *stegern* erhalten hat (S. 513).

In ausführlicherer Weise befasst sich dann Rh. mit einem nach seiner Annahme ebenfalls aus der Saalzeit stammenden Rückstand, nämlich mit dem Golf in Schleswig. Dort heisst nämlich heute noch das schmale, zwischen Wohn- und Wirtschaftsräumen durchgehende Vorhaus *framgulv*. Da sich nun die Gulfeinteilung auch bei den Friesen, Jüten (*'fremers'*) und Finnen erhalten hat, so ist wohl anzunehmen, dass die Bezeichnung *gulv* in dem mitten zwischen diesen liegenden Schleswig auf die alte Bedeutung als Raumteil zurückgeht. Rh. bekämpft daher (S. 518—521) die von Lauridson (Om tysk og dansk Bygningsskik i Sønderjylland) vertretene Ansicht, wonach der im Gebiete von der Eider bis zur Arlaa und von Husum bis Schleswig als *gulv* oder *lo* bezeichnete und zugleich auch als Tenne dienende Mittelraum ein alter Herdraum wäre. Vielmehr ist Rh. der Ansicht, dass in den genannten Gegenden sächsische Einflüsse gewirkt und den alten hier wie in Schleswig bestehenden framgulv mit der alten Kammertenne (lo) nach dem Vorbilde des sächsischen Mittelschiffes zu einem ausgeweiteten Raum zusammengefasst hätten. Er beruft sich dabei besonders auf Mejborg (Nordiske Bondergaarde . . .), der aus alten schleswigschen Häusern und Nachrichten ausdrücklich die nebeneinander bestehenden Räume *lo* und *framgulv* nachweist. Rh. stellt sich also die Sache so vor (S. 523—527), dass die *stofa* hier auf westgermanisch-dänischem Boden zu einem inneren Teil des Saales, also in den Saal hineingebaut wurde, wobei der alte Vorraum des Saales als framgulv überblieb und die Küche bildete (Nachrichten aus der Insel Lolland und Arrö); ganz im Gegensatz zum nordgermanisch-skandinavischen Gebiet, wo die stofa ihr eigenes Vorhaus aus der Badestube mitübernommen und auch der späteren Wohnstube übergeben hat. Das führt Rh. zu einem Exkurs über diese Wohnstube, den *pisel* (S. 527—531). In Übereinstimmung mit Meringer und im Gegensatz zu Lauffer gehört nach seiner Ansicht zum Wesen des Pisels nicht nur die Geräumigkeit, sondern auch die Heizbarkeit. Der Urpisel sei bei den Langobarden in Italien (leges Langob. 'furnum in pisale') zu suchen und sei von dort aus samt seinem Kachelofen nach Norden in die Stube und in die dörns übergegangen. Er teilt dazu eine Nachricht aus einem Schwarzwaldtal mit, wo der Kachelofen geradezu als *phiesel* bezeichnet wird. — Es fragt sich nun (S. 531—536), ob die innere Übereinstimmung zwischen dem jütischen *fremers* und dem schleswigschen *framgulv* (beide sind ursprünglich Vorhäuser) auch für die beiderseitigen Haupträume, den schleswigschen *pisel* und den jütischen *stow* Geltung hat. Allein es ergeben sich hier mancherlei Widersprüche, die aber Rh. dadurch aufzuklären sucht, dass er annimmt, der pisel habe auf seiner Wanderung nach Norden in Schleswig unmittelbar den Saal angetroffen, während er an der Grenze nach Jütland schon auf die im Vordringen nach Süden begriffene nordische *stofa* gestossen sei.

III. Abschnitt:
Die altnordische Wohnung in der stofa-Zeit.
(S. 537—83.)

10. Kapitel. Das Baugerüst (Ansdach und Sparrendach).
(S. 537—589.)

Nach der Definition der beiden Dachgattungen (Ans- oder Firstdach) und Sparrendach setzt sich der Verfasser in sehr breiter Weise (—S. 556) mit Nicolaysen auseinander, der das Sparrendach für die altskandinavische Form hält, während Rh. das Ansdach für heimisch in den Nordländern erklärt. Sein Hauptbeweis sind jütische Quellen, aus denen er nachweist, wie dort das von Deutschland hereindringende Sparrendach immer mehr das alte First- oder Ansdach verdrängte, so dass es schliesslich als altertümliche, rohe Form verspottet wurde. Jenseits des Sundes finden wir das Firstdach aber noch jetzt. Dass das dänische Sparrendach aus Deutschland eingedrungen ist, beweisen ihm zahlreiche Konstruktionsbezeichnungen (Rem, lede, streband, spaend, hanebielke u. a.). In Norwegen aber erwähnen die ältesten Quellen durchaus die Bestandteile des Ansdaches (*áss* und *raptr*) und erst die vom 13. Jahrhundert ab auch die des Sparrendaches (*sperra*). Bei der eingehenden Beschreibung des heutigen skandinavischen Daches (S. 556—563) findet Rh. in der Einrichtung des *naamtrod* (d. i. die riegelförmige Gestaltung des untersten, auf die Seitenwände des Hauses aufliegenden Dach-Langholzes) einen neuen Beweis für das Alter des Ansdaches. Dieser naamtrod, der das Herabgleiten der Dachhölzer und des Grassodenbelages verhindern muss, hat eigentlich beim Sparrendach, wo die Dachhölzer ohnehin an den Sparren festgehalten werden, keinen Sinn. Da er aber dennoch auf den heutigen Sparrendächern überall angewendet wird, so sieht Rh. darin eben ein Überbleibsel des alten Ansdaches, welches den naamtrod haben musste. Im folgenden (S. 563—574) befasst sich Rh. eingehend mit dem nordischen Rauch- und Lichtloch, der *ljore*, die von Nicolaysen für seine Annahme eines alten Sparrendaches ins Treffen geführt wird. Rh. ist der Ansicht, dass dieses Lichtloch (genaue Beschreibung aus den *røgstuen* des 18. Jahrhunderts S. 565—568) mit seinem verschliessbaren Deckel in allerältester Zeit nicht am First selbst, sondern in dem der Sonne zugekehrten Dachabhang angebracht gewesen sei. Solche haben sich in sehr alten schwedischen Häusern noch erhalten (S. 574). Als es dann später auf den First hinaufrückte, hat ihm dennoch das Firstdach keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereitet. Vielmehr sieht Rh. in der isländischen Einrichtung der 'Zwergstützen' und der Auswechslung des Firstbalkens durch Beifirste die auch beim Firstdach leicht mögliche und tatsächlich durchgeführte Lösung. Das Folgende (S. 574—589) bringt Beispiele von Übergangsformen, eine weitere Polemik gegen Nicolaysen und die Beschreibung (S. 583—589) der äusseren Dachbekleidungen, Firstlinien, Dachreiter und Giebelzierden.

11. Kapitel. Die setstofa und ihre Einrichtung.
(S. 589—660.)

Aus den altnordischen Quellen wissen wir, dass sich König Olaf Kyrre (Ende des 11. Jahrhunderts) mit der Umgestaltung der Königshallen befasste. Diese bestand vor allem in der Verlegung des Ehrensitzes (öndvegi) auf die Giebelseite und die Vertauschung des offenen Herdes durch einen in die Ecke gesetzten Rauchofen. Spätere norwegische Gesetze belehren uns, dass diese Änderungen auch ins bäuerliche Haus übergingen und dass die neueingerichtete stofa nun überall *setstofa* genannt wurde. Rh. betrachtet nun die heute noch be-

stehenden alten nordischen Rauchstuben, die im wesentlichen noch auf dem Boden der *setstofa* stehen. Deren gibt es nun zweierlei Arten: die *rogovnstuen* im westlichen Küstenstriche Norwegens, besonders in Bergen und Drontheim, und die *arestuen* im Süden und in der Mitte des Landes, heute meist vom Peisofen verdrängt. Wo die arestuen heute noch vorkommen, werden sie durchwegs auch als Küche benützt, sind also heute zum reinen *ildhus* (Feuerhaus) herabgesunken. Dagegen hat sich bei den *rogovnstuen* noch heute die Trennung von *stofa* und *eldhus* erhalten. Es folgt nun (S. 596—635) eine genaue Darstellung der *setstofa* in Norwegen, die mit einer in alle Details eingehenden Beschreibung des Aufbaues der Rauchstuben eingeleitet wird. (S. 600—603 ein sehr lehrreicher Exkurs über die Türen: Drischbel und Hecketür.) Mit Nicolaysen hält Rh. dafür, dass die setstofa gegen die alte stofa um 90 Grade gedreht worden sein müsse, da auch hier der jetzt auf die Giebelseite verlegte *öndvegi* der Sonne entgegengesehen habe. In der Westseite der setstofa befand sich ihre einzige Türe, die in ein Vorhaus (*forstue*) führte. Hinter diesem Vorhaus lag eine von ihm abgetrennte Kammer (*klete*), die eine Schlafstätte enthielt, aber (besonders im eldhus) auch Speisekammer war. An den Aussenseiten der einen oder beider Langwände zog sich ein Umgang (*skot*) hin[1]), der heute bis auf geringe Überreste überall verschwunden ist. Der rogovn wird auf S. 608—610 eingehend beschrieben und in zwei Bildern dargestellt. Die übrige Einrichtung besteht aus der Hochsitzbank an der Langwand, dem 'andvegen' an der einen türlosen Giebelwand und dem vor ihm stehenden Langtisch, der quer über die ganze Stube reichte und in mehreren Fällen eine aufhängbare Platte war (Rh. hält ihn für eine deutsche Einrichtung). Mehrere Nachrichten weisen darauf hin, dass die setstofa in den Erdboden vertieft war. — Ihre Einrichtung hat sich, wie gesagt, im wesentlichen in der *rogovnstue*, aber, wenn wir den Herd ausnehmen, auch in der arestue erhalten. (Beschreibung der letzteren mit Bildern S. 613—618.) Es handelt sich nun um die Frage, ob die Benennung *setstofa* von *set* als Sitz, oder von *set* als Schlafplatz (wie wir ihn in der isländischen Schlafskali finden) hergeleitet ist. Zunächst weist Rh. in interessanten, zum Teil selbst gesammelten Nachrichten für Norwegen, Schweden und das westliche Finnland deutliche Spuren eines ehemaligen Schlafgerüstes in den Stuben (*loft*) nach. Da sie im östlichen Finnland fehlen, ist er der Ansicht, dass sie nicht von der russischen polati, sondern aus dem Westen hergekommen sein müssen. Nun finden wir sie aber auf Island auch schon für die Sagazeit bestätigt. Wenn also das *loft* aus der heidnisch-isländischen skali in die *setstue* übergangen ist, so dürfen wir dasselbe auch für die sonstigen Schlafstätten annehmen, und deshalb ist Rh. der Ansicht, dass die setstofa ihren Namen von *set* als Schlafstätte habe. Es folgt dann die Betrachtung der *setstofa* auf Island (S. 627—635). Auch hier folgte auf die alte heidnische Pallstofa eine Stube ganz anderer Art, nämlich zunächst die *badstofa*. Diese besass einen Badstubenofen, demgegenüber sich das *rumflet*, ein unansehnliches Lager, befand. Doch scheint der alte *pallr* daneben noch lange fortbestanden zu haben, da sich noch in einem Inventar von 1615 zwei *palle* vorfinden. Im grossen und ganzen aber dringt auch hier die neue Einrichtung Olaf Kyrres durch. Mit der Einführung des Ofens geht die Bevorzugung der Hinterwand Hand in Hand. Der Fussboden wird hier erhöht und der Ehrensitz unter dem Namen *hásaeti* (Hochsitz) hierher verlegt. Der isländische Ofen war ein steinerner Badstubenofen (nicht zu verwechseln mit dem aus Lehm geformten Backofen). Er ist ebenso wie der Hochsitz in der isländischen Stube wenigstens in deutlichen

1 Vgl. darüber oben 25. 197—205.

Resten bis heute erhalten geblieben. Die auf diesem Hochsitz erwähnten *bekrekja* hält Rh. für Schrankbetten. Im Mittelraum zwischen Hochsitz und Ofen befand sich eine Verzimmerung mit erhöhter Stufe, nach Rh. eben der alte set, der zunächst nur als umlaufende Stufe (skar) aus der alten skali übernommen wurde, wonach die isländische *badstofa* auch *skarabadstofa* genannt wurde.

Die *setstofe* in Schweden (S. 635—652). Sie unterscheidet sich von der norwegischen, aber auch von der isländischen dadurch, dass hier an die Stelle der arinn nicht ein rogovn, sondern ein regelrechter Backofen (entnommen aus dem alten *stekarehus* = Brathaus) trat. Aus den Beschreibungen von Linné und Hyltén-Cavallius sehen wir, dass die schwedische setstofa in drei Teile zerfiel: Neben der Tür stand der Backofen und die *grufva* (Feuerherd), denen sich in neuerer Zeit häufig der *spis* zugesellt. Diesem Teil, in dem sich auch das Federvieh aufhält, folgte der Mittelteil, mit Langbänken, auf denen auch geschlafen wurde. Der letzte Abschnitt ist die eigentliche gute Stube mit Hochsitz, Tisch und *gallbänk*. Heute enthält sie die Schlafstellen der Wirte, trägt aber noch immer den Namen *saetestofa*. Für das verschiedene Ansehen dieser drei Raumteile, die auch in der gemeinsamen Decke abgemarkt waren, führt Rh. sehr interessante altschwedische Gesetzesstellen aus Helsingen an, die für den Totschlag verschiedene Bussen ansetzen, je nach dem Raumteil, in welchem er verübt wurde. Daran schliesst sich ein Exkurs über die Sitzordnung (S. 644 f.) und dann ein langer Exkurs über den schwedischen Speicher, in dem der Verfasser die Ansicht, dass die schwedische *gallbänk* aus dem *loft* übernommen sein könnte, ablehnt. Er führt auch eine Reihe persönlich gesammelter Mitteilungen an, aus denen hervorgeht, dass sich diese Einrichtungen nicht nur auf die von Hyltén-Cavallius und Linné beschriebenen Gebiete, sondern auch über das schwedische Nordland erstreckt hatten. (Vergleich zwischen den altschwedischen *slagbaenk* und den steirischen Kinder-Schiebebetten).—

Gemeinsamkeiten. (S. 652—666.) In allen spätmittelalterlichen skandinavischen Stuben finden wir also einerseits die Benennung setstofa und anderseits die beherrschende Stellung der Giebelseite. Dagegen wird der Feuerungsraum mit dem Ofen (entgegen der altheidnischen Heiligkeit des Feuers) zu einem minderen Alltagsraum herabgedrückt. Trotz der vielen Verschiedenheiten (z. B. *arestue* und *rogovnstue*) müssen wir also für die Entwicklung dieser Gemeinsamkeiten doch ein und denselben Anstoss annehmen, und diesen sieht Rh. eben in den Neuerungen Olaf Kyrres. Dabei ist freilich der *set* für das Mittelstück eine Annahme, die vielen (vom Verfasser ehrlich besprochenen) Schwierigkeiten begegnet, doch sieht er für dessen einstiges Vorhandensein doch noch spätere deutliche Spuren (z. B. in Mügges Reiseskizzen aus dem Norden 1844).

12. Kapitel: Das Alter der setstofa und ihr Verhältnis zur pallstofa. (Langpall und Querpall, das flet der setstofa?) (S. 661—718.)

Der erste Teil dieses Kapitels (S. 661—669) ist der Polemik gegen Nicolaysen gewidmet, dessen Theorie der Ansicht des Verfassers allerdings völlig entgegen steht. Nicolaysen hält nämlich dafür, dass die Bauernstube schon in heidnischer Zeit den Hochsitz auf der Giebelseite gehabt hätte, dass der seitliche öndvegi mit seinen Antwegsäulen nur für die Königshalle und das Gästehaus anzunehmen sei und dass der pallr dieser heidnischen Bauernstube nur aus schmalen Langbänken bestanden habe. Letzteres ist nun für Rh. nicht nur wegen seiner Ableitung des slavischen Schlafgerüstes (*polati*) vom pallr der nordischen stofa unmöglich, sondern er sucht es auch aus der skandinavischen und isländischen Sagaliteratur zu wider-

legen und weist darauf hin, dass das Wort noch heute in der Bedeutung Sitzplatz, Erdbank und Giebelwand vorkomme. Auch nennen die alten norwegischen Gesetze den *öndvegi* überall, auch in Bauernhäusern, als Sitzplatz des Hausvaters. Neuerdings zieht er sodann die rituelle Bedeutung des Herdfeuers heran, die es in heidnischer Zeit unmöglich gemacht habe, den Ehrensitz auf die Giebelseite zu verlegen. Auch der durch die ganze Breite reichende Langtisch der setstofa habe nur als sklavische Nachahmung des alten öndvegi einen Sinn gehabt, wie er denn auch heute bereits überall zu einem Ecktisch zusammengeschrumpft ist. Wenn, wie Nicolaysen behauptet, die beiderseitigen pallr nur schmale Wandbänke gewesen seien, dann sei eine behagliche Unterhaltung über die Herdfeuer hinweg durch die Breite des Mittelraumes (20 Fuss) gar nicht denkbar. Nur wenn der pallr eben ein breites Lager war, dann wurde der Mittelraum so eng, dass die an den Rändern des pallr einander Gegenübersitzenden miteinander gemächlich sprechen konnten. — Doch gibt Rh. die grossen Schwierigkeiten, die sich im Verhältnis von setstofa und pallstofa ergeben, zu und widmet ihnen im Folgenden neuerlich eingehende Betrachtungen. Zu diesen Schwierigkeiten kommt noch die Verwirrung, die sich aus den Gegensätzen zwischen Lang- und Querpall ergeben. Rh. hält dafür, dass sich die Scheidung zwischen Lang- und Querpall erst im Laufe der Entwicklung, und zwar auf Island vollzogen habe. In Norwegen aber zeigt die heutige Bedeutung von *pall* als Giebelwand ebenso wie z. B. die Redensart: „Die Braut vom pall lösen", sowie die Verbindung des Ausdruckes pall mit *andvege*, dass dort die Fäden noch mehr durcheinanderlaufen. Auch in Schweden zeigen sich ähnliche Schwierigkeiten. Ja Rh. selbst macht (im Gegensatz zu den nordischen Forschern, die diese Einrichtung für eine spätere Entstehung halten) darauf aufmerksam (S. 693—705), welche Schwierigkeiten sich weiter aus der im südlichen Norwegen häufigen Langtür für seine Annahme des Langpall ergeben. Obwohl es seiner Annahme günstig wäre, hält er nämlich deren Ablehnung für die ältere Zeit nicht für so einfach und weist auf Fälle hin, wo sich ausser der Türe auf der Langseite auch noch turmartige Vorbauten (Barfrö- und Ramloftstuben) befinden. Vor allem aber beweist ihm die von Eilert Sundt aus dem Ostlande mitgeteilte Tatsache (S. 705—711), wonach dort die Stuben grössere Tiefe als Breite haben, so dass also die Giebelwände gleichsam zu Langwänden werden, das Alter der Querpallstuben. Vielleicht hängt mit dem Vorherrschen dieser Querpallstuben im Osten zusammen, dass hier auch das Firstdach vorherrscht, während bei den Langpallstuben im Nordwesten, die der Säulenreihe nicht entraten konnten, das Sparrendach überwiegt. Rh. gibt also zu, dass in den alten Bauernstuben wahrscheinlich der Querpall überwogen habe, sodass bei ihnen die Kyrreschen Neuerungen ausser dem Ofen nur eine Erhöhung dieses Querpalles zur Folge gehabt hätten. Allein neben diesem Querpall habe auch bei ihnen ein Langpall bestanden, und das dadurch sehr breite Gebiet der pall-Einrichtung in den alten Stuben beweist ihm eben neuerdings deren Wichtigkeit und gibt ihm für seine Theorie von der Entlehnung der stofa durch die Slaven und deren Benennung nach dem Hauptstück dieser stofa (dem *pallr*) nur um so grössere Sicherheit. Er weist noch auf die von Fritzner (im 'Ordbog over det gamle norske Sprog') gemachte Unterscheidung von zwei Gattungen pallr hin, wonach *à pall* (= auf dem pall) eben den Querpall und *i pall* (= in dem pall) eben den Langpall bedeute. Am Schlusse dieses Kapitels betrachtet Rh. nochmals das altnordische flet. (S. 711—718). Im Gegensatz zu Gudmundsson ist er der Ansicht, dass auch das flet in die setstofa, und zwar als umlaufende Erdstufe des set übernommen worden sei. Er führt nicht nur eine Anzahl stehender Redensarten (ganga à flet, fara a flet, i flat a foelugh u. a.) sondern auch zwei interessante Gesetzstellen an, die deutlich auf das

Vorhandensein des flet auch in der mittelalterlichen Bauernstube des Nordens hindeuten. Gerade diese stehenden Verbindungen des Wortes flet bringen den Verfasser dann wieder auf weitere Gedanken über die Geschichte des flet; er deutet auf Zusammenhänge mit lappländischen Häusern der Urzeit und auf die Möglichkeit hin, dass das Küchenflet des Saales zur Zeit der stofa (als die eigentliche Hochfleteinrichtung verschwand) in den Vordergrund trat und sich in dieser Gestalt als flacher Fussboden an der Feuerstelle behauptete. Der häufige Fall in der Anwendung des pars pro toto würde dann die im Deutschen zu beobachtende Bedeutung des flet als Herdraum schlechthin erklärlicher machen.

13. Kapitel: Die Nachtherbergen, die Hofordnung, Schlusswort. (S. 718—803.)

Die Nachtherbergen (Gadenwirtschaft) (S. 718—744). Ausser den schon besprochenen Hauptwohnräumen finden sich in den Nordländern allenthalben auch noch gadenartige Nebengebäude, Speicher, und zwar in drei Arten: 1. Zeug- und Gewandspeicher, bei denen das Gewand an den Stangen des Gebälkes aufgehängt ist; diese dienen bei den Finnen und Slaven, auch beim gemeinen Bauern, im Sommer auch als Schlafräume für die jungen Leute, weshalb Rh. diese Einrichtung auch für das alte Skandinavien annimmt. Aus den nordischen Quellen ist die Gepflogenheit, im *loft* des gadens zu schlafen, freilich nur für den Adel und die grossen „Odelbauern" nachweisbar. Neben dem Zeugspeicher finden wir dann 2. den Kornspeicher, der wegen Feuersgefahr meistens vom Haus weiter abseits liegt, und 3. den Mehlspeicher mit den täglichen Speisevorräten. In Norwegen sind diese drei Speicher gewöhnlich in zwei Gebäude zusammengezogen: das *sengebod* oder *loft*, ein langgestrecktes, zweigeschossiges, unterkellertes Gebäude mit den Türen auf den Langseiten, aussen angebrachten Stiegenaufgängen und einen das Obergeschoss (den eigentlichen *loft*) auf drei Seiten umgebenden Aussengang und das *madbod* oder *stabur*, ein kleines, quadratisches, auf Pfosten aufgestelltes, eingeschossiges Gebäude, das die Speisevorräte birgt. Das Hauptgewicht liegt auf dem *sengebod*, das die Hauptwertgegenstände des Hauses in sich bewahrt und dessen *loft* als wahres Staats- und Herrenzimmer gilt und mit prächtigen Zimmermannszieraten geschmückt ist. Dietrichsson hält daher das *stabur* überhaupt nicht für altertümlich, sondern für eine jüngere Erscheinung. Rh. ist der gegenteiligen Meinung, indem er auf die ausserordentlich weite Verbreitung dieses durch seine Pfosten vor Ungeziefer geschützten kleinen Gebäudes über finnisches, slavisches und deutsches Gebiet hinweist. — Nun spielt die erstgenannte Speicherart, das *loft*, wie schon erwähnt, auch als Schlafgemach eine grosse Rolle, woraus sich auch erklärt, dass es in den Quellen so viel erwähnt wird. Vor allem ist die Sitte, das *loft* ausser für die Haustöchter auch für die Gäste als Schlafgemach zu benutzen, sehr weit verbreitet; die alte Zeit nahm daran keinerlei Anstoss. In Telemarken, aber auch in Russland dient es übrigens auch als Ehegemach und Wochenbettzimmer. Seine Hauptbedeutung aber bleibt seine Benutzung als Sommerwohnraum für die Töchter. In den Sagas erscheint es geradezu als das „Boudoir" der Töchter. Da sich nun der dafür im Nordischen häufig gebrauchte Ausdruck *skemma*, nach Rh.s Ansicht auch im *kamnio* der kleinen finnischen Kleiderspeicher (ebenfalls Sommerschlafgemächer) wiederfindet und anderseits die nicht nur in Skandinavien, sondern auch in Deutschland und in der Schweiz verbreitete Sitte der Nachtfreierei, Kilt- und Gasselgänge eigene getrennte Schlafstellen für die Töchter voraussetzt, so sieht Rh. in all dem uralte, frühgermanische Zusammenhänge. Der im Nordischen für das *loft* auch übliche Ausdruck *jungfrubur* ist ihm ein weiterer Hinweis für diese Ansicht.

Die Hofordnung.

Allgemeines über den skandinavischen Hof. (S. 744—758.) Nach den übereinstimmenden alten Nachrichten aus Norwegen, Schweden und den Inseln Island, Öland und Gotland war der skandinavische Bauernhof in Stubenhof und Wirtschafts- bzw. Viehhof geteilt. Beide sind im Viereck gestellt, aber durch einen Zaun getrennt. Die Namen für den Wohn- oder Stubenhof sind: *stuegard* (Österdal), *mangard* (Öland), *storgard* (Gotland), *uppgard* (Smaaland). Er enthält die Innenhäuser (*indhus*): Stuben, Herbergen, Loft, Gaden. Der Wirtschafts- oder Viehhof heisst *nautgard* (Österdal), *ladugard* (Öland), *lillgard* (Gotland), *fägard* (Schweden, Smaaland) und enthält die Aussengebäude (*udhus*): Ställe und Wirtschaftsgebäude. Diese alten Benennungen haben sich meist bis heute erhalten, auch wo, wie dies häufig, z. B. in Dänemark immer, der Fall ist, der Zwiehof nicht mehr besteht. Besonders in den noch heute in Schweden und Norwegen gebräuchlichen Bezeichnungen *inhus* und *udhus* sieht Rh. (im Gegensatz zu Gudmundsson) deutliche Hinweise auf dieses alte Zwiehhofsystem. Mit Nachdruck weist der Verfasser auf den grundlegenden Unterschied zwischen dieser altnordischen und der altdeutschen Hofeinrichtung hin. In Deutschland ein Zusammenwohnen mit dem Vieh unter einem Dach, in Skandinavien ein System, das deutlich aus dem Wunsche, das Vieh von der Menschenwohnung möglichst abzusondern, hervorgegangen ist. Wie wir aber sehen, stimmt mit dieser skandinavischen Hofanlage die friesische überein (mit ihren getrennten *föhus*, *nöthus* etc.) und noch deutlicher, wie der vierte Abschnitt zeigen wird, die Hofanlage der südöstlichen Zentral-Alpen, besonders in Kärnten und Steiermark.

Der Stall (S. 758—772.) In allen skandinavischen Gebieten ist der Viehstall im wesentlichen gleich eingerichtet: Das Vieh steht in Ständen (und zwar in Norwegen und Schweden je ein Tier, in Dänemark ihrer zwei), den Kopf gegen die Wand gerichtet. Futtergang besteht keiner. Die Stände waren ursprünglich durch Bretterwände voneinander geschieden und gedielt. Nur diese Stände (nicht aber der ganze Stall) heissen *bas*, *baase*. Auch diese Einrichtung zeigt sich, wieder im Gegensatz zum niedersächsischen Haus, in Friesland (wo sich übrigens auch Spuren des Sprachgebrauches von *boos* finden). Dies, sowie gewisse andere Zusammenhänge in der angelsächsischen, friesischen, cimbrischen und skandinavischen Stalleinrichtung, vor allem der Gegensatz in der Bezeichnung *hus* (Häuser) gegen die Bezeichnung *stall* (von Stelle) lässt Rh. einen alten grundlegenden Wirtschaftsgegensatz zwischen den nordgermanischen, ingväonischen Stämmen und den Westgermanen erkennen.

Die Scheune (S. 772—780). Soweit die skandinavische Scheune als getrenntes Gebäude auftritt, nimmt in ihr in der Regel die Dreschtenne die Mitte zwischen den seitlichen Banseräumen ein. Diese Dreschtenne aber ist nicht zum Einfahren geeignet, sondern über den Banseräumen oft sehr beträchtlich (bis zur Augenhöhe) erhöht und ausserdem durch hohe Schwellen von der Aussenwelt getrennt. Das Getreide wird durch Luken unmittelbar in die Banseräume abgeladen. Diese Erhöhung der Tenne ist nicht überall gleich, in Südschweden und Dänemark z. B. viel weniger deutlich durchgeführt. Auch findet sich im gebirgigen Norwegen eine mit Tennbrücke ausgestattete Einfahrtstenne. Eine mit den schwedischen Einrichtungen auffallende Übereinstimmung zeigt die Tenne im alten Nordturingo, die ebenfalls (im Sachsenspiegel eigens erwähnte) hohe Scheidewände (*bislag*) besitzt, die sie von den Banseräumen trennt.

Die Zäune (S. 780—783). Während im übrigen Deutschland, auch schon für das Mittelalter, überall der mühsam geflochtene Etterzaun nachweisbar ist,

herrscht in Skandinavien und in den deutschen Alpen der Band- oder Ringzaun vor. Er besteht aus Pfostenpaaren, die in gewissen Abständen voneinander in den Boden gerammt sind und an welche die schräg zwischen sie gelegten Bretter oder Stangen mit Weiden- oder gedrehten Nadelholzringen angebunden sind. Besonders in Gotland lässt sich dieser Zaun sehr weit zurückverfolgen. Der deutsche geflochtene Etterzaun findet sich heute noch ab und zu in Deutschland (in Altbayern als nur im Oberteil geflochte Abart des ‚Wide'- oder ‚Stecken'-Zaunes) und besonders im südwestslawischen Gebiet (bei den Slowenen und am Balkan).

Der Vierkant (S. 783—801). Während die Hofanlage im heutigen Norwegen und ebenso im nördlichen und mittleren Schweden ganz regellos ist, hat sie sich auf Öland und Gotland so erhalten, dass dort die Gebäude des *ladugard* stets zu einem in der Richtung zum *mangard* geöffneten Vierkant zusammengebaut sind. In Dänemark, Jütland und bis Schleswig hinein ist dieser Vierkant durch die Anschiebung des Wohnhauses ganz geschlossen. Rh. vertritt die Ansicht, dass dieser geschlossene Zwiehof-Vierkant in vorgeschichtlicher Zeit als der alte Bau der gotischen Stämme das ganze alte Götarike (mittlere Schweden) erfüllt habe. Kommt er doch heute noch auf Öland und am benachbarten Festlandteil (dem westlichen Götaland), aber auch in Gotland vor. Erst die Abwanderung der Goten nach Süden und das Nachdrängen nördlicher Stämme hat die allmähliche Zersetzung dieses Baues mit sich gebracht. (Hinweise auf altgotische Gesetzes-Stellen S. 787/8). Auch die starke und noch heute wirksame Verbreitung des Vierkants im Dänischen (Pläne aus Halland, Seeland, Fünen S. 789—792) spricht für die einstige Bedeutung dieses Baues. In Übereinstimmung mit Mejborg wendet sich daher Rh. gegen Lauridsons Ansicht, dass der Vierkant erst spät in Dänemark aufgekommen sei; er stützt sich dabei auf die auffallende Schmalheit der dänischen Wirtschaftsgebäude, auf die überall nachweisbare Hauptzufahrt unter fortlaufendem Dachstuhl, auf die von Gudmundsson und P. v. Möller beigebrachten Quellenbelege aus dem 13. und 15. Jahrhundert und auf die gerade in Dänemark deutlich nachweisbaren alten vierkantigen Burg- und Stadthof-Anlagen.

Schlussbetrachtung (S. 801—803). Es ergibt sich für die alte Zeit eine bedeutende wirtschaftliche Überlegenheit des skandinavischen gegenüber dem deutschen Bauern. Im ersten Bande hat sich gezeigt, dass die altskandinavische Landhufe die deutsche Landhufe derselben Zeit um das Doppelte übertraf. Hier sehen wir dasselbe für die Hofanlage; denn der altskandinavische Zwiehof ist doppelt so gross als der deutsche Bauernhof. Endlich zeigt sich, dass der Saal in Skandinavien bis in geschichtliche Zeiten hinein die ausschliessliche Wohnung der Gemeinfreien ausmachte (auch in der *stofa* blieb neben den verhältnismässig geringfügigen Änderungen die alte Dreischiffigkeit), während in Deutschland der Saal um dieselbe Zeit schon überall auf die Kreise des Adels und der Hochfreien zurückgedrängt ist und die Bauern sich mit dem bescheidenen Fletz und Ären begnügen müssen.

(Schluss folgt.)

Graz. Victor v. Geramb.

Bücheranzeigen.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, herausgegeben von Ed. Hoffmann-Krayer und A. Rossat. 20. Jahrgang. (Festschrift für Eduard Hoffmann-Krayer, herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Hanns Bächtold.) Strassburg i. E., Karl J. Trübner 1916. VII, 539 S., gr. 8°.

Von den vielen volkskundlichen Zeitschriften, die seit der Begründung unseres Organs ins Leben getreten sind, nimmt neben den Hessischen Blättern für Volkskunde das Schweizerische Archiv ohne Zweifel die erste Stelle ein. So darf es als berechtigt erscheinen, den 20. Jahrgang dieser Zeitschrift, der von einer grossen Reihe von Gelehrten ihrem Begründer und Herausgeber Eduard Hoffmann-Krayer als Festgabe dargebracht und von Hanns Bächtold herausgegeben worden ist, eine längere Anzeige zu widmen. Über eine Inhaltsangabe kann diese bei dem Umfange des Bandes im allgemeinen nicht hinausgehen. Aber auch schon eine solche dürfte ein Bild von dem hohen Werte dieses schönen Werkes geben.

Einen Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Volkskunde liefert H. Dübi in Auszügen aus dem hsl. Nachlass Jacob Samuel Wyttenbachs, die sich besonders auf die körperlichen Typen und Charaktereigenschaften der verschiedenen Bevölkerungsteile der Schweiz (Bergländer, Plattländer usw.) beziehen.

L. Rütimeyer behandelt 'Einige archaistische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen'. Haus- und Eigentumszeichen, Kerbhölzer, Steinlampen, Kinderspielzeug, Ornamentik, Kesselkette, Kerbbalken statt Treppe, Speicherpfahlbauten, Masken und Maskenbräuche werden in dem sehr umfangreichen, mit zahlreichen vorzüglichen Abbildungen versehenenen Aufsatz besprochen. Die beigebrachten Parallelen aus Vorgeschichte und Ethnographie sind in höchstem Grade bemerkenswert. Altertümliche Gebräuche und Gerätschaften, sowie allerlei Sagen der Hirten schildert B. Ginet-Pilsudzki in 'Almenviehzucht im Tatragebirge in Polen'. Derselbe gibt in einer französisch geschriebenen Abhandlung eine von Abbildungen begleitete Typologie der in letzter Zeit vielfach behandelten litauischen Kreuze, ihre Geschichte und ihren Zusammenhang mit heidnischen Vorstellungen. Mehr ins Gebiet des Volksglaubens fällt der Aufsatz 'Landbau und Altes Testament' von A. Bertholet, in dem mannigfache mit dem Ackerbau zusammenhängende Gebräuche und Volksmeinungen der alten Juden als Reste der vorjahvistischen Religion nachgewiesen werden. Proben von den Erzeugnissen eines waadtländischen Volkskünstlers, naive und doch mit sicherem Stilgefühl geschnittene Silhouetten, veröffentlicht Th. Delachaux mit Abbildungen und Tafeln.

C. W. von Sydow weist als volkstümliche Grundlage für Perraults Kunstmärchen 'Riquet à la houppe' das Rumpelstilzchenmärchen nach. A. Rossat teilt in Fortsetzung seiner 'Fôles' das Märchen von Aladin mit der Wunderlampe in der Mundart des Berner Jura mit. Zahlreich sind die Beiträge zur Volksdichtung: A. Aarne berichtet über die Organisation und Bezugsverhältnisse der finnischen Volksliederausgabe. Einige Soldatenlieder aus der Zeit der Zuzüger (1792—1798, Zusammenziehung der Schweizer Truppen in Basel) bringt der inzwischen verstorbene R. Forcart-Bachofen, ein portugiesisches Volkslied (Vergleich der Geliebten mit einer Rose) J. Leite de Vasconcellos. Eine umfangreiche Untersuchung widmet John Meier dem Soldatenlied 'Ein Schifflein sah

ich fahren, Capitän und Leutenant'; er weist die einzelnen Bestandteile des Liedes (Einleitungsstrophe, die aus dem in mehreren Fassungen bekannten Schäferlied 'Schäfer, sag, was willst Du essen?' entstandene Frage: 'Was sollen die Soldaten essen?' usw. und der Refrain) und deren Herkunft nach. Aus dem Volksliederschatz der Berner Stadtbibliothek bringt O. von Greyerz Proben aus den Dichtungen des in Bütschwil, Bezirk Alt-Toggenburg, geborenen und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts tätigen Berner Oberländer Dichters Bendicht Gletting, sowie mehrere volkstümliche Behandlungen des Themas vom 'alten und neuen Eidgenossen', in denen das Reislaufen und Pensionenunwesen bekämpft wird. Eine bisher ungedruckte, sehr derbe Versnovelle des Schweizers Jörg Zobel (15. Jahrhundert) 'Der geäffte Ehemann' teilt J. Bolte mit und verweist auf andere Bearbeitungen dieses beliebten Themas; in einem besonders grotesken Einzelzuge stimmt die vorliegende Fassung merkwürdigerweise mit der altindischen der Çukasaptati überein. Eine rätoromanische Ballade von dem wider ihren Willen verlobten Mädchen bringt C. Decurtins in Urtext und Übersetzung mit einigen erklärenden Anmerkungen. Über volkstümliche Theateraufführungen im Oberwallis, das Verhältnis von Schul- und Volksdrama, die Rolle des Narren und anderes berichtet Mathilde Eberle. Aus einer handschriftlichen 'Copia' vom Anfang des 19. Jahrhunderts veröffentlicht E. Wymann eine witzige Beschreibung einer 1696 in Gersau abgehaltenen Karfreitags-Prozession, in der die Teilnehmer mit sonderbaren Attributen in parodistischer Absicht aufgezählt werden. Ein besonders für die jetzige Zeit, in der allerlei Kriegsaberglauben reichlich wuchert, interessantes Thema behandelt A. Becker in einem Aufsatz über Gebetsparodien. Von allen zu diesem Gegenstand mir bekannten Abhandlungen zeichnet sich die vorliegende durch reichhaltigste Literaturangaben aus. Allerlei Anekdoten und Schwänke aus dem Sarganser Land erzählt A. Zindel-Kressig, mundartliche Schnurren von der im Simmenland volkstümlichen Person des Lugitrittli H. Zahler. H. Mercier plaudert über Genfer Kinderspiele, besonders das Seilhüpfen der Mädchen, und teilt zahlreiche dabei gesungene Spielreime mit. Eine 320 Nummern umfassende Sammlung alter schweizerischer Sprichwörter hat S. Singer aus der gleichzeitigen Literatur unter Hinzuziehung einiger lateinischer Handschriften zusammengestellt und mit Nachweisen versehen. Sprichwörter enthält auch der Aufsatz von K. Bohnenberger über die Ennetberger Walliser, d. h. die Bewohner der deutschen Sprachinseln im Pogebiet, von denen ausserdem allerlei Volkstümliches, besonders volksläufige Lieder, mitgeteilt werden, die der Verfasser bei seinen Arbeiten über die Grammatik der deutschen Walliser (1913) und sonstigen noch zu erwartenden Darstellungen gesammelt hat. Unter anderem wird einiges Neue über Gressoney gebracht (vergl. oben 25, 206 ff.); interessant sind die Reste einer Geheimsprache, die die viel umherziehenden Gressoneyer früher unter sich zu gebrauchten pflegten.

Allerlei persönliche Erlebnisse aus dem Gebiet des schweizerischen Aberglaubens teilt E. Buss mit. Unglück prophezeiende Vögel und andere Tiere, heilige Pflanzen, Hexen-, Teufel-, Gespenster-, Zwergengeschichten, Vorzeichen, Zauberei. Interessantes Aktenmaterial zur Schatzgräberei im Kanton Zürich im 16.—18. Jahrhundert bringt E. Stauber; verwiesen sei besonders auf einen ausführlich behandelten Fall der Anwendung des sogenannten Christoffelgebetes (vergl. Schw. Arch. 21, 38). In Erweiterung von A. Dieterichs Aufsatz über den Ritus der verhüllten Hände (Kl. Schriften S. 440 ff.) bringt E. Fehrle Beispiele aus dem deutschen Volksglauben für diese Sitte bei. In allen diesen Fällen dürfte nach Fehrle's Meinung der Zweck der sein, zauberkräftigen Gegenständen durch die

Berührung mit der blossen Hand nicht ihre Kraft zu nehmen. Weit ausführlicher wird derselbe Brauch von H. Bächtold untersucht. Besonders verbreitet ist die Sitte in den Hochzeitsritualien (Brauttaschentuch, Auflegen der Stola), wo sie als ein Rest der ursprünglichen velatio sponsorum zu betrachten ist. Bächtold's Satz, dass die Sitte der Händeverhüllung im Volksbrauch ausschliesslich mit kirchlichen Zeremonien verknüpft und bei uns daher wohl kirchlicher Ursprung anzunehmen sei, kann nach den von Fehrle beigebrachten Beispielen nicht in vollem Umfange beigestimmt werden. Über das Meer im jütischen Volksglauben plaudert H. F. Feilberg, Entstehung des Salzgehaltes im Meerwasser, Mittel gegen Sturmfluten und Sandstürme, Schifferaberglauben, Meinungen über Ebbe und Flut. Eine besondere Erscheinung im Zauberaberglauben behandelt K. Helm, nämlich die Häufung der Zaubermittel, die sich besonders bei Amuletten feststellen lässt, die oft wahre Kollektionen der verschiedensten zauberkräftigen Gegenstände darstellen. Eben dahin gehören die Zusammenstellung zahlreicher Heiligenbilder in Schutzbriefen, die Anlegung ganzer Segensammlungen. In gewohnter Reichhaltigkeit stellt P. Sartori Beispiele aller Zeiten und Völker für den Glauben zusammen, dass im Zauber gewisse Gegenstände nur dann wirken, wenn sie gestohlen sind. Einen kurzen Beitrag liefert A. de Cock über die Anschauungen des Volkes, zumal in den Niederlanden, über das 'weerog' (Gerstenkorn), das man sich nach allgemeinem Volksglauben zuzieht, wenn man angesichts von Sonne, Mond oder Sternen seine natürlichen Bedürfnisse verrichtet, was auch aus einer Anzahl von Namen und sprichwörtlichen Redensarten hervorgeht, die sich auf diese Augenkrankheit beziehen. Gleichfalls ins Gebiet der Volksmedizin schlägt der Aufsatz von H. Höhn über den Kropf (Struma): besonders wird hier auf die Heilmittel eingegangen, unter denen sich auch Segensformeln befinden.

In einer sehr gehaltvollen, auch volkspsychologisch und politisch interessanten Skizze 'Volksbräuche und Volkswohlfahrt' schildert C. Pult eine Reihe von Gebräuchen des wirtschaftlichen und geselligen Lebens aus dem bündnerischen Gebiet, in denen sich die Charaktereigenschaften der Bewohner, Sinn für Würde, feste Organisation und gegenseitige soziale Verpflichtungen einerseits, Frohmut und neckisches Wesen andererseits aussprechen. Mit Recht bedauert er bürokratische Massregeln gegen diese schon an und für sich vor der modernen Kultur immer mehr zurückweichenden Gebräuche. Einen Überblick über die heute noch bestehenden oder erst seit kurzem erloschenen Gebräuche im Kreislauf des festlichen Jahres in Wil (St. Gallen) gibt G. Kessler. In dem 'Deux paillasses' betitelten Beitrag von L. Gauchat wird ein Versuch gemacht, die verschiedenen überlieferten Bedeutungen der waadtländischen Patois-Form 'patifou' (Komische Person bei Maiumzügen, Gemeindebeamter, Abtrittfeger, Vogelscheuche, heute = alberner, nicht recht zurechnungsfähiger Mensch) in ihrem Zusammenhang zu erklären. Die Beziehung auf dt. 'Bettelvogt' ist vielleicht nicht abzuweisen, doch scheint es mir wenig glaublich, in der Bedeutung 'komische Person' das Ursprüngliche zu sehen. Da bei übermütigen Frühlingsumzügen öfters auch Gemeindebeamte, Büttel, Polizisten usw. als Spassmacher auftreten, möchte man eher die amtliche Bedeutung an den Anfang der Reihe setzen. Was sich hinter dem ersten Bestandteil der rätselhaften Bezeichnung verbirgt, wird leider nicht untersucht. Dagegen gibt Gauchat im 2. Abschnitt seiner Arbeit aus dem ihm vorliegenden Material für das Glossaire romand eine Erklärung des bisher nicht gedeuteten Wortes 'prevai' in einem waadtländischen, früher im Archiv veröffentlichten Lied. Es bedeutet Bettstroh oder -heu. Sehr interessant sind die von K. Brandstetter in dem Aufsatze 'Die Katze im Schweizerdeutschen und im Indonesischen' gezogenen sprach-

lichen und volkskundlichen Parallelen. Einen eigentümlichen, einst in ganz Italien verbreiteten und auch heute noch nicht ausgestorbenen Brauch untersucht R. Corso in einem 'La scapigliata' überschriebenen Aufsatz. Er besteht darin, dass der Freier eines Mädchens, besonders wenn die Eltern gegen die Verbindung sind, versucht, dieses vor der Kirche zu küssen und ihr gleichzeitig eine Haarsträhne abzuschneiden (daher der Name) oder ihr das Kopftuch oder andere Teile der Oberkleidung zu rauben, worauf im allgemeinen jeder Widerstand der Eltern aufhört, da andernfalls das Mädchen auf sonstige Verheiratung nicht hoffen darf. Corso sieht hierin nicht, wie Pitrè u. a. Spuren einer Raubehe, sondern gewissermassen ein abgekürztes Verfahren in der Vollziehung der für eine regelrechte Eheschliessung üblichen Formalitäten. In ein ähnliches Gebiet gehört P. Geigers Untersuchung über den 'Kiltgang'. Es werden die verschiedenen Formen dieser eigentümlichen Sitte behandelt und mit ähnlichen Gebräuchen aus aller Welt zusammengestellt, sowie ein Versuch gemacht, die verschiedenen Wurzeln des Brauchs aufzudecken. Den Verlauf einer amerikanischen Hochzeit in New York schildert Frau Sarasin-Von der Mühll; die Gebräuche unterscheiden sich wenig von den in Deutschland üblichen. Bemerkenswert ist höchstens das an die antiken Katachysmata erinnernde Bestreuen des jungen Ehepaares mit Reiskörnern. In einem kurzen Aufsatz über die blaue Farbe bei Totenbräuchen sucht P. Geiger als den Grund für deren Verwendung apotropäische Bedeutung nachzuweisen.

In Umfang und Inhalt geht O. Wasers Beitrag 'Volkskunde und griechisch-römisches Altertum' weit über die einem Zeitschriftenaufsatz im allgemeinen gesteckten Grenzen hinaus. Er gibt zunächst einen Überblick über die Geschichte der antiken Volkskunde, wobei er, wie billig, von Albrecht Dieterich ausgeht, und über die wichtigste einschlägige Literatur. Indem er sich weiterhin an das von Hoffmann-Krayer vorgeschlagene Einteilungsschema anschliesst, bespricht er die einzelnen Seiten antiken Volkslebens, zeichnet mit umfassender Quellenkenntnis das bisher Geleistete und verweist auf noch nicht gelöste Aufgaben und noch nicht genügend ausgeschöpfte antike Quellen, aus denen er selbst zahlreiche besonders kennzeichnende Proben bringt. Auf Einzelnes einzugehen, ist hier unmöglich; jedenfalls ist diese Abhandlung ein wahrer Schatz für jeden auf diesem Gebiet Tätigen, und die junge Wissenschaft der Volkskunde des Altertums darf stolz darauf sein, dass der inhaltreichste und wertvollste Beitrag des ganzen Bandes ihrem Gebiete entnommen ist und von einem so hervorragenden Gelehrten geschrieben wurde. Dass die Arbeit in Hoffmann-Krayers Zeitschrift und in seinem Ehrenbande erscheinen konnte, beweist zugleich, dass das Schweizerische Archiv und sein Herausgeber von jeder engherzigen Beschränkung weit entfernt ist. Dass die Zeitschrift sich in diesem Geiste zum Nutzen der wissenschaftlichen Volkskunde weiter entwickle, ist der Wunsch, den wir dem verdienstvollen Gelehrten zum 20. Jahrgange widmen.

Berlin-Pankow. Fritz Boehm.

Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 518.) 107 S. 8°. Geh. 1,25, geb. 1,50 Mk.

Die als ein früheres Bändchen der Teubnerschen Sammlung erschienene Darstellung deutscher Volksfeste und Volkssitten von H. S. Rehm wird durch die vorliegende, auf der Höhe der Wissenschaft stehende Neubehandlung in erfreulichster Weise ersetzt. In zwei Hauptteilen werden zunächst die Jahresfeste, dann

die wichtigsten Ereignisse im Menschenleben behandelt. Bei einem in den Bahnen Albrecht Dieterichs wandelnden Gelehrten, wie es Fehrle ist, versteht es sich von selbst, dass nach Massgabe des knappen Raumes auch auf die Entstehung unserer deutschen Volksfeste und -bräuche eingegangen und auf besonders auffallende Gegenstücke anderer Völker hingewiesen wurde. Mit besonderem Nachdruck und Erfolg ist dies in dem ersten Teile des Buches geschehen; gewisse, immer wieder hervorgehobene Grundgedanken, z. B. das Bestreben, beim Beginn eines neuen grösseren Zeitabschnittes Übel abzuwehren, Segen zu gewinnen und die Zukunft zu erfahren, bieten eine Art Richtlinie in der Fülle der Einzelerscheinungen und ein methodisches Mittel zu ihrer Erkenntnis, man vgl. etwa die Ausführungen über Weihnachten, Neujahr und Dreikönig (S. 11—29). Auch im zweiten Teile begnügt sich F. meist nicht mit der einfachen Aufzählung von Meinungen und Bräuchen, sondern sucht sie zu deuten und unter gemeinsame Gesichtspunkte zu bringen. Manche Erklärung würde hier vielleicht noch überzeugender wirken, wenn sie etwas eingehender hätte begründet werden können; dazu aber mangelte es bei der gerade für diesen Abschnitt erdrückenden Stoffmenge offenbar an Raum. Besonders erfreulich sind die zum grossen Teile auf eigene Aufnahmen zurückgehenden Abbildungen. Dies schöne Werk, das für die Verbreitung grundlegender volkskundlicher Kenntnisse und damit vertiefter Heimatliebe wie wenige geeignet ist, in so gegenwarts- und zukunftsschwerer Zeit fertiggestellt zu haben, sichert dem Verfasser wie dem Verleger gleicherweise warmen Dank.

Berlin-Pankow. Fritz Boehm.

Walther Hofstaetter, Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. Mit 2 Karten, 32 Tafeln und 8 Abbildungen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1917. 172 S. gr. 8°. geb. 3 Mk.

'Deutschkunde', ein an und für sich weiter Begriff, ist auch in der von dem Herausgeber des Buches gewollten Beschränkung nicht zweifelsfrei umrissen. Er sieht in ihr die Zusammenfassung des Wissens, das im einzelnen für Geschichte, Kirchen- und Literaturgeschichte und Geschichtliches in der Erdkunde auf den Schulen vermittelt wird. Er will eine Grundlage geben für die notwendigsten Kenntnisse aus der Vorgeschichte der Volks- und Literaturkunde, Kunst- und Musikgeschichte; die Deutschkunde soll nach ihm den klaren Überblick über unsere Gesamtentwicklung, die Einsicht in die inneren Zusammenhänge unserer Kultur und die Erkenntnis geben, was in all dem deutsch ist. Dieser Zielsetzung entspricht in dem Buche selbst ein gewisses Schwanken zwischen Betrachtung und Darbietung, ein Mangel, der noch dadurch verstärkt wird, dass es sich nicht um das Werk eines einzelnen, sondern um Aufsätze von fast einem Dutzend verschiedener Verfasser handelt. Freilich dürfte es nur wenige geben, die allein Einzelkenntnisse und Genie genug besässen, um eine solche Deutschkunde zu liefern. Ein schönes Beispiel solcher umfassenden Betrachtung ist der letzte Aufsatz, in dem Rob. Petsch die geistige Entwicklung in ihren Hauptzügen behandelt. Und je näher diese geistreiche Darstellung dem Ziel kommt, um so weniger kann sie sich bei Einzelheiten aufhalten. Deshalb dürfte auch das heranwachsende Geschlecht, dem der Herausgeber sein Buch gern in die Hand geben will, gerade seinen besten Abschnitten doch ratlos gegenüberstehen, und selbst unter den Männern und Frauen, denen es in Stunden rückschauender Betrachtung ein Weggenosse sein will, wird es verhältnismässig nur wenige geben, die einer solchen kulturphilosophischen Betrachtung mit vollem Verständnis folgen können.

Der Volkskunde ist ein vergleichsweise grosser Raum gewidmet, in dem Dr. Emil Lehmann über Märchen, Sagen, Religion, Brauch und Sitte, der Herausgeber über ländliche Siedelung, Bauernhaus und äussere Formen des gesellschaftlichen Lebens handelt. Dass dieser volkskundliche Teil zu den besten der Sammlung gehöre, kann leider nicht gesagt werden; die Schwierigkeit, auf so beschränktem Raum zugleich reichlichen Stoff zu bieten und diesen von hoher Warte aus zu betrachten, ist hier doch wohl übergross gewesen, zumal fast die gesamte Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens, Mönchstum, Ritterwesen, Bauern- und Bürgertum, sogar Waffen- und Heerwesen behandelt werden. Über eine summarische Darstellung des Tatsächlichen kommt der Verfasser hier selten hinaus. Sehr befremdend ist es, dass vom Volkslied so gut wie gar nicht die Rede ist, obwohl doch gerade in ihm die Eigenart des deutschen Wesens am besten zum Ausdruck kommt. Auch in dem von H. Abert verfassten Aufsatz über die deutsche Musik ist diese empfindliche Lücke nicht ausgefüllt; was hier (S. 148) über das Lied gesagt wird, gehört entschieden zu den schwächsten Teilen des Aufsatzes; zur Unterscheidung von Volkslied, volkstümlichem Lied und Kunstlied wird nicht einmal ein Versuch gemacht.

Der Herausgeber sieht in dem Buch einen Versuch. Dass er gelungen ist, dass er bei einem so gewaltigen Ziel in der vorliegenden Form überhaupt gelingen kann, scheint bei aller Anerkennung für den Eifer des Verfassers und seiner Mitarbeiter, sowie des um die Buchausstattung sichtlich bemühten Verlages, sehr zweifelhaft.

Berlin-Pankow. Fritz Boehm.

Notizen.

J. Bendel, Zur Volkskunde der Deutschen im Böhmerwalde. Sitten und Gebräuche, Sagen, Lieder und Volksschauspiele. Mit Abbildungen von M. Liebenwein. Wien und Prag, k. k. Schulbücher-Verlag 1915. 190 S. geb. 3,50 Kr. — J. Bendel, Zur Volkskunde der Deutschen im östlichen und nördlichen Böhmen. Sitten und Gebräuche, Sagen, Lieder und Märchen. Mit Abbildungen von O. Schneider und J. Wagner. Ebd. 1915. 184 S. geb. 3,50 Kr. — Die beiden empfehlenswerten Jugendschriften sollen die Heimatliebe der Deutschböhmen durch eine kurze Übersicht ihrer Herkunft und Geschichte und einen Einblick in ihr Volksleben fördern; und das geschieht in durchweg anschaulicher Weise durch Schilderung besonderer Volksfeste, Sagen von der weissen Frau und Rübezahl, Lieder, Märchen und Schauspiele, wie des Höritzer Passionsspieles, des bayrischen Hiesels und der Genovefa. Nur für das Märchen hätten wir einen besseren Vertreter als die nach Milenowsky erzählten 'Drei Hunde' gewünscht. — (J. B.)

J. K. Brechenmacher, Drei Fabeln unseres Unterklassenlesebuchs stoffgeschichtlich untersucht: 1. Der Fuchs und der Rabe. 2. Stadtmaus und Feldmaus. 3. Mütterliche Liebe eines Storches. Magazin für Pädagogik 79, 17—33. Stuttgart 1916). — St. Augustin und das meerausschöpfende Knäblein, eine stoffgeschichtliche Untersuchung (ebd. 79, 134—141). Nützliche Zusammenstellung; vgl. oben 16, 90. 426. 21, 336. — Allerhand Spiegelungen eines Gedankens: volle Ähren neigen sich (ebd. 7, 298 f.). — J. B.)

Franz Cumont, Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum, deutsch von Georg Gehrich. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1914. XXVIII, 347 S. 8°. 5 Mk. — Bei dem engen Zusammenhange zwischen Religionswissenschaft und Volkskunde halten wir es für unsere Pflicht, auch an dieser Stelle auf das ausgezeichnete Werk des belgischen Forschers hinzuweisen, dessen zweite Auflage, textlich von der ersten nicht wesentlich abweichend, in den Anmerkungen und Literaturangaben nach dem heutigen Stand der Wissenschaft vervollständigt in vor-

nehmem Gewande vorliegt. Es ist ein wahrer Genuss, diese geistreichen und tiefen Vorträge zu lesen, deren Übersetzer es vorzüglich verstanden hat, die scharf pointierte Sprache des Originals wiederzugeben. Ein volles Verständnis der religiösen Bewegungen des römischen Weltreiches und damit auch des Christentums ist unmöglich ohne Kenntnis vom Wesen der siegreich eindringenden orientalischen Kulte, und dies vielseitige Problem kann auch einem weiteren Leserkreis kaum klarer und gründlicher nahegebracht werden als durch Cumonts Darstellung. — (F. B

Johanna W. P. Drost, Het nederlandsch kinderspel voor de 17. eeuw. 's-Gravenhage, M. Nijhoff 1914. XVI, 173 S. 8°. — Während über das vlämische Kinderspiel ein vortreffliches achtbändiges Werk von A. de Cock und J. Teirlinck (1902–1908) vorliegt, besitzen die Holländer noch keine ähnliche Arbeit. Diesem Mangel sucht die Verf. des vorliegenden tüchtigen Buches, einer Leidener Doktordissertation, wenigstens teilweise abzuhelfen, indem sie die durch niederländische Zeugnisse des Mittelalters und des 16. Jahrh. beglaubigten Kinderspiele schildert. Sie benutzt dazu Dichtungen und Prosawerke wie auch Wörterbücher dieser Zeit und Werke der bildenden Kunst und zieht zur Deutung die Literatur der Nachbarländer Deutschland, Frankreich und England in ausgedehntem Masse heran, ohne die Grenze des Jahres 1600 streng innezuhalten; denn nicht immer erhellt die Art des Spieles sogleich aus dessen Namen. Sie scheidet sechs Gruppen: Lauf- und Fangspiele, Spring- und Tummelspiele, Wurfspiele, Spiele mit Marmeln, Nüssen, Knöcheln, Münzen, Nachahmungsspiele und verschiedene Spiele mit Geräten. Die eingehende und anschauliche Darstellung wird durch die Reproduktion einiger Bilder von Brueghel d. Ä. und andrer und ein Register unterstützt. Da die Verf. selber über die Vollständigkeit ihrer Liste sehr bescheiden denkt, so möchte ich mir den Hinweis erlauben, dass das S. 125 angeführte Breviarium Grimani auf Taf. 50 der Perinischen Ausgabe von 1862 in der Marter Christi das Spiel darstellt, das im Egerer Fronleichnamsspiele (oben 19, 384) 'Kop auf ins Licht' genannt wird, und dass E. van Heurcks und Boekenoogens Imagerie populaire flamande 1910) einige Abbildungen von Kinderbelustigungen enthält. Möchte das solide Büchlein bald eine die folgenden Jahrhunderte durchmusternde Fortsetzung erhalten! — (J. B.)

Rudolf Eckart, Der Wehrstand im Volksmund. München, Militärische Verlagsanstalt 1917. Mit 9 Holzschnitten von Jost Amman 1573. VII, 124 S. 8. 3 Mk. (Numerierte Fürstenausgabe 23 Mk.). — Mit geschickter Hand hat der Herausgeber aus der Fülle volkstümlicher Äusserungen über den Krieg und den Kriegerstand, die sich in Sprichwörtern, Soldaten-, Volks- und Kinderliedern, Geschütz- und Waffeninschriften finden, aus den grossen Sammelwerken (Wander, Wunderhorn u. a.) eine Reihe besonders bezeichnender Beispiele ausgewählt. Zumal unsere Kämpfer, für die das Buch in erster Linie bestimmt ist, werden, wenn sie es in einer ruhigen Stunde durchblättern, ihre Freude an diesen Kernworten haben, in denen sich deutscher Sinn und deutsches Gemüt so viel unmittelbarer ausdrücken als in vielen tauben Blüten unserer Kriegspoesie. Besonders zu loben ist die äussere Ausstattung, die kernigen Lettern und die trefflichen Holzschnitte Ammans. Mit Recht hat der Kriegsminister v. Stein dem Verleger geschrieben, dass das 'wunderschöne Buch jedem Soldaten Freude machen muss'. Gewiss auch dem Nichtsoldaten! — (F. B.

G. W. Leibniz, Deutsche Schriften, hsg. von W. Schmied-Kowarzik. Mit einem Bildnis. 1. Band: Muttersprache und völkische Gesinnung. Philosophische Bibliothek Bd. 161. Leipzig, F. Meiner 1916. XL, 112 S. 8°. Geh. 2 Mk., geb. 2,60 Mk. — Zum 200. Todestage von G. W. Leibniz tritt der Verlag mit dem Plan einer 8 Bände umfassenden Ausgabe der deutschen Schriften des Philosophen hervor. Der 1. Band, hsg. vom Privatdozenten Dr. Walther Schmied-Kowarzik, liegt bereits vor. Unter dem Sammelbegriff Muttersprache und völkische Gesinnung sind folgende Schriftchen vereinigt: Ermahnung an die Deutschen, Unvorgreifliche Gedanken, Eine deutschliebende Gesellschaft, Denkschrift von der Aufrichtung einer Akademie in Deutschland; beigefügt sind Teile aus den Schriften zur Gründung der Berliner Wissenschafts-Akademie, Gedichte; ferner Übersetzungen aus lateinischen und französischen Schriften, die Muttersprache und Deutschtum betreffen, Stücke aus Abhandlungen; sachliche und sprachliche Anmerkungen be-

schliessen den 112 Seiten umfassenden Band. — Mit Freude finden wir den deutschvölkischen Gedanken bei dem grossen Philosophen in einer Zeit vor, die in Deutschland selten Nationalgefühl aufkommen liess: dass dieser Gedanke aber nicht der zentrale des Polyhistors war, darüber dürfen wir uns nicht täuschen. Die Einleitung hätte das stärker betonen müssen: durch die an sich berechtigte Zusammenstellung, die aber in der wägenden Beurteilung kein genügendes Gegengewicht findet, macht sich das Büchlein eines ähnlichen Fehlers schuldig wie Eugen Reichels Gottschedzusammenfassungen. Die wichtige Frage, wie das Deutschtum sich bei L. entwickelte, welche Bedeutung da sein Aufenthalt in Leipzig, in Mainz, in Frankfurt, in Hannover, in Berlin hatte, wird nicht berührt. Einige oft wiederholte Irrtümer hätten nicht weiter verbreitet werden sollen: Thomasius hat nicht als erster deutsche öffentliche Vorlesungen gehalten; über Joh. Valentin Andreä und die Rosenkreuzerei sind die Akten noch nicht geschlossen. — Trotz dieser Ausstellungen wird die Sammlung deutscher Schriften Leibnizens empfohlen werden können. — (Fritz Behrend.)

Karl Reiterer, Altsteirisches. Mit Abbildungen. Graz, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt 1916. 104 S. gr. 8°. 3,50 Kr. — Wie die früher erschienenen R.s (Älplerblut 1902, Waldbauernblut 1910, Ennstalerisch 1913 zeichnet sich auch die vorliegende Sammlung durch Frische und Unmittelbarkeit der Beobachtung aus. Bei seiner langjährigen Schultätigkeit hat der Verf. Gelegenheit gehabt, das Volk gründlich kennen zu lernen, ausserdem hat er sich, wie er dankbar hervorhebt, der Mitarbeiterschaft seiner Frau in reichlichem Masse zu erfreuen gehabt. Wie in den genannten früheren Schriften reiht er in bunter Folge seine Schilderungen vom Leben und Denken der Steirer aneinander. Mit Bedauern stellt er fest, dass auch in diesem Lande alte Sitten und Bräuche durch die neuzeitliche Entwicklung reissend schnell verdrängt werden. Besonders wertvoll sind die zahlreichen mitgeteilten mundartlichen Bezeichnungen. — (F. B.)

O. Stiehl, Unsere Feinde. 96 Charakterköpfe aus deutschen Kriegsgefangenenlagern. Stuttgart, J. Hoffmann [1916]. 32 + 96 S. 8°. 1,20 Mk. — Die hier gebotene Auslese von Typen der gegen uns unter Waffen stehenden Völker mit ihren buntgemischten Hilfskräften ist nicht nur von allgemeinem, sondern auch von besonderem Interesse für Ethnographie und Volkskunde. Die Abbildungen, die der Verf. in seiner Tätigkeit als Offizier in einem Durchgangs-Gefangenenlager aufgenommen hat, sind mustergültig ausgeführt. — (F. B.

Aus den

Sitzungs-Berichten des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 26. Januar 1917. Der Vorsitzende, Hr. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Roediger, erstattete den Jahresbericht und dankte dem Kultusministerium für den wiederum gewährten Zuschuss von 600 Mk. zur Herausgabe der Vereinszeitschrift. Der Schatzmeister, Hr. Franz Treichel, gab den Kassenbericht und wurde mit dem Dank der Versammlung für seine Mühewaltung entlastet. Der Kassenprüfung hatte sich der Obmann des Ausschusses, Hr. Geh. Reg.-Rat. E. Friedel, in dankenswerter Weise unterzogen. Die Zahl der Vereinsmitglieder beträgt zurzeit 193. Die hierauf vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab dieselbe Zusammensetzung wie bisher. Das von Hrn. Direktor Dr. Georg Minden gestiftete Dankzeichen für Verdienste um die Volkskunde (Satzung s. oben 26, 427) wurde alsdann mit einer Ansprache des Vorsitzenden erstmalig für das Jahr 1917 dem hochverdienten zweiten Vorsitzenden, Hrn. Prof. Dr. Johannes Bolte, überreicht, der mit herzlichen Worten dem Verein und dem hochherzigen Stifter dankte. Dann hielt Frl. Rose Julien einen durch Lichtbilder und Vorlagen erläuterten Vortrag über Volkstum und deutsche Kultur in der Bukowina.

Freitag, den 23. Februar 1917. Der Vorsitzende, Geh. Rat Roediger, widmete den verstorbenen Mitgliedern Prof. Axel Olrik, Kopenhagen, und Frl. Marie Rehsener, Freiburg i. Br., warme Gedenkworte (vgl. auch oben 26, 429 bis 430). — Dann sprach Hr. Oberlehrer Dr. Oskar Ebermann über das Thema: Eine geistliche Deutung der Schwurhand. Schon bei primitiven Völkern wird die Hand beim Schwur erhoben, gleichsam als Anrufung der Gottheit, die zu allen Zeiten als Rächerin des verborgenen Meineides gilt. In der Literatur zur Volkskunde sind die Fälle zahlreich, wo sofortige göttliche Strafe des Meineides in der selbstgewählten Form den Schuldigen trifft. Zahlreich sind auch die volkstümlichen Mittel zur Abwendung solcher Strafe und die Redewendungen, die sich auf den Schwur beziehen, wie z. B. 'Etwas auf die Gabel nehmen', 'Von sich weg schwören' usw. Ein i. J. 1698 geschriebenes Heft, das eine Auslegung des Eidschwures mit Deutung der Schwurhand durch religiöse Bezeichnungen enthält, wurde eingehend besprochen. Der Inhalt scheint von einer gedruckten Vorlage abgeschrieben zu sein, und es fand sich auch in der Kgl. Bibliothek ein älterer Einblattdruck, dessen Inhalt teilweise übereinstimmt. Die Handschrift dürfte von einem Geistlichen herrühren und hatte ebenso wie jene Drucke den Zweck, das Volk von Meineiden abzuschrecken. In der Besprechung des Vortrages wurde darauf hingewiesen, dass aus dem Grabe wachsende Hände, die in Sagen eine Rolle spielen, nicht nur als Meineidszeichen, sondern besonders auch als Folge und Warnung vor Widerstand gegen die Eltern ausgelegt werden. Das Öffnen der Fenster soll das Volk vor dem Meineide abschrecken, und schon im klassischen Altertum finden sich gewisse Bestimmungen, die vielleicht einen ähnlichen Sinn haben. Was die meist sagenhaften abgehauenen Hände betrifft, so dürften sie nicht durchaus als Zeugnisse für Meineidsstrafen betrachtet werden, sondern auch vielleicht als sog. Leibzeichen, die in Registraturen aufbewahrt wurden. — Hr. Dr. Erich Gutmacher gab alsdann unter Zugrundelegung der kürzlich bei E. Diederichs erschienenen Sammlungen von P. Kretschmer und P. Hambruch Beiträge zur Märchenforschung aus dem Bereiche der neugriechischen und Südseemärchen. Das neugriechische Märchen ist oft teilweise aus dem altgriechischen abgeleitet, gemischt mit türkischen und anderen Elementen. Typisch sind die Drachenmärchen, das Motiv der schwachbärtigen Leute usw. Hambruch in seinen 'Südseemärchen' schildert die Schwierigkeit der Erforschung bei den Wilden. Hüterinnen des Märchenschatzes sind dort alte Frauen, von denen die Mädchen schon in früher Jugend ausführlich unterrichtet werden. Besonders wichtig für die Ausgestaltung und das Studium der Märchen ist der Traum. Der Alptraum ist einer der wirkungsreichsten. Die Kenntnis des Personennamens spielt im Märchen der sogenannten Primitiven eine bedeutende Rolle. Wer den Namen weiss, hat die Macht über die Seele des Menschen. Daher ist schon im Alten Testament verboten, den Namen Gottes auszusprechen; man braucht dafür mannigfache Umschreibungen, wie Elohim, Adonai usw. Vergleichbar sind tabuistische Vorstellungen bei den Ozeaniern und anderwärts. Allgemeine Motive kommen in den Südseemärchen mehrfach vor, z. B. die Mühle zum Salzmahlen, um das Meer zu salzen, die auch in der Edda und bei den Finnen begegnet. Am Schlusse der Südseemärchen wird häufig die naive Bemerkung hinzugefügt, man brauche es aber nicht zu glauben. Hr. Direktor Dr. Minden knüpfte an den Vortrag einige Bemerkungen über die weitere Verbreitung mancher Märchenmotive, z. B. die ursprüngliche Stummheit, wie bei Brutus und Parzival, und — mit Hinblick auf ein in Tonga verbreitetes merkwürdiges Napoleonsmärchen — den bei Chamisso genannten 'Napoleon der Südsee'. Bezüglich des Traumes erinnert er an die Auf-

fassung Karls von den Steinen, dass er der Ursprung des Unsterblichkeitsglaubens sei. Hr. Geh. Rat Roediger vertrat die Meinung, dass das Märchen nicht aus dem Traum entstanden sein könne. Denn man träume nicht Neues, sondern nur Erlebtes und Gedachtes.

Freitag, den 23. März 1917. Der Vorsitzende, Hr. Geh. Rat Roediger, legte ein neu erschienenes Buch von Prof. Dr. Joh. Bolte vor, betitelt: Alte flämische Lieder im Urtext mit den Singweisen, Leipzig, Inselverlag. Dann sprach Frl. Rose Julien als Ergänzung zu ihrem Vortrage in der Januarsitzung über volkstümliche Helden und Feste der Ruthenen. In den Volksliedern der Ruthenen, die Lyrik und Epik vereinen, werden die Volkshelden besungen und die Kämpfe des 18. Jahrh. zwischen Kosaken und Polen, welche die Grossrussen zur Unterjochung der ersteren ausnutzten. Auch spielen in den Liedern eine Rolle die *rusalka* oder Wassernixen und die *rilen* genannten Waldgeister. Aus dem Festkalender der Ruthenen wurde erwähnt das Weihnachtsfest mit seinen Umzügen und sog. *Kolladen*liedern, die zur Spendung von Esswaren auffordern. An diesem Feste wird der Tisch mit Heu bestreut. Am Grünen Donnerstag wird als Symbol des Winters 'die Alte' verbrannt. Die strenge 40tägige Fastenzeit vor Ostern sucht man durch das überreiche Osteressen, *paska*, wettzumachen, für das lange vorher gerüstet wird und wofür man oft wertvollen Besitz verschleudert. Auch herrscht bei diesem Essen grosse Gastfreiheit, und die Osterglocken klingen ununterbrochen Tage hindurch. Die jungen Männer stellen Osterpyramiden und springen zwischen die Mädchen herab. Am 5. Mai, dem Georgstage, wird bei den Ruthenen und Huzulen das sogen. lebendige Feuer erzeugt, das Vieh über die Asche gejagt und auf die Weide gelassen. Am Johannistage stellt man Bäumchen herum und springt über angezündete Feuer. Der Eliastag im Juli ist ein Feiertag, ebenso der Demetriustag, der zur Erinnerung an die Schlacht auf dem Amselfelde begangen wird. Bei den Huzulen gibt es auch einen Wieselfeiertag. Die Ruthenen sind übrigens sehr höfliche Leute, und ihr Gruss ist recht zeremoniell. Man kennt auch spinnstubenartige Zusammenkünfte, in denen die Volksüberlieferungen gepflegt werden. — Hr. Geheimrat Roediger hielt hierauf einen Vortrag, betitelt: Etwas von den Anfängen unserer volkstümlichen Dichtung. Behandelt wurden nicht die allerersten, sondern Erzeugnisse von der Zeit an, wo Kunst- und Volksdichtung sich scheiden, schon mit dem Eindringen des Christentums, deutlicher zur Zeit Karls d. Gr. Ursprünglich ist nur die schriftlose Volksüberlieferung Trägerin solcher Dichtung, und nur Zufall ist es, wenn einmal volkstümliche Poesie in alter Zeit aufgezeichnet wurde. So ist uns ein althochdeutsches Lied auf den heiligen Georg überliefert, das etwa um 900 entstanden und um 1000 aufgezeichnet wurde. Der Redner trug es in Übersetzung vor, um zu beweisen, dass es volkstümlichen Stil zeigt. In dem schmucklosen Liede fehlt der sonst zur Legende gehörige Drachenkampf, der ihr aber keineswegs ursprünglich zukommt. Sie gehört vielmehr zu den Legenden vom unzerstörbaren Leben. Die späteren bänkelsängerischen Kirchenlieder des 17. Jahrh. behandeln den Drachenkampf als Hauptsache. Etwa 50 Jahre älter ist das Loblied auf den heiligen Gallus, von Ratbert nach mündlicher Überlieferung gedichtet und von Ekkehard IV. in lateinischer Übersetzung erhalten. Es war für den Gesang des Volkes bestimmt, hat in seiner Darstellung die grösste Ähnlichkeit mit dem Georgslied und zeigt einige Formeln, die noch nach Jahrhunderten wiederkehren. Diese christlichen Heldenlieder nähern sich den Lobliedern, die uns in der Form der Totenklagen aus alter Zeit bezeugt sind (Jordanes, Beowulf). Im älteren Spervogelton haben wir Klage-, Lob- und Scheltlieder in einfachster Form. Ein altes Spottlied ist das von Liebwins Brauen bei der Vermählung seiner

Tochter, woran Hildebrand nicht gedacht hat, als er das Kesseliedchen der Kinder als altes Hochzeitslied erweisen wollte. Die Freudenlieder haben in Bayern und Österreich noch eine Erinnerung in den volkstümlichen Ausdrücken *Gaudi* und *Lätizel* zurückgelassen. Für volkstümliche Tanz- und Ballspiellieder gibt es Belege in den Carmina burana des 13. Jahrh., die auch für die alte volkstümliche Liebeslyrik heranzuziehen wären. Doch wollte der Vortragende auf sie nicht näher eingehen.

Freitag, den 27. April 1917. Der 2. Vorsitzende, Prof. Dr. Joh. Bolte, eröffnete in Vertretung des durch eine Reise am Erscheinen verhinderten 1. Vorsitzenden die Sitzung und sprach über das angebliche Berliner Weihnachtsspiel von 1597. Der Vortrag wird später in der Zeitschrift abgedruckt werden. Literaturvorlagen: A. v. Löwis of Menar, Ostsee und Ostland Bd. 5, Die Baltischen Provinzen, Märchen und Sagen. Berlin-Charlottenburg 1916. Robert Petsch, Das deutsche Volksrätsel, Strassburg 1917. Č. Zíbrt, Kouzelný proutek (Zauberrute), Prag o. J. Berliner Haushaltungs-Calender von 1779 und Anhänge zu dem Historisch- und Geograph. Calender auf das Jahr 1737 u. ff. Berlin. — Der Unterzeichnete sprach an der Hand einer noch ungedruckten mundartlichen Beschreibung von P. N. Jacobsen in Nottfeld (1908) über Altanglisches Bauernleben. Über das Bauernhaus in Angeln, das im Norden dänisch-friesischen, im Süden sächsischen Einfluss zeigt, haben bereits Meiborg in seinem trefflichen Werke, Das Bauernhaus im Herzogt. Schleswig, und Pessler in der Zeitschrift Deutsche Erde 7, 18 alles Nötige mitgeteilt; über den Garten und die übrige Wirtschaft, ferner über die Volkstracht, das Dorfleben, die bäuerlichen Feste, alte Sitten, Gebräuche und Volksglauben konnten aber noch weitere Mitteilungen gemacht werden, die weniger bekannt sind, obwohl über einige Punkte, z. B. über den Erntegebrauch der Vock, bei Kück und Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks S. 159 bereits Aufklärung gegeben ist und auch in der Kieler Zeitschrift 'Die Heimat' sich manche Darstellungen aus dem Angliter Volksleben finden. Die einzigen landeskundlichen Schriften über Angeln, nämlich: H. N. A. Jensen, Angeln, Flensburg 1844, und F. W. Otte, Bemerkungen über Angeln i. J. 1791, Schleswig 1792, bringen wenig über die Volkskunde der Landschaft. Die erstere soll, wie verlautet, neu herausgegeben werden und wird hoffentlich diese Lücke ausfüllen, wozu die Handschrift von Jacobsen nützliche Dienste leisten könnte. Auch für ein Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch dürften hier wertvolle Beiträge entnommen werden können: denn das alte holsteinische Idiotikon von Schütze bedarf wohl mancher Ergänzung. Durch eine Mitteilung des Herrn F. Treichel über Löffelopferung im Schwarzwalde entspann sich eine Erörterung über die Bedeutung des Löffels in der Volkskunde, deren Ergebnis war, dass die Verwendung gerade des Löffels als Opfergabe von Zahnleidenden unerklärt ist.

Freitag, den 18. Mai 1917. Der 2. Vorsitzende, Prof. Bolte, widmete dem am 10. April 1916 verstorbenen Volksforscher Giuseppe Pitrè in Palermo herzliche Worte des Gedenkens. Der Vortragsraum war reich geschmückt durch eine grössere Anzahl von Studienblättern, die von der Malschule des Vereins der Künstlerinnen unter Leitung des Hrn. Maler Karl Wendel während des Winters in den Räumen der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde gemalt worden waren. — Hr. Prof. Dr. Eduard Kück sprach über: Walther von der Vogelweide und seinen Spruch: 'Ich hôrt ein wazzer diezen'. Der Vortrag wird später in der Zeitschrift abgedruckt erscheinen. — Hr. Prof. Dr. Joh. Bolte sprach zum Einschmelzen unserer Kirchenglocken unter Hinweis auf den am Schluss dieses Heftes abgedruckten Aufruf des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde, der zur Feststellung aller auf

unsere Kirchenglocken bezüglichen Sagen und Gebräuche, auch der neueren, und ihrer Inschriften auffordert. Schon vor 500 Jahren liess Friedrich, der erste Hohenzoller in der Mark, Kirchenglocken zu Kanonen umgiessen; auch Peter d. Gr. und die erste französische Republik verschafften sich so Kanonenmetall. Während die eigentliche Glockentaufe als feierlicher Akt galt, hat der Volksmund den Glocken oft, besonders in Berlin, humoristische klangdeutende Namen gegeben. Sonst trugen sie vielfach lateinische Namen und wurden nach ihrem Gebrauch benannt. Nach dem Volksglauben lieben die Glocken die Heimat und werden wegen ihres frommen Zweckes vom Teufel heftig angefeindet. Übrigens wurden auch Kanonen zu Glocken umgegossen. So sollen die Glocken der Marienkirche in Berlin aus Kanonenmetall gegossen sein, und in neuerer Zeit wurde bekanntlich die grosse, im Ton etwas missratene Domglocke von Cöln aus 1870 erbeuteten französischen Kanonen hergestellt. Hr. Rektor Monke teilte noch mit, dass man im Havellande glaube, durch Glockenläuten das Gewitter beeinflussen zu können, ähnlich wie durch das sogen. Wetterschiessen im Alpenlande. Auf die Anfrage, woher Goethe den Stoff zu seiner Dichtung von der wandelnden Glocke entnommen habe, erwiderte Hr. Prof. Bolte, man erzähle in Weimar eine Anekdote von Goethes Sohn, die eine Erklärung dafür liefere. — Zum Schlusse sprach ein Flame, Hr. Herbert Martens, über das flämische Wanderlied. Erst in diesem Kriege ist der Name Flanderns als eines alten germanischen Landes viel genannt. Aus der Vermischung alter germanischer Stämme entstanden die Flamen. Ihre Literatur war in älterer Zeit meist Übersetzung aus dem Französischen, wie ja auch Heinrich von Veldeke im 12. Jahrh. seine Eneide mehr nach französischem als vergilischem Muster dichtete. In der Mitte des 19. Jahrh. verklang das flämische Volkslied, und die Flandern eigentümlichen Volkssänger starben aus. In der alten Zeit wurde Karl d. Gr. im flämischen Liede viel besungen, 1260 wurde das Epos Reinhart Fuchs gedichtet, und um 1520 erschien in Antwerpen der flämische Eulenspiegel. Verbreitet ist das Märchen vom Schmiede, der den Teufel prellt, und die ergreifende Ballade vom Blaubart, der im flämischen Gebiete Ritter Halewein heisst. Der Redner las in dankenswerter Weise eine Anzahl Dichtungen in seiner uns vertraut klingenden flämischen Mundart vor.

Berlin. Karl Brunner.

Gedenket unsrer Glocken!

In den nächsten Monaten wird eine grosse Zahl von Kirchenglocken in Deutschland zu militärischen Zwecken beschlagnahmt werden. Und wenn dabei auch die durch Alter, Kunstwert und schönen Klang hervorragenden Glocken verschont bleiben sollen, so werden doch viele andre verschwinden, die vordem die Herzen vieler Geschlechter in festlich frohen und ernsten Stunden erbaut und gerührt haben. Darum tritt an alle Freunde des deutschen Volkstums die Mahnung heran, ihr Andenken festzuhalten und sowohl die Sprüche, mit denen sie geziert waren, als die mannigfachen Bräuche und Sagen, die sich in den einzelnen Ortschaften an sie knüpfen, sorgsam aufzuzeichnen.

In den meisten Bundesstaaten werden auf Anregung der betreffenden Kultusministerien die Generalkonservatoren, Provinzialkonservatoren und deren Vertrauensmänner vor der Zerstückelung der Glocken, die zumeist oben im Glocken-

stuhl geschehen wird, für die Abformung des Bildschmuckes und der Schriftzeichen durch Glockengiesser und Former sorgen Natürlich werden sie an so bemerkenswerten Inschriften wie dem alten, durch Schillers Gedicht berühmt gewordenen Vers

„Defunctos plango, vivos voco, fulgura frango"

nicht vorübergehen; aber auch die jüngeren lateinischen und deutschen Spruchinschriften sind der Beachtung und Aufzeichnung im örtlichen wie im allgemeinen Interesse würdig. Hierbei mitzuwirken sind der Geistliche und der Lehrer des Ortes in erster Linie berufen. Sie sind auch besser als irgend jemand geeignet, eine Sammlung der Bräuche und Sagen vorzunehmen, da diese eine längere Befragung der Landleute und eine Vertrautheit mit ihren Anschauungen erfordert, die man bei einem Ortsfremden nicht voraussetzen darf. An diese Herren, ebenso aber auch an alle sonstigen Freunde der deutschen Volkskunde, ergeht daher unsre herzliche Bitte, durch Umfrage alsbald festzustellen:

1. welche Bräuche bei der Taufe der Glocken, der Aufhängung und Abnahme geübt werden,
2. ob eine besondere Läuteart (Beiern, Bimmeln, Kleppen) bei bestimmten Gelegenheiten, in der Weihnacht, Neujahrsnacht oder vor Allerseelen, üblich ist,
3. die im Volksmunde üblichen Namen einzelner Glocken, die Deutung ihrer Rufe und Gespräche,
4. den Glauben an ihren Schutz vor Unwetter, Krankheit und bösen Mächten oder an ihre vorbedeutende Kraft,
5. Sagen von Glocken, die in der Karwoche auf Reisen gehen; von geraubten und geretteten, versunkenen und aus dem Wasser oder der Erde emporsteigenden Glocken; von dem beim Glockenguss ermordeten Lehrbuben usw.

Was die rege Phantasie unseres Volkes im Nachsinnen über diese Wahrzeichen des christlichen Gottesdienstes seit Jahrhunderten hervorgebracht hat, und was bei der lebhaften Teilnahme, mit der vielerorten das Volk den Schicksalen seiner Kirchenglocken folgt, an bemerkenswerten neuen Sagen und Bräuchen auftaucht, wolle man nicht für leer und bedeutungslos halten, sondern als ein Zeugnis seines Geisteslebens aufschreiben und einem der Unterzeichneten, der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin (Klosterstr. 36) oder der Geschäftsstelle des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde in Freiburg i. Br. (Silberbachstr. 13) einsenden.

Namens des
Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde:

Professor Dr. Bohnenberger (Tübingen). — Professor Dr. J. Bolte (Berlin). — Geheimrat Professor Dr. Kuhn (München). — Professor Dr. Fr. von der Leyen (München). — Professor Dr. John Meier (Freiburg i. Br.). — Professor P. Sartori (Dortmund). — Pfarrer O. Schulte (Grossen Linden bei Giessen). — Hofrat Professor O. Seyffert (Dresden). — Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Siebs (Breslau). — Professor Dr. M. Wingenroth (Freiburg i. B.).

Ganga til fréttar.

Von **Rudolf Meissner.**

(Schluss zu S. 1—13.)

Die nordischen Berichte erzählen oft von Männern und besonders von Frauen, die übernatürliches Wissen besitzen, deren Blick Dinge erschaut, die den andern verborgen sind; an sie wendet man sich (*ganga til fréttar*), wenn man Zukünftiges oder sonst Verhülltes erfahren will. Das Vorauswissen künftiger Dinge erscheint vielfach als eine Gabe, die besondere Mittel der Zukunftserforschung überflüssig macht. So erkennt der Seher oft schon beim Anblick eines Menschen, ob er im allgemeinen zum Glück oder Unglück bestimmt ist, er kann aber auch einzelne Geschicke ohne weiteres voraussehen. Daneben gibt es besondere Handlungen, die von dem *spámaðr* oder der *spákona* vorgenommen werden, um zukünftiges zu erfahren. Die Auskunft aber, die uns unsere Quellen über diese Handlungen geben, ist nicht ausreichend, die Einzelheiten der Divinationsbräuche klarzustellen. In *framsýnn* wie in *framviss* wird gewöhnlich durch *fram-* die Zukunft bezeichnet, in die der Begabte hineinsieht, von der er Kenntnis hat. Ob ursprünglich *fram-* räumlich aufgefasst wurde? Jedenfalls ist aus *sýnn* zu schliessen, dass der Weissager ursprünglich etwas sah, entweder den Vorgang selbst oder Zeichen irgendwelcher Art, die er deutete. Hier ist am ehesten eine Anknüpfung an die Divination möglich, wie sie in Schottland und auf den Hebriden bezeugt ist. Im Kap. 46 der grossen Saga von Olaf Tryggvason (Fornm. s. 1, 76) wird erzählt, wie die alte Mutter des Königs Valdamar von Gardariki prophezeit, dass ein vor kurzem geborener norwegischer Königssohn, der zu gewaltigen Taten bestimmt sei, als Kind an den Hof Valdamars kommen und dort aufwachsen würde. Dass es eine russische Seherin ist, von der die Saga erzählt, kommt nicht in Betracht. Die Alte ist gebrechlich und liegt immer zu Bett, aber sie ist *framsýn af fitons anda.* Am ersten Julabend wird sie in die Königshalle vor den Hochsitz des Königs getragen und von ihm gefragt, *ef hún sæe nokkura útlenda hǫfðingja eðr hermenn vilja ágirnast riki hans.* Die Alte findet dafür kein Anzeichen, *en þó sé ek mikla sýn ok mikils verða*; nun folgt die Weissagung über Olaf. Hier ist also der Vorstellung, dass wirklich Gesehenes, mit dem Auge Erfasstes verkündet oder gedeutet wird, sehr klar Ausdruck gegeben.

Die Erforschung der Zukunft durch Träume, die im Leben der Nordgermanen so wichtig ist, kann ich im folgenden unberücksichtigt lassen.

Frétt, ganga til fréttar kommen öfters in Verbindung mit *seidr* vor. Er wird nach Snorri den Asen durch Freyja gelehrt als eine den Wanen eigentümliche Kunst: *hon kendi fyrst med Ásum seid, sem Vonum var titt.* Yngl. s. kap. 4. Er wird verwendet *at vita orlog manna* (*fatum, urlag* Notker Boethius 280, 14 Pip.) *ok óordna hluti, svá ok at gera mønnum bana eda óhamingju eda vanheilendi, svá ok at taka frá mønnum vit eda afl ok gefa ødrum*, Yngl. kap. 7. Der *seidr*, der eine Einwirkung irgendwelcher Art bezweckt, kann hier übergangen werden. Snorri sagt, der *seidr* sei den Göttinnen zugewiesen worden, weil die Männer der Götterwelt dieses Treiben für ihrer nicht würdig angesehen hätten. Freilich Odin selbst ist auch ein Meister in dieser Kunst. Snorri will erklären, warum der *seidr* meist von Frauen ausgeübt wird, er weiss nicht, dass hierin uralter Brauch sich erhalten hat. Über den *seidr* handeln ausführlich Finnur Jónsson (þrjár ritgjördir für Páll Melsted S. 5ff.), Gering (Über Weissagung und Zauber im nord. Altertum, Kiel 1902), und über die berühmte Stelle der Eiríkssaga Magnus Olsen in Maal og Minne 1916, 1 ff. Die Schilderung in der Eiríkssaga, ein Glanzstück isländischer Erzählungskunst, ist so ausführlich und klar, dass man sich auch besonders merken muss, was hier nicht berichtet wird. Thorkell lädt die *spákona* auf seinen Hof, um sie über die Landesnot zu befragen. Die Antwort wird erteilt, indem von der *spákona* ein *seidr* veranstaltet wird (16, 6; 16, 8 Storm). Das geschieht im Hause, am Tage; Þórbjørg, die *spákona*, sitzt dabei *á seidhjallinum*, die Frauen des Hofes schliessen einen Kreis um sie, und Guðríðr spricht das Zauberlied, das zum *seidr* notwendig ist, die *vardlokur*. Die *spákona* erklärt, dass viele Wesen (*náttúrur*[1]) hinzugekommen seien und sich an dem Liede erfreut haben, die vorher unhold waren, nun könne sie Dinge leicht erkennen, die ihr vorher verborgen gewesen seien. Die Seherin empfängt also ihre Weisheit durch mystische Verbindung mit Wesen, die durch ein Zauberlied, das sie nicht selbst spricht, angezogen werden. Olsen a. a. O. nimmt an, dass *vardloka* ursprünglich bedeute 'das die Geister Einschliessende', d. h. einen die Seherin umgebenden Kreis singender Personen (*raddlið*).

Guðríðr ist zwar eine Christin, aber noch herrscht das Heidentum in Grönland. Es ist also festzustellen, dass hier beim *seidr* keine Mitwirkung der Götter erbeten wird, kein Opfer stattfindet. Auch ist nicht davon die Rede, dass die *spákona* in der Nacht vorher sich draussen in geheimnisvollem Tun vorbereitet (*útiseta*). Die einzige Vorbereitung, die erwähnt wird, ist, dass sie am Abend vorher bestimmte Speisen zu sich nimmt

1) Die Anwendung dieses Wortes zeigt, dass der Erzähler von dem ursprünglichen Wesen der wissenden Geister keine Vorstellung mehr hatte. Auch dass diese Wesen durch das Zauberlied erfreut werden, ist Ausdeutung.

(Herzen von verschiedenen Tieren). Sie muss eine Nacht auf dem Hof geschlafen haben, ehe der *seiðr* veranstaltet werden kann, aber Träume liegen ihrer Weissagung nicht zugrunde. Der *seiðr* besteht hier also darin, dass die Seherin einen magischen Kreis herstellt, zu dem die Geister durch ein Zauberlied gelockt werden. Von ihnen erfährt die *vǫlva*, was sie wissen will. Die schon erwähnte Schilderung der Vatnsd. s (S. 19) ist nicht so klar, vor allem ist der Satz *þeir Ingjaldr efna þar seið eptir fornum sið til þess at menn leitaði eptir forlǫgum sínum* zunächst auffallend. Dass die *spákona* auf den Hof gekommen ist, wird erst im nächsten Satz gesagt. Doch darf man das *efna* wohl in dem Sinne verstehen, dass sie veranlassen, dass ein *seiðr* vorgenommen wird, Zukünftiges zu erfahren. Dafür spricht, was dann weiter erzählt wird. Die Seherin Heiðr in der Orvar-Oddss. (kap. 2) führt ein *raddlið* von 15 Knaben und 15 Mädchen mit sich, *þriát þar skyldi kveðandi mikil, sem hon var.* Ingjaldr lädt sie auf seinen Hof und bewirtet sie. Der weitere Verlauf ist hier aber ein ganz anderer als in der Eiríkssaga. Während die Bewohner des Hofes schlafen gehen, begibt sich die vǫlva mit ihrem *raddlið* ins freie *ok efldi seið.* Am Morgen darauf fragt Ingjaldr, *hversu seiðrinn hefði gengit.* Die *vǫlva* antwortet, sie glaube jetzt der Dinge gewiss zu sein, die zu erkunden Ingjaldr ihr aufgetragen habe. Sie nimmt dann ihren Sitz ein und die Männer, Ingjaldr zuerst, *ganga til fréttar.* Hier findet also die Zauberhandlung während der Nacht draussen im Freien statt, ohne dass die Fragenden zugegen sind. Was die *vǫlva* draussen vornimmt, wie sie zu ihrem Wissen gelangt, wird nicht gesagt; da sie aber ihren Chor bei sich hat, ergibt sich, dass auch hier Zauberlieder, wir dürfen ohne weiteres sagen *varðlokur*, ein wesentlicher Bestandteil des *seiðr* sind.

Wenig ist aus der bekannten Szene in der Saga Hrólfs kraka zu entnehmen (Kap. 3). Die *seiðkona*, *vǫlva* Heiðr sitzt in der Halle des Königs Fróði auf dem *seiðhjallr.* Der König hat ihr eine bestimmte Frage vorgelegt: er will wissen, was aus den beiden von ihm vergeblich gesuchten Söhnen seines Bruders Halfdan geworden ist und wo sie sich aufhalten. Die Seherin gibt ihre Antworten in Versen. Zu beachten ist, dass sie sich in einem starken Erregungszustande befindet *(slær þá í sundr kjǫptunum ok geispar mjǫk ok varð henni þá ljóð á munni).* Signý, die Schwester der beiden Halfdansöhne, die unerkannt in der Halle sitzen, wirft der Seherin einen Goldring zu, weil sie merkt, dass die nächsten Worte der Heiðr zur Entdeckung der Brüder führen müssen. Nun will die *vǫlva* nicht fortfahren und widerruft, was sie gesagt hat; der König zwingt sie aber durch Drohungen, ihm noch deutlicher Auskunft zu geben: *hún gapir þá mjǫk, ok verðr erfiðr seiðrinn ok nú kvað hún víst.* Hier wird also mit seiðr nicht eine Zauberhandlung bezeichnet, die der eigentlichen Weissagung vorausgeht, sie ermöglicht, sondern *seiðr* ist die Handlung des Auskunfterteilens selbst und bezieht sich auch auf den Zustand, aus dem heraus

die *vǫlva* unter Zeichen starker Erregung ihre Sprüche formt. Dass dieser Schilderung eine lebendige Anschauung von dem eigentlichen Wesen des seiðr zugrunde liegt, ist nicht anzunehmen. Die Darstellungen in der Orvar-Oddssaga und Eiríkssaga sind unbedingt bedeutsamer.

Kenningar wie *sverða, vigra seiðr* für Schlacht, in denen *seiðr* wie sonst *galdr* gebraucht wird, sprechen dafür, dass beim *seiðr* das Zauberlied die Hauptsache ist. Vergleicht man die Darstellung der Eiríkssaga mit der der Orvar-Oddssaga, so kann wohl kein Zweifel darüber sein, dass beim *seiðr* weder Zeichen noch Opfer in Frage kommen können, die Seherin gewinnt ihr Wissen von unsichtbaren Wesen, die durch ein Zauberlied gezwungen werden, es ihr auf geheimnisvolle Weise mitzuteilen. In der Orvar-Oddssaga aber vernimmt die *vǫlva* diese Stimmen in der Nacht und an einsamem Orte. Das Eigentümliche hierbei ist die Mitwirkung des *raddlið*. Wenn sonst in der Nacht und draussen Zauber geübt wird, um Verhülltes in Erfahrung zu bringen, ist der Fragende allein.

Die *útseta*, das *sitja úti* wird in den nordischen Quellen oft erwähnt; welche Handlungen vorgenommen, ob Zaubersprüche angewandt werden, auf welche Weise der draussen Sitzende sein Wissen erlangt, erfahren wir dabei nicht. Das Christenrecht der norwegischen Gesetze verbietet die *útiseta*, das isländische Gesetz erwähnt sie nicht unter den verbotenen heidnischen Gebräuchen. Aus dem Wortlaut des norwegischen Verbots geht hervor, dass auch hier wie beim *seiðr* Geister gezwungen werden, ihr Wissen mitzuteilen. *útisetu at vekia troll upp at fremia heiðni með því* (Gulapingslov 32) Ngl 1, 19, und darnach in andern Gesetzen wiederholt. *útisetumenn er troll vekia* Ngl 2, 497.

Es ist anzunehmen, dass die *útiseta* zunächst dazu bestimmt ist, die Verstorbenen dazu zu zwingen, ihr höheres Wissen mitzuteilen. Wie die Vorstellungen vom Zustande der Verstorbenen verschieden sind und sich wandeln, wird auch die *útiseta* verschiedene Formen gehabt haben. Setzt der Leichnam im Hügel eine Art von Leben fort, so erzwingt der Zauber körperliche Erscheinung des Toten[1]). Sind die Seelen von den

1) Eine ganz eigentümliche Totenbefragung ist bei Saxo geschildert (1, 38 Müller). Der Zauberspruch wird auf ein Holzstück geritzt, das dem Toten unter die Zunge geschoben wird und ihn zum Sprechen zwingt. Die Toten können unter Umständen durch ihre blosse Erscheinung erkennen lassen, was der Beschwörer zu erfahren wünscht. So ist es bei der Totenbeschwörung, die Thrandr von Gata vornimmt. (Fær. s. Kap. 40). Er will wissen und vor Zeugen feststellen, auf welche Weise Sigmund und seine Gefährten ums Leben gekommen sind. Von den Toten erscheinen zwei in triefenden Kleidern, sie gehen möglichst nahe an das Herdfeuer heran und strecken ihre Hände danach aus — sie sind ertrunken; der dritte, Siegmund, tritt blutbespritzt herein und trägt seinen Kopf im Arm — er ist erschlagen worden. Die Beschwörung wird hier innerhalb des Hauses vorgenommen. Um das Herdfeuer stellt Thrandr ein im Viereck geschlossenes Gehege, innerhalb dessen er Platz nimmt (*grindr fjórar lætr hann gera með fjórum hornum*). Das Gehege wird mit neun Linien umzogen (*nú reita ristr prándr alla vega út frá*

Körpern gelöst, so ist anzunehmen, dass sie unter dem Zauber in Tiergestalt erscheinen oder auch ganz unsichtbar bleiben und auf geheimnisvolle Weise dem Fragenden sich mitteilen. — Verblasst die Vorstellung der ursprünglich befragten Wesen, so wendet sich der Zauber an alles Geisterhafte, was in der dunklen Nacht auflebt, im Flüstern der Blätter, dem Rauschen des Wassers, in Zeichen aller Art zu dem Verstehenden spricht. — Dass die *útiseta* auch im Norden — vielleicht ursprünglich allein — an Gräbern vorgenommen wurde, ist an sich glaublich im Hinblick auf die bekannten Zeugnisse aus den andern germanischen Gebieten. Eine nordische Stelle ist in diesem Zusammenhange erwähnenswert: *hinn fyrra lut afi sinnar var hann heidinn oc hǫfdingi annarra illvirkia, hinn frægazti at útisetum ok allzkonar óđádum* Heil. manna s. 2, 411. 15. Der Übersetzer hat hier in eigentümlicher Weise seine Vorlage umgebildet, denn *hinn frægazti at útisetum* gibt das lat. *sepulchrorum violator* wieder (*hic autem primo gentilis fuit, latronum maximus et sepulchrorum violator, atque in omnibus flagitiis opinatissimus*).

Auch die *útiseta* kann mit einer bestimmten Fragestellung vorgenommen werden: *svá segja menn, at Gunnhildr . . . léti sitja úti til sigrs Hákoni: en þat vitradi, at þeir skyldi berjask vid Inga um nótt, en aldrigi um dag.* Heimskr. Hák. Herđ. Kap. 16 (2. Hälfte des 12. Jahrh.). Diese Stelle zeigt, wie fest das norwegische Volk diesen Brauch bewahrte. Es ist charakteristisch, dass Skíđi auf seiner nächtlichen Traumreise an der Küste Norwegens mit einem Manne in Streit gerät, der *útiseta* ausübt:

útisetuna eflir hann
ok ætlar spádóms leita.

Skidar. 56. Sveinn brjóstreip, der *stafnbúi* des Orkneyjarls Páll übt unter Christen den heidnischen Brauch der *útiseta*. Er wird daher, wie das in christlich gefärbter Erzählung öfter vorkommt, als ein Mann von dunklem, unheimlichem Äusseren geschildert (Flat. b. 2, 448 ff.). Er erfährt durch die *útiseta* zukünftige Dinge, nach der Meinung der Christen vom Teufel selbst. Als er getötet ist, erklärt der Bischof das für eine

grindunum). Dass Thrandr eine Beschwörungsformel gebraucht, wird nicht gesagt. Er verbietet den Anwesenden, ihn anzureden, und sitzt eine Zeitlang da, bis die Toten erscheinen. Nach Beendigung der Zauberhandlung ist er ermattet: *ok eptir þetta ríss þrándr af stólinum ok varpar mæđiliga ǫndunni.* Die neun Linien sollen natürlich zum Schutze des Beschwörers dienen. Wenn der Sitz der isländischen Richter von solchen Linien umzogen wird, deren Überschreiten Unbefugten bei Strafe verboten ist, so darf man auch hier an die Nachwirkung der magischen Bedeutung denken; noch mehr gilt das von der Umgrenzung des Kampfplatzes beim Holmgang. Zwei eingeritzte Linien umgeben den Platz der Richter: *þeir scolo rísta reito II fyrir útan þat er dómendr sitja* Grágás 72 cod. reg. Der *feldr*, auf dem der Zweikampf stattfindet, wird durch drei im Viereck geschlossene Linien eingehegt, das äusserste Viereck ist ausserdem durch vier Stäbe bezeichnet: *þrír reitar skulu umhverfis feldinn fets breiđir, út frá reitum skulu vera stengr IV ok heita þat hǫslur* Kormákss. Kap 10. Eine neunfache Umkreisung findet sich bei der Beschwörung, die Romuald vornimmt (s. unten die Stelle aus der Maríusaga).

Landreinigung. Hiermit ist eine weitere Entwicklung der *útiseta* schon angedeutet, sie wird zur Teufelsbeschwörung; dabei tritt dann die Erfragung zukünftiger Dinge mehr in den Hintergrund, der Beschwörer sitzt draussen in der Nacht, um sich Reichtum, Zaubergewalt u. a. zu verschaffen.

Der *útiseta* entsprechen gleiche Bräuche im deutschen Altertum, die sich in mannigfacher Umbildung bis in die Gegenwart erhalten haben, besonders das Draussensitzen auf Kreuzwegen (Grimm, Dt. Myth.[2] S. 1069; Koegel, Literaturgesch. 1, 29: Wuttke, Volksaberglaube[3] § 359: E. H. Meyer, Mythologie d. Germanen, Strassburg 1903, S. 308: Golther, Handb. d. germ. Myth. S. 644 ff). In *hleotharsazzo, hleodarsizzeo, negromanticus* (Gloss. 1, 215, 33) ist einmal, wie in *útiseta* das Sitzen ausgedrückt, zweitens wird angedeutet, dass das Gehör bei dieser Zukunftserforschung hauptsächlich beteiligt ist.

Auch bei den Japanern gibt es eine Art von Divination auf Kreuzwegen. Sie wird am Abend vorgenommen. Auf einem Kreuzweg stösst der Frager einen Stock in den Boden. Neben ihm nimmt er seinen Stand und sucht nun aus den Bemerkungen Vorübergehender, die er erlauscht, die Antwort auf seine Fragen zu entnehmen. Gegen die Einwirkung böser Geister schützt man sich durch ausgestreuten Reis (Hastings, Encyclopaedia of Religion and Ethics 4, 802b).

Eine ganz eigentümliche Divination wird im gäl. mit *taġhairm* bezeichnet. Schon J. Grimm erwähnt sie unter den Arten der Zukunftserforschung, Dt. Myth.[4] 2, 934. Eine poetisch ausgestaltete Beschreibung gibt W. Scott (The Lady of the lake 4, 4—5):

It is, because last evening-tide
Brian an augury hath tried,
of that dread kind which must not be
unless in dread extremity,
the taghairm call'd . . . . . .
Duncraggan's milk-white bull they slew.
. . . . . his recking hide
they stretch'd the cataract beside,
whose waters their wild tumult toss
adown the black and craggy boss
of that huge cliff, whose ample verge
tradition calls the Hero's Targe.
Couch'd on a shelve beneath its brink,
close where the thundering torrents sink,
rocking beneath their headlong sway,
and drizzled by the ceaseless spray,
midst groan of rock, and roar of stream,
the wizard waits prophetic dream.

Vgl. ferner Mac Culloch, The religion of the ancient Celts p. 249; Halliday, Greek divination p. 131. Dalyell (The darker superstitions of

Scotland. Glasgow 1835, S. 495) gibt folgende Schilderung, die in den wesentlichen Zügen mit der Beschreibung bei W. Scott übereinstimmt:

here the querent was wrapped in a cow's hide, his head alone remaining free, and carried by assistants to a solitary spot, or left under the arch formed by the projected waters of a cataract; where he continued during night, while other beings seeming to flit around him, he derived that inspiration from them, which he delivered as an oracular reponse to his comrades, on the following day.

taghairm wird mit Widerhall, Echo, übersetzt. Darf man annehmen, dass auch hier die Offenbarung durch das Gehör vermittelt wird? J. G. Campbell freilich (Superstitions of the Highlands and Islands of Scotland p. 311) gibt *taghairm* mit *spirit-call, the calling of spirits from the vasty deep* wieder. Der Verfasser bemerkt, dass diese Art der Divination jetzt völlig vergessen ist. — Mit *taghairm* wird, so berichtet er p. 304ff., auch eine grässliche Art der Teufelsbeschwörung bezeichnet, die darin besteht, dass der Beschwörer lebende Katzen über dem Feuer brät, bis der Böse in Katzengestalt erscheint, auf die gestellten Fragen Antwort gibt oder sich zu den verlangten Leistungen verpflichtet (*giving his supper to the devil*). Hierzu vgl. Roskoff, Geschichte des Teufels 1, 327. Ein Meisterlied des H. Sachs im schwarzen Tone Klingsors erzählt von einem Nigromanticus, der mit einem Bürger wettet, alle Katzen der Stadt eines Nachts auf dem Markt zusammenzubringen. Er bindet eine alte Katze an einen Bratspiess und zündet Feuer um sie an, alle Katzen kommen zusammengelaufen und heulen mit der gequälten. Hier ist die Beschwörung zu einem 'Spass' geworden, freilich heisst es noch: 'und darnach sein peschwerung sprach' (H. Sachs, Schwänke 5, 239 ed. Goetze). Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass das Wort *taghairm* auf diese Zauberhandlung erst übertragen ist.

In hohem Grade altertümlich dagegen erscheint die Divinationshandlung, die unter dem Wasserfall vorgenommen wird.

Die Verwendung der Tierhaut ist auch sonst vielfach bezeugt, besonders bei Incubationsriten, vgl. Halliday a. a. O.; Deubner, De incubatione, Lpz. 1900, p. 27. Der Fragende überträgt auf sich die in der Haut steckende magische Kraft. Sitzen auf der Tierhaut bei einer *ûtiseta* bezeugt die bekannte Stelle aus dem 19. Buch der Canonensammlung des Burchard v. Worms: vel in bivio sedisti supra taurinam cutem, ut et ibi futura tibi intelligeres (Friedberg, Aus deutschen Bussbüchern S. 84). Die Handlung wird hier in der Neujahrsnacht vorgenommen, die ja überall als besonders zur Divination geeignet gilt. Unmittelbar vorher wird das Sitzen auf dem Dach erwähnt: aut supra tectum domus tuae sederes, ense tuo circumsignatus, ut ibi videres et intelligeres quid tibi in sequenti anno futurum esset. Abwehrendes Schwert und Tierhaut finden wir in einer nordischen Legendenübersetzung[1]):

1) Vgl. S. IX in Ungers Einleitung. Die Legende fehlt in den von ihm eingesehenen lateinischen Sammlungen. — Auch mir ist es bisher nicht gelungen, die lat. Vorlage dieser

þá er þú ætlaz at fara til bardaga ímót heiðnum mǫnnum, þá ferr þú til skógar nǫckrs, þess er nálægr er borg þinni, ok með þér þjónn þinn einn, sá er veit með þér glœp þinn. þú lætr þá blóðga eina nautshúð penia, ok eptir þat gjǫrir þú með blóðreffi þess sverdz, er þú ert gyrdr níu reita umhverfis húðina ok kveðr þar yfir galdra yfir þeim reitum. Eptir þat setz þú á húðina ok kveðr þar galdra, þar til er fjándinn sjálfr sníðzt þér ok mæler við þik ok segir þér þá hluti, er þú vilt vita, ok eptir þat veitir hann þér sinn krapt, til þess at þú sigrizt í bardaga á óvinum þínum. Maríusaga 730, 11.

Hier finden wir die neun Bannkreise wieder, durch die auch Thrandr sich schützte.

Ausführlich und in mehreren Beziehungen lehrreich ist die Schilderung des Divinationsverfahrens bei Jón Árnason, Þjóðsögur 1, 436. Die Zeit ist die Neujahrs- oder Johannesnacht, der Ort ein Kreuzweg, von dem aus vier Wege, ohne sich weiter zu teilen, zu vier Kirchen, d. h. zu vier Friedhöfen führen. Ein uraltertümlicher Zug ist es, dass die Toten es sind, die ihr Wissen mitzuteilen gezwungen werden. Der Beschwörer liegt wie beim *taghairm* eingehüllt in eine Tierhaut (Rind oder Walross), er hat eine Axt bei sich, die er zwischen den Händen hält. Er muss so bis zum Morgengrauen liegen, ohne sich zu rühren, in unverbrüchlichem Schweigen, stets auf die Schneide der Axt, nicht rechts oder links davon sehen. Der alte Sinn der bösen Zauber abwehrenden Waffe scheint hier vergessen, man könnte fast denken, dass eine hypnotisierende Wirkung beabsichtigt ist. Es kommen nun aus den Friedhöfen alle Verwandten des Beschwörers, die dort begraben liegen, und erzählen ihm, was er wissen will[1]).

Die Form des *taghairm*, dass der Fragende unter den Bogen eines Wasserfalles gelegt wird, erklärt sich aus dem uralten und weit verbreiteten Glauben an die wissenspendende Macht des Wassers[2]). Über

Legende zu finden, so dass unsicher bleibt, was an der Schilderung der *útiseta* nordisch ist. Die Erzählung geht aber jedenfalls zurück auf die vita S. Barbati (Acta Sanctorum. Februar 3, 139; krit. Ausgabe von Waitz in den Script. rerum Langob. p. 555).

1) Bei Anzengruber sitzt der Schatzgräber in der gleichnamigen Erzählung bei der Teufelsbeschwörung mit blankem Schwert auf der Kuhhaut; ausser dem Schwert hat er noch zum Schutz eine geweihte Kerze bei sich (Werke 4, 55). Interessant ist die Schilderung der *útiseta* in Hammershaimbs Færøsk Anthologi (1, 342). Zweck der Beschwörung ist die Erlangung von Reichtümern, sonst erinnert manches an die *útiseta* in den isländischen Volkssagen. Der Beschwörer sitzt auf einer Kalbshaut, die er auf einen Kreuzweg gelegt hat. Er muss eine Axt ununterbrochen schleifen, darf seine Augen nicht von der Axt wegwenden, was er auch von den Trollen gefragt wird, nichts anderes sagen als: *eg kröki, eg kröki* (ich schleife, ich schleife). Die Trolle versuchen dann die Haut am Schwanz fortzuziehen; da muss er, ohne sich umzuwenden, mit der Axt den Schwanz abschlagen, und die Axt darf nicht schartig werden. Gelingt ihm das, sind die Schätze sein, die von den Trollen um ihn aufgehäuft werden.

2) Auch das Meer ist wissend. Nach irischem Glauben kann der Kundige vom Strande aus einen Zauber auf die Wogen legen und versteht dann, ob das Meer einen Toten beklagt oder ein grosses Ereignis verkündet. Mac Culloch, The religion of the ancient Celts p. 179. In den schönen Versen des Ynglingatal

ok austmarr Gymis ljóð
ýfri sænskum at gamni kveðr

Incubation an heiligen Quellen im Altertum vgl. Halliday, Greek divination p. 128 ff. Zum *taghairm* verweist er auf die Schilderung der Faunusquelle bei Vergil (Aen. 7, 81 ff.). Hier findet sich der magische Gebrauch der Tierhaut (des Opfers freilich) wieder:

huc dona sacerdos
cum tulit et caesarum ovium sub nocte silenti
pellibus incubuit stratis.

Die weitere Ausdeutung gehört dem Dichter an, der wohl überhaupt hier Fremdes überträgt (Heinze, Vergils epische Technik [3] S. 176, 2). Ein Wachen an Quellen wird bei den Angelsachsen verboten: si quis sortilegia vel divinationes exerceat, vel vigilias suas ad fontem aliquem (his wæccan æt ænigum wylle hæbbe), vel ad aliam quamcunque creaturam, praeter at Dei ecclesiam, habeat. Ecgberti Poenitentiale 4, 19. Zum Sinn von creatura vgl.: ad fontem aliquem, vel ad lapidem, vel ad arborem vel ad alias quaslibet creaturas. 2, 22.

Die Bewegung des Wassers ruft die Vorstellung eines bewegenden Wesens hervor. So ist die aus der Erde rinnende Quelle, der brausende Wasserfall die Stätte, wo man mit diesen Wesen in Verbindung tritt: *at trúa á landcattir at sé í lundum æda haugum æda forsom svá ok útisattar at spyria orlaga* NgL 2, 308 (neueres Christenrecht des Gulaþ). Die Erwähnung der *útiseta* an dieser Stelle weist darauf hin, dass man sich auch im Norden an die im Wasserfall Hausenden fragend wandte. Ein isländischer Wasserfallverehrer ist Þorsteinn raudnefr: *hann blótadi forsinn . . . . hann var ok framsýnn mjok.* Landn. 110, 15 F. I.

Wie der Seher, so empfängt auch der Dichter oder Musiker seine Gabe vom Wasser oder den an das Wasser gebundenen Wesen. Der norw. Fossegrim, der das Geigenspiel lehrt, wohnt im Wasserfall. Ganz an den gälischen Brauch des *taghairm* erinnert die leider lückenhaft überlieferte Stelle am Anfang der Jómsvíkingadrápa des Bischofs Bjarni Kolbeinsson, und es ist wohl kein Zufall, dass dies Zeugnis gerade von den an der schottischen Küste gelegenen Orkneys stammt:

vaskak f[ródr] und forsum
fórk aldregi at gǫldrum.

Hier wird das Wissen wie beim *taghairm* durch das Sitzen unter dem Wasserfall erworben, es ist eine Zauberhandlung, bei der die Vorstellung eines im Wasserfall hausenden, menschenähnlich gedachten Wesens nicht vorausgesetzt zu werden braucht.

liegt wohl mehr als die moderne Vorstellung vom 'Lied der Wogen'. Das Lied hat wirklich einen Inhalt, der von dem Toten in seinem Grabe am Strande verstanden wird. Wie bei den Gewässern des Landes wird auch beim Meer dann das Wissen übertragen auf die im Wasser lebenden Wesen, vgl. die nordischen Sagen vom *marmennill.*

Bonn.

Einige Grundfragen der Kinderspielforschung.

Von **Georg Schläger.**

Vorbemerkung.

Bei den Vorarbeiten zu einer knappen, grundrissmässigen Darstellung des Kinderliedes und -spieles empfand ich bald, welche Schwierigkeit es bereiten würde, die grundlegenden Fragen in der geforderten Kürze und doch verständlich zu behandeln. So viel nämlich in den letzten Jahrzehnten besonders von Philosophen und Anthropologen für die Erforschung des Spiels geleistet worden ist, so fehlt es doch an einer kürzeren Zusammenfassung des weitschichtigen Stoffes unter dem Hauptgesichtspunkt, von den gewonnenen Grundlagen aus den Weg zur Beurteilung der einzelnen volkskundlich wichtigen Spielgruppen so deutlich wie möglich zu bezeichnen. Ich habe mich deswegen entschlossen, zur Entlastung meiner späteren Arbeit ein paar vorbereitende Aufsätze zu schreiben und sie den Lesern dieser Zeitschrift zu unterbreiten.

I. Über Wesen und Ursprung des Spieles.

Die wissenschaftliche, auf den Kern des Wesens zielende Betrachtung des Spiels scheint mit Kant[1]) zu beginnen. In der nachgelassenen Schrift über Pädagogik (§§ 64, 66) bezeichnet Kant treffsicher zwei Merkmale, die sich auf lange hinaus als besonders bedeutsam erwiesen haben: das Spiel ist freie, selbstgewählte Beschäftigung, und es ist Selbstzweck. Dahin gehört z. B. das Spazierengehen: wer nur im Gehen selbst Zweck und Genuss sucht, wird sich auch Zeit nehmen und behaglichen Umweg nicht scheuen, wem aber Arbeit oder erwartete Gesellschaft das Ziel vorschreibt, der wird gern den kürzesten Weg wählen. — Und in der Kritik der Urteilskraft finden wir wenigstens andeutungsweise einen der wichtigsten Zusammenhänge aufgewiesen. Der ästhetische Sinn, dem Kant seinen Platz zwischen Erkenntnis- und Begehrungsvermögen anweist, hat mit diesen beiden nichts zu tun, sondern „beruht lediglich in Lust und Unlust: er forscht nicht, er fordert nicht, er urteilt in reiner Betrachtung, ohne Zweckvorstellung, mit „freiem und uninteressiertem Wohlgefallen". Besonders scharf bezeichnet sich die Grenze gegen die Welt der sittlichen Forderungen. Die moralische Denkungsart „enthält ein Gebot und bringt ein Bedürfnis hervor, da hingegen der sittliche Geschmack mit den Gegenständen des Wohlgefallens nur spielt, ohne sich an eines zu hängen" (§ 5, Schluss). Hier ist mit genialem Tiefblick die innere Verwandtschaft, ja Wesensgleichheit von Spiel und Kunst erkannt.

1) Vgl. K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie 5[4], Heidelberg 1899, S. 410 bis 447. — Über die nachkantischen Auffassungen vgl. R. Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe[3], Berlin 1910, unter 'Spiel'.

Kants Andeutungen hat Schiller[1]) in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen weitergebildet. Es gibt zwei gegensätzliche Grundtriebe unserer sinnlich-vernünftigen Natur, die jeder für sich unser Leben einseitig anspannen: der sinnliche Trieb (Sachtrieb) gibt sich der Natur mit ihren Kräften hin, der Formtrieb will Gesetz und Notwendigkeit in die ungestalte Masse der 'Empfindungen' bringen, sie beherrschen. Aus ihrem gleichstarken Wirken gegeneinander ergibt sich aber sofort ihre Versöhnung in einem mittleren, dem 'ästhetischen' Zustande, den wir einem dritten, vermittelnden Triebe verdanken, dem Spieltrieb. Dieser ästhetische Zustand, der frei und uninteressiert in reiner Betrachtung aufgeht, lässt sich bildlich so darstellen, dass beide Wagschalen nicht etwa leer, sondern mit gleichem Gewichte beschwert einander gleichschweben; Ergebnis und zugleich ausschliesslicher Gegenstand ist die Schönheit. In diesem freien Spiele der Phantasie mit der blossen Form der Dinge erhebt sich der Mensch aus der einseitigen Herrschaft der beiden Grundtriebe, aus Ideenzwang und Sinnenrausch zur Freiheit, zur wahren 'Menschheit'. Dieser Zustand ist freilich nirgends rein vorhanden, aber das Spiel („alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist und doch weder äusserlich noch innerlich nötigt" Brief 15) kommt ihm am nächsten. So gipfelt Schillers Gedankenreihe in dem berühmten Ausspruch: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt" (Brief 15).

Über Kant hinaus sucht Schiller von der blossen Wesensbestimmung zu den Wurzeln des Spieles vorzudringen. Er hat auf den Kraftüberschuss hingewiesen (Brief 27) — ausdrücklich zwar nur für das Tier —, und damit einen weiteren Angelpunkt späterer Forschung vorausbezeichnet.

Betrachten wir Schillers geschlossene Gedankenkette, so ist es deutlich, dass er das gesamte Reich der Kunst und vornehmlich die Dichtkunst vor Augen hat: man halte zu dem angeführten Ausspruch sein gelegentliches Wort: „Der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn"[2]). Ob er das eigentliche Kinderspiel, ja überhaupt das Spiel im landläufigen Sinne der Beachtung für wert hält, ist eine andere Frage („Freilich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist" Brief 15); er denkt weit mehr an die Erziehung des Wilden zur Kultur, den „Eintritt in die Menschheit" (Brief 26) als an den Entwicklungsgang des Kindes zur Reife, und es scheint, dass

1) Vgl. K. Fischer, Schiller als Philosoph², Heidelberg 1892, S. 306—310; Groos Spiele der Tiere² S. 2.

2) E. Kühnemann, Schiller², München 1908, S. 395.

er das Kind nur vergleichsweise heranzieht („In seinem [des Geschmacks] Gebiete muss auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen“ Brief 27). An die allerersten Kinderspiele aber, von denen eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung offenbar ausgehen muss, hat Schiller überhaupt nicht gedacht. sie würden für ihn sicherlich unter den sinnlichen Trieb fallen, der ja zuérst wirksam wird (Brief 20. Anfang). Und doch: betrachten wir die lösende, beruhigende Wirkung auch der ersten Spiele, den Zustand völliger Ausgleichung des Gemüts, so fordert uns Schillers Gedankengang unwillkürlich zur Weiterführung auf. Wir können nicht dabei stehen bleiben, dass der Spieltrieb erst mit dem Erwachen des Bewusstseins wirke, wie es für Schillers idealistisch-selbstherrliche Denkweise der Fall sein muss (Brief 20): wohl aber scheint es ganz einleuchtend, dass schon im unbewussten Spielzustand die Beunruhigung durch äussere Eindrücke und die erste gestaltende Verarbeitung einander aufs glücklichste die Wage halten. Auf das entwickelte Kinderspiel gar lässt sich Schillers Deutung ohne allen Zwang anwenden. Hier ist in der Tat der Stoff ohne einseitige Anspannung bewältigt, „der Stoff durch die Form vertilgt“ (Brief 22): die spielenden Kinder fühlen sich ebensowohl als Empfangende wie als Gebende und finden so immer wieder volles Genügen, während man doch erwarten könnte, dass die beständige Wiederkehr sie langweile. Man beobachte ein Kind, das in ein noch unbekanntes Spiel hineingezogen wird: eine kurze Zeit lang spielt es noch nicht, sondern lernt in erkennbarer Spannung, dann aber ist ihm das Neue sogleich völlig zum inneren Eigentum geworden, so dass es binnen kurzem vergessen haben kann, wie neu die Bekanntschaft ist — was den nachspürenden Sammler oft genug in Verlegenheit bringt. Wie wenig der bekannte Stoff den Reiz des Spieles mindert, das zeigt sich besonders deutlich an den Rätselspielen; wie wenig das Kind dem Stoff unterworfen ist, das beweist die Art, wie es in jedem Augenblick aus dem Schein zur Wirklichkeit zurückkehren kann.

Mag also Schillers vermittelnder ‘Spieltrieb’, nämlich seine Entstehung aus oder sein Verhältnis zu den beiden ‘Grundtrieben’ nicht ganz klar herausgearbeitet sein, und müssen wir auch den Ausgangspunkt und die selbstherrliche Begrenzung ablehnen, so hat Schiller doch die spätere Erkenntnis gefördert wie kein anderer. Für die neueren Untersuchungen über das Wesen der Kunst hat sich die Gleichsetzung von Spiel und Kunst als besonders fruchtbar erwiesen[1]).

1) E. Grosse, Die Anfänge der Kunst, Freiburg und Leipzig 1894, fasst das Spiel als eine Übergangsform zwischen praktischer Tätigkeit und Kunst, setzt aber Spieltrieb und künstlerischen Trieb im wesentlichen gleich (S. 46, 294). Folgerichtiger bezeichnen K. Lange, Das Wesen der Kunst, Berlin 1901, und K. Groos, Der ästhetische Genuss, Giessen 1902, die Kunst als ein besonders entwickeltes, verfeinertes Spiel. Vgl. dazu die naheliegenden, aber nicht durchschlagenden Einwände W. Wundts, Grundzüge der physiologischen Psycho-

Völlig von den beiden Leitgedanken des Kraftüberschusses und der Nachahmung beherrscht ist H. Spencer[1]) (Prinzipien der Psychologie §§ 533 f., dazu Prinzipien der Soziologie §§ 48, 56), der übrigens auch die Verwandtschaft des Spieltriebes mit dem ästhetischen Triebe gelten lässt. Die richtige Beobachtung, dass im Tierreich das Spiel wesentlich den höheren und höchsten Gattungen eignet, führt Spencer zu der Annahme, dass diese nicht alle ihre so vielseitig ausgebildeten Kräfte auf einmal zur Erhaltung des Lebens beschäftigen können und demnach in langen Ruhezeiten grosse Vorräte an Lebenskraft aufspeichern, die auch ohne ernsten Anlass zur Betätigung drängen und sich im Spiel entladen. Das Spiel aber stellt sich nach Spencer als eine Nachahmung der ernsthaften Betätigung der Kräfte dar: so spielt das Kätzchen mit dem Knäuel, als wenn es eine Maus wäre, und so sind die Kinderspiele „lauter Dramatisierungen der Tätigkeiten Erwachsener".

Dass Spencers — übrigens sehr wichtige und fruchtbare — Leitgedanken nicht an die Wurzeln des Spieles rühren, lässt sich rasch dartun. Auch auf ermüdete und zwar vom Spiel ermüdete Tiere übt derselbe Reiz immer wieder eine anfeuernde Wirkung aus; und Kinder, die vom langen Marsche schwer ermattet waren, sind am Rastziel fast augenblicklich für ein an-

---

logie[6] 3, Leipzig 1911, S. 186 f. Auch was Wundt im 3. Bande seiner Völkerpsychologie[2], Leipzig 1908, über die 'bewusste Selbsttäuschung' sagt, scheint mir die Frage zu kurz abzutun. Während er zunächst S. 76) den Widerspruch zwischen Phantasie und Wissen beim Kinde vollständig anerkennt, will er weiterhin S. 81 f. überhaupt keine Selbsttäuschung gelten lassen: „Das dem Spiel dienende Phantom unterliegt weder einer täuschenden Umwandlung, noch soll es ein stellvertretendes Zeichen sein, sondern es wirkt lediglich als ein Reiz, der das dem wirklichen Gegenstand anhaftende Gefühl auslöst . . . . . Dazu muss allerdings eine wenn auch noch so lose Beziehung zu dem Gegenstand existieren". So wäre dem Puppenmütterchen das Stück Holz, an das es seine Zärtlichkeit verschwendet, gar kein Abbild des Kindes oder auch nur der Puppe? Soll man wirklich annehmen, dass es einen so starken Reiz ausüben kann lediglich weil es länglich ist, oder weil es sich etwa in Tücher einwickeln lässt — was übrigens doch wohl die Umgestaltung durch die Phantasie schon voraussetzen würde? Mir scheint umgekehrt, dass der Anreiz von der Phantasievorstellung ausgeht, und dass eben die strömende Gefühlswärme, die Wundt mit Recht betont, stark genug ist, um dem formlosen Holzstück die wohlbekannten Züge zu verleihen. Kommt es doch sogar vor, dass ein Kind das Nichts zum Spielzeug erhebt, z. B. bloss die Arme schaukelnd bewegt: wo soll da die „Beziehung zu dem Gegenstand", der „Reiz des Phantoms" zu finden sein? Grade diese Beobachtung macht es mir unmöglich, mit Wundt (ebenda S. 102 den Unterschied zwischen Spiel und Kunst darin zu suchen, dass jenes nur unmittelbar der Umgebung entnommene Gegenstände oder „Erzeugnisse einer ausserhalb liegenden Kunstfertigkeit" verwende, während diese ihre Gegenstände selber schaffe. Dies tut auch das spielende Kind, aber es bleibt bei dem inneren Bilde stehen, weil es eine treue äussere Nachbildung weder herstellen kann noch überhaupt braucht.

1) Vgl. bes. Groos, Spiele der Tiere[2] S. 3–22. — H. A. Carr The survival values of play, Univ. Colorado 1902; dazu Groos, Das Seelenleben des Kindes S. 58 ff.) ersetzt den Kraftüberschuss durch die im jugendlichen Alter besonders ausgeprägte, von innen heraus gespeiste Erregbarkeit (Groos erinnert an den Typus 'Zappelphilipp'). Beim Tiere leuchtet aber diese Erklärung nicht recht ein. Im Grunde führt sie nicht weiter als die allgemeinere aus dem Betätigungsdrange.

strengendes Bewegungsspiel zu haben, wie jeder erfahrene Lehrer bestätigen wird. Hier versagt die Erklärung aus dem Kraftüberschuss. Anderseits können die ersten Spiele der jungen Tiere und Säuglinge unmöglich unter die Nachahmung im eigentlichen Sinne gehören, weder unter die eigner vorausgegangener Ernsthandlungen noch unter die des Treibens Erwachsener. Somit enthüllt sich hier der Hauptmangel der älteren Forschung: sie ist zu einseitig vom entwickelten Spiele der grösseren Kinder und der Erwachsenen ausgegangen, das in Wahrheit nichts weniger als einheitlich, vielmehr aus den mannigfaltigsten Lebensäusserungen zusammengeflossen ist. Der Kraftüberschuss gibt sicherlich eine besonders günstige Stimmung für das Spiel, und die Nachahmung bringt den Spielanfängen neue Entwicklungsmöglichkeiten, genau wie auch den anderen Zweigen des Geisteslebens; weiter aber reicht ihre Bedeutung nicht.

Die „Nachahmung zwecktätiger Willenshandlungen" stellt auch W. Wundt (Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele⁴, Hamburg und Leipzig 1906, Vorl. 24) in den Vordergrund; er würde damit den Bereich des Spieles seltsam einschränken, wenn er nicht anderseits dem Begriff der Nachahmung eine unerwünschte Ausdehnung gäbe. Wundt spricht von einer „unbewussten und unbeabsichtigten" Nachahmung und lässt somit eine ganze Reihe auf ererbten Anlagen beruhender Spiele gelten, indem er sie als Reflexe von Ernsthandlungen der Vorfahren erklärt[1]). — Als natürliche Folgerung ergibt sich, dass das Spiel jünger sein muss als die ernsthaften Triebäusserungen; an anderer Stelle hat Wundt hierfür das Wort geprägt, das Spiel sei „das Kind der Arbeit". Hierüber wird noch zu handeln sein, s. S. 113 Anm. 2.

Neben die Erklärung des Spiels aus dem Kraftüberschuss sind später zwei andere, weniger bedeutungsvolle getreten: J. Schaller (Das Spiel und die Spiele, Weimar 1861), M. Lazarus (Über die Reize des Spiels, Berlin 1884), H. Steinthal (Zu Bibel und Religionsphilosophie, N. F. Berlin 1895, S. 249f.) nehmen die Erholung zum Ausgangspunkt; K. Lange (Das Wesen der Kunst, Berlin 1901, 2, Kap. 16) erblickt in Spiel und Kunst eine Ergänzung zu den einseitigen Anforderungen des Lebens. Beide Auffassungen gelten nicht oder nur wenig für das Spiel des kleineren Kindes, das sich von der Arbeit noch nicht gesondert hat[2]).

1) Wundts Wortgebrauch kann zu Unklarheiten führen, zumal er sonst (ebenda Vorl. 27) die Nachahmung nur zu den erworbenen, nicht zu den angeborenen Instinkthandlungen rechnet. — Als wenig empfehlenswerte Einengung erscheint es mir auch, dass Wundt die Tierspiele lediglich als Kampfspiele gelten lassen will. Wie schnell und unmerklich kann reine Stimmungsäusserung zum Spiele werden! Warum das fröhliche Herumjagen eines Hundes weniger Spiel sein soll als wenn ein zweiter hinzukommt (a. a. O. S. 427), vermag ich nicht einzusehen. — Für die ganze Frage vgl. Groos, Spiele der Tiere² S. 9, Spiele der Menschen S. 491 f.

2 Spiele der Menschen S. 471 ff., Spiele der Tiere² S. 16.

Ganz neue Anregungen brachte die planmässige Kinderbeobachtung, wie sie vor allem seit W. Preyers bahnbrechendem Buch 1882 eingesetzt hat[1]). Abgesehen von der grossen Fülle zuverlässigen Stoffes, hat sich der entwicklungsgeschichtliche Gedanke als ungemein fruchtbar erwiesen. Das Augenmerk richtete sich auf das Spiel im Verhältnis zur Entwicklung des Einzelwesens und der Gattung, kurz gesagt, auf die biologische Bedeutung des Spiels. Auf diesem Boden sind die neueren Hauptwerke über das Spiel erwachsen: K. Groos, Die Spiele der Tiere, Jena 1896, [2]1907; Die Spiele der Menschen, Jena 1899[2]).

Groos' biologische Erklärungsweise, die Vor- oder Einübungstheorie, gipfelt in folgender Gedankenreihe. Bei den höchststehenden Lebewesen sind die angeborenen Anlagen an sich nicht mehr stark genug, um sich ohne weiteres den Forderungen des Lebens anzupassen; eine besondere Ausbildung gewährt ihnen unter dem Schutze der Elternpflege die 'Jugendzeit'[3]). Innere und äussere Anreize wirken so zusammen, dem Einzelwesen immer neuen Erwerb zuzuführen. „Wo das heranwachsende Individuum .... aus eigenem, inneren Drang heraus und ohne aussenliegende Zwecke seine Anlagen zur Betätigung, Entfaltung und Höherentwicklung bringt, da haben wir die ursprünglichste Erscheinung des Spieles vor uns" (Sp. d. Tiere S. 74). Den inneren Antrieb verstärken mannigfaltige Lustgefühle[4]) und der im jugendlichen Alter so aus-

1) Hauptwerke: W. Preyer, Die Seele des Kindes [7], Leipzig 1908; K. Groos, Das Seelenleben des Kindes, Berlin 1904; W. Stern, Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahre, Leipzig 1914, mit Literaturverzeichnis; auch G. Compayré, Die Entwicklung der Kindesseele[2], übers. von Chr. Ufer, Altenburg 1900; J. Sully, Untersuchungen über die Kindheit, übers. von J. Stimpfl, Leipzig 1897.

2) Weiterhin abgekürzt: Sp. d. T., Sp. d. M. Dazu noch K. Groos, Der Lebenswert des Spiels (Vortrag), Jena 1910; G. A. Colozza, Psychologie und Pädagogik des Kinderspiels . . ., übersetzt und durch Zusätze und Anmerkungen ergänzt von Chr. Ufer, Altenburg 1900; ferner die schon genannten Werke über das Seelenleben des Kindes.

3) Sp. d. T. S. 66 f., Sp. d. M. S. 484 f.; Stern S. 214 f.

4) Sp. d. M. S. 493 ff. Die Lust gilt von jeher als das psychologische Hauptkennzeichen des Spiels, ja — nicht immer ohne Unklarheit — als sein einziger Zweck, während der Lustwert der Arbeit im Erfolge liegt (Th. Ziegler, Das Gefühl[2] S. 236; Groos, Der ästhetische Genuss S. 14). Die Frage verwickelt sich aber, wenn wir nach dem Ursprung der Spiellust forschen. Sicherlich im Unrecht ist Wundt, wenn er an der oben S. 109 angeführten Stelle den Zweck des Spiels „in der Erweckung ähnlich erfreuender Affekte" sucht, „wie solche als Nebenerfolge auch an die ursprünglichen Handlungen gebunden sind". Wenn ein Kind im Spiel Arznei schluckt oder sich als Schüler prügeln lässt, so liegt der Lustwert sicherlich nicht in der Ernsthandlung, er kann sich erst mit ihrer spielerischen Nachahmung einstellen und muss besonders erklärt werden — in diesem Falle grad aus der inneren Erhebung über die mit der Ernsthandlung verbundenen Gefühle. — Groos (S. 494 f.) möchte das Spiel im psychologischen Sinn erst dann beginnen lassen, wenn die Wiederholung der triebmässigen Bewegung zum Bewusstsein der begleitenden Lustgefühle geführt hat, sodass die Bewegung um dieser willen fortgesetzt wird. Das ist sicherlich ein sehr beachtenswerter und gesunder Gedanke, trotz den naheliegenden Einwänden, dass man beim ganz kleinen Kinde besser noch nicht von 'Bewusstsein' sprechen sollte, und dass man hiernach beim einzelnen Säugling nicht unzweideutig feststellen kann, wo die triebmässige

geprägte Betätigungs-[1]), dazu noch ein allgemein vorhandener Wiederholungsdrang[2]). Zu den höheren Spielformen führt besonders die Nachahmung[3]), die sich teils helfend, teils zurückdrängend zu den Instinktregungen gesellt; in dieser entwickelt sich die phantasievolle Beseelung der Umwelt[4]) und als feinste Übergangserscheinung die 'bewusste Selbsttäuschung'[5]). Einen besonderen Spieltrieb[6]) braucht man nicht anzunehmen.

Es muss anerkannt werden, dass Groos den mannigfaltigen Fragen, vor die uns das Spiel stellt, gründlich und allseitig gerecht wird, so viele

Ernsthandlung aufhört und das gleichfalls noch triebmässige Spiel beginnt: diese Verwischung der Grenzlinien liegt eben im Wesen des Spieles, s. o. S. 110. Hier hätten wir also bestimmt anzunehmen, dass die Ernsthandlung dem Spiele vorausgeht, und es leuchtet ohne weiteres ein, wie innig hier Spiel und Wiederholung verschwistert sind (s. unten Anm. 2). Ob aber auf höherer Stufe, wenn Bewusstsein und Wahl die Oberhand über den blinden Trieb erhalten haben, das zeitliche Verhältnis zwischen Ernsthandlung und Spiel immer dasselbe bleiben muss, ist eine andere Frage. Und schon für jene Anfänge erscheint es sicher, dass die spielerische Wiederholung gewaltig fördern und jeder weiteren Ernsthandlung derselben Art neuen höheren Inhalt verleihen muss.

1) Oben S. 109 Anm. 1; Sp. d. M. S. 488 f. 497; E. Meumann, Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik[2] 1, Leipzig 1911, S. 528 f.

2) Baldwins 'Zirkuläre Reaktion', auch Selbstnachahmung genannt, wobei der Anreiz sich aus der Bewegung ständig erneut: Sp. d. M. S. 474 f. 494 f.; Seelenleben des Kindes S. 45 f.; Stern S. 48; Compayré-Ufer S. 222. Über die Wichtigkeit der Wiederholung auch oben S. 111 Anm. 4 Gute Beispiele bei Preyer S. 193 f.; besonders bezeichnend daselbst die Beobachtung, wie sein Sohn im Alter von 14 Monaten ohne jede Pause, also doch wohl taktmässig, den Deckel einer Kanne 79 mal auf- und zuklappt und dabei gespannte Aufmerksamkeit verrät. Letzteres scheint auf den ersten Blick gegen den Spielcharakter der Bewegung zu sprechen. Indes enthüllt sich darin nur das Doppelwesen solcher Tätigkeit: auf der einen Seite steht die vergnüglich genossene, fast selbstätig sich abwickelnde Spielbewegung, auf der anderen Seite wird durch sie das Seelenleben mächtig gefördert, der kindliche Spürsinn auf das Rätsel von Ursache und Wirkung hingewiesen. — Auch die etymologische Bedeutung des Namens 'Spiel' fügt sich gut zu dieser scharfen Betonung der Wiederholung: s. Deutsches Wörterbuch unter 'Spiel'; F. Kauffmann, Zeitschr. f. deutsche Phil. 1916.

3) Sp. d. M. S. 360 ff. 486 f. Sp. d. T. S. 70 ff. Seelenleben S. 12 f.; oben S. 109 Anm. 1 unten S. 114 Anm. 1; Groos, Der ästhetische Genuss S. 53 ff. 203 f. stellt neben und vor die äussere Nachahmung eine innere, die jene vielfach erst ermöglicht und auf höherer Stufe den Übergang zur 'ästhetischen Einfühlung' vermittelt; dazu Sp. d. M. S. 416 ff.

4) Sp. d. M. S. 498 ff.; Stern S. 185 ff.; Lange S. 24 ff.; Meumann S. 526 ff. Gute Beispiele auch bei Preyer S. 171 und Sully-Stimpfl S. 42 f.

5) Langes Leitgedanke, s. o. S. 110; Sp. d. M. S. 385. 499 f.; Stern S. 158 ff.; Meumann S. 519 f. Vortreffliches Beispiel der bewussten Selbsttäuschung beim Kinde: C. u. W. Stern, Die Kindersprache, Leipzig 1907, S. 103 (ein Kind von 2 Jahren und 5 Monaten gebraucht den Ausdruck 'so tun' nicht nur bei spielerischen Bewegungen, z. B. 'so tun putzen' beim Herumwischen an einem Stuhle, sondern bescheidet sich sogar dabei, wenn es etwa die gewünschte Schokolade nicht bekommt). S. a. Sully-Stimpfl S. 44 f.

6) Er wird nach Groos durch die 'Jugendzeit' ersetzt. Sp. d. M. S. 488. Sp. d. T. S. 69 f. Seelenleben S. 67 f. Auch Wundt, Vorlesungen S. 429 f. verwirft den Spieltrieb; anders Stern S. 215. Die Frage ist nicht zu trennen von der, ob Spiel oder Ernsthandlung das Frühere, worüber S. 111 Anm. 4 und später S. 113.

Zweifel und Schwierigkeiten[1]) auch noch bestehen und sich wohl niemals restlos auflösen werden. Wenn der Spielbegriff auch bei ihm nicht völlig eindeutig heraustritt, sondern fliessende Grenzen behält, so liegt das im Gegenstande selbst, das Spiel ist aus seinen Grenzgebieten nicht reinlich zu sondern. Seine Eigenart liegt eben weit mehr in der Form als im Stoff; es gibt in Wahrheit kaum eine Lebensbetätigung, die nicht zum Spiele werden könnte. So ist es längst bemerkt worden, dass die Arbeit zum Spiele wird, wenn sie lediglich um des Genusses willen betrieben wird, den sie aus sich selbst gewährt. Aber auch in diesem Falle bleibt sie doch in erster Linie Arbeit. Ja, man darf sogar sagen, dass für das kleinere Kind Spiel und Arbeit noch nicht als getrennte Betätigungen bestehen[2]). Im

1) Wie weit es sich um ererbte oder vom einzelnen erworbene Triebe, Anlagen und Eigenschaften handelt, wird je nach der Stellung zum Darwinismus und seinen Fortbildungen (Lamarck, Weismann) verschieden beurteilt. Vgl. bes. Sp. d. T. Kap. 2. Seelenleben S. 36 ff.: Wundt, Vorlesungen S. 468 ff. — Mit den Vererbungsfragen steht in engem Zusammenhang die 'phylogenetische' Auffassung, die hauptsächlich in Amerika durch Stanley Hall u. a. ausgebildet worden ist (s. Seelenleben S. 69 f.): dass uralte, längst verschollene Kulturformen im Spiel atavistisch durchschlagen sollen. Ich kann das nicht nachprüfen, da mir die wichtigsten Schriften über dieses Gebiet nicht zugänglich sind; jedenfalls scheint mir der Ausdruck unglücklich gewählt, denn es würde sich doch viel eher um eine — freilich staunenswerte — Zähigkeit der Überlieferung, also eine soziale Wirkung, handeln als um einen Rückschlag, und überdies müssen sich in der kindlichen Entwicklung ganz von selbst Ähnlichkeiten mit der der Naturvölker einstellen (s. a. Stern, Psychol. S. 231. Das Gesichtbeschmieren der Kinder ist keine Nachwirkung des Tätowierens uralter Vorfahren, sondern eine aus Indianergeschichten stammende Spielerei — wenn es sich nicht vielmehr auf ganz urwüchsige Spieläusserungen des Einzelwesens (Überraschen, Erschrecken) gründet. Über die 'Überlebsel' wird später zu handeln sein.

2) Spiel und Arbeit: oben S. 110. Für die Herleitung des Spieles aus der Arbeit tritt am kräftigsten W. Wundt ein, Ethik[4] I. Stuttgart 1912, S. 176—180: Das Spiel ist in seinen vollkommenen Formen durchaus ein Kind der Arbeit." Das von mir Gesperrte gibt indes sofort eine wichtige Einschränkung. W. lässt unabhängig von der Arbeit aus eingebornen „natürlichen ästhetischen Motiven (besonders dem „Gefallen am Rhythmus, am Schall und Klang, an Glanz und Farbe" Lebensäusserungen erwachsen, die man „in gewissem Sinne als die primitiven Spiele bezeichnen" kann, und „aus deren Verbindung mit den verschiedensten Lebensverrichtungen dann erst die entwickelten Spiele hervorgegangen sind": dahin gehört vor allem der Tanz, „das ursprünglichste aller Spiele", der u. a. auch die Arbeitsrhythmen erzeugt. So bekommt die ursprünglich „von der Not des Lebens erzwungene" Arbeit Lustwert, „der zu spielender Wiederholung antreibt. Hiermit entsteht die erste und wahrscheinlich verbreitetste, jedenfalls die dauerndste Form des Spiels: das Arbeitsspiel". Mir erscheint dieser Gedankengang erzwungen. Ich sehe nicht recht, wie aus der Arbeit auf diese Weise andere als die ganz eigentlichen Arbeitsspiele, ein nicht überwiegend grosser Teil der Nachahmungsspiele, erwachsen sollen — es sei denn, dass man unter 'Arbeit' jede Ernsthandlung begreift. Was aber zur Nachahmung der Arbeit treibt, soll doch erst wieder aus dem Spiele stammen: das verträgt sich schlecht mit dem schlagwortmässig bezeichneten Ursprung des Spieles aus der Arbeit. So kann ich nicht finden, dass die Arbeit vor anderen spielerisch nachgeahmten Betätigungen etwas voraushat. Soll es denn in dem von W. gekennzeichneten Urzustand, als die Arbeit nur Zwang, nicht Freude war, gar keine „entwickelten Spiele" gegeben haben? Und hätten etwa die griechischen Herrensöhne mit Vorliebe die Sklaven in ihren Spielen nachgeahmt? Gegenüber dieser Herleitung des Spieles aus der Arbeit (und anderen Ernsthandlungen) ist es sehr bemerkenswert, dass K. Bücher, der in seinem grundlegenden Werk 'Arbeit und

geprägte Betätigungs-[1]), dazu noch ein allgemein vorhandener Wiederholungsdrang[2]). Zu den höheren Spielformen führt besonders die Nachahmung[3]), die sich teils helfend, teils zurückdrängend zu den Instinktregungen gesellt; in dieser entwickelt sich die phantasievolle Beseelung der Umwelt[4]) und als feinste Übergangserscheinung die 'bewusste Selbsttäuschung'[5]). Einen besonderen Spieltrieb[6]) braucht man nicht anzunehmen.

Es muss anerkannt werden, dass Groos den mannigfaltigen Fragen, vor die uns das Spiel stellt, gründlich und allseitig gerecht wird, so viele

Ernsthandlung aufhört und das gleichfalls noch triebmässige Spiel beginnt: diese Verwischung der Grenzlinien liegt eben im Wesen des Spieles, s. o. S. 110. Hier hätten wir also bestimmt anzunehmen, dass die Ernsthandlung dem Spiele vorausgeht, und es leuchtet ohne weiteres ein, wie innig hier Spiel und Wiederholung verschwistert sind (s. unten Anm. 2). Ob aber auf höherer Stufe, wenn Bewusstsein und Wahl die Oberhand über den blinden Trieb erhalten haben, das zeitliche Verhältnis zwischen Ernsthandlung und Spiel immer dasselbe bleiben muss, ist eine andere Frage. Und schon für jene Anfänge erscheint es sicher, dass die spielerische Wiederholung gewaltig fördern und jeder weiteren Ernsthandlung derselben Art neuen höheren Inhalt verleihen muss.

1) Oben S. 109 Anm. 1; Sp. d. M. S. 488 f. 497; E. Meumann, Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik[2] 1, Leipzig 1911, S. 528 f.

2) Baldwins 'Zirkuläre Reaktion', auch Selbstnachahmung genannt, wobei der Anreiz sich aus der Bewegung ständig erneut: Sp. d. M. S. 474 f. 494 f.; Seelenleben des Kindes S. 45 f.; Stern S. 48; Compayré-Ufer S. 222. Über die Wichtigkeit der Wiederholung auch oben S. 111 Anm. 4 Gute Beispiele bei Preyer S. 193 f.; besonders bezeichnend daselbst die Beobachtung, wie sein Sohn im Alter von 14 Monaten ohne jede Pause, also doch wohl taktmässig, den Deckel einer Kanne 79 mal auf- und zuklappt und dabei gespannte Aufmerksamkeit verrät. Letzteres scheint auf den ersten Blick gegen den Spielcharakter der Bewegung zu sprechen. Indes enthüllt sich darin nur das Doppelwesen solcher Tätigkeit: auf der einen Seite steht die vergnüglich genossene, fast selbstätig sich abwickelnde Spielbewegung, auf der anderen Seite wird durch sie das Seelenleben mächtig gefördert, der kindliche Spürsinn auf das Rätsel von Ursache und Wirkung hingewiesen. — Auch die etymologische Bedeutung des Namens 'Spiel' fügt sich gut zu dieser scharfen Betonung der Wiederholung: s. Deutsches Wörterbuch unter 'Spiel'; F. Kauffmann, Zeitschr. f. deutsche Phil. 1916.

3) Sp. d. M. S. 360 ff. 486 f. Sp. d. T. S. 70 ff. Seelenleben S. 42 f.; oben S. 109 Anm. 1 unten S. 114 Anm. 1; Groos, Der ästhetische Genuss S. 53 ff. 203 f. stellt neben und vor die äussere Nachahmung eine innere, die jene vielfach erst ermöglicht und auf höherer Stufe den Übergang zur 'ästhetischen Einfühlung' vermittelt; dazu Sp. d. M. S. 416 ff.

4) Sp. d. M. S. 498 ff.; Stern S. 185 ff.; Lange S. 21 ff.; Meumann S. 526 ff. Gute Beispiele auch bei Preyer S. 171 und Sully-Stimpfl S. 42 f.

5) Langes Leitgedanke, s. o. S. 110: Sp. d. M. S. 385. 499 f.; Stern S. 158 ff.; Meumann S. 519 f. Vortreffliches Beispiel der bewussten Selbsttäuschung beim Kinde: C. u. W. Stern, Die Kindersprache, Leipzig 1907, S. 103 (ein Kind von 2 Jahren und 5 Monaten gebraucht den Ausdruck 'so tun' nicht nur bei spielerischen Bewegungen, z. B. 'so tun putzen' beim Herumwischen an einem Stuhle, sondern bescheidet sich sogar dabei, wenn es etwa die gewünschte Schokolade nicht bekommt). S. a. Sully-Stimpfl S. 44 f.

6) Er wird nach Groos durch die 'Jugendzeit' ersetzt. Sp. d. M. S. 488. Sp. d. T. S. 69 f. Seelenleben S. 67 f. Auch Wundt, Vorlesungen S. 429 f. verwirft den Spieltrieb; anders Stern S. 215. Die Frage ist nicht zu trennen von der, ob Spiel oder Ernsthandlung das Frühere, worüber S. 111 Anm. 4 und später S. 113.

Zweifel und Schwierigkeiten[1]) auch noch bestehen und sich wohl niemals restlos auflösen werden. Wenn der Spielbegriff auch bei ihm nicht völlig eindeutig heraustritt, sondern fliessende Grenzen behält, so liegt das im Gegenstande selbst, das Spiel ist aus seinen Grenzgebieten nicht reinlich zu sondern. Seine Eigenart liegt eben weit mehr in der Form als im Stoff; es gibt in Wahrheit kaum eine Lebensbetätigung, die nicht zum Spiele werden könnte. So ist es längst bemerkt worden, dass die Arbeit zum Spiele wird, wenn sie lediglich um des Genusses willen betrieben wird, den sie aus sich selbst gewährt. Aber auch in diesem Falle bleibt sie doch in erster Linie Arbeit. Ja, man darf sogar sagen, dass für das kleinere Kind Spiel und Arbeit noch nicht als getrennte Betätigungen bestehen[2]). Im

1) Wie weit es sich um ererbte oder vom einzelnen erworbene Triebe, Anlagen und Eigenschaften handelt, wird je nach der Stellung zum Darwinismus und seinen Fortbildungen (Lamarck, Weismann) verschieden beurteilt. Vgl. bes. Sp. d. T. Kap. 2. Seelenleben S. 36 ff.; Wundt, Vorlesungen S. 468 ff. — Mit den Vererbungsfragen steht in engem Zusammenhang die 'phylogenetische' Auffassung, die hauptsächlich in Amerika durch Stanley Hall u. a. ausgebildet worden ist (s. Seelenleben S. 69 f.): dass uralte, längst verschollene Kulturformen im Spiel atavistisch durchschlagen sollen. Ich kann das nicht nachprüfen, da mir die wichtigsten Schriften über dieses Gebiet nicht zugänglich sind; jedenfalls scheint mir der Ausdruck unglücklich gewählt, denn es würde sich doch viel eher um eine — freilich staunenswerte — Zähigkeit der Überlieferung, also eine soziale Wirkung, handeln als um einen Rückschlag, und überdies müssen sich in der kindlichen Entwicklung ganz von selbst Ähnlichkeiten mit der der Naturvölker einstellen (s. a. Stern, Psychol. S. 231). Das Gesichtbeschmieren der Kinder ist keine Nachwirkung des Tätowierens uralter Vorfahren, sondern eine aus Indianergeschichten stammende Spielerei — wenn es sich nicht vielmehr auf ganz urwüchsige Spieläusserungen des Einzelwesens (Überraschen, Erschrecken) gründet. Über die 'Überlebsel' wird später zu handeln sein.

2) Spiel und Arbeit: oben S. 110. Für die Herleitung des Spieles aus der Arbeit tritt am kräftigsten W. Wundt ein. Ethik[4] 1, Stuttgart 1912, S. 176—180: Das Spiel ist in seinen vollkommenen Formen durchaus ein Kind der Arbeit." Das von mir Gesperrte gibt indes sofort eine wichtige Einschränkung. W. lässt unabhängig von der Arbeit aus eingebornen „natürlichen ästhetischen Motiven (besonders dem „Gefallen am Rhythmus, am Schall und Klang, an Glanz und Farbe" Lebensäusserungen erwachsen, die man „in gewissem Sinne als die primitiven Spiele bezeichnen" kann, und „aus deren Verbindung mit den verschiedensten Lebensverrichtungen dann erst die entwickelten Spiele hervorgegangen sind": dahin gehört vor allem der Tanz, „das ursprünglichste aller Spiele", der u. a. auch die Arbeitsrhythmen erzeugt. So bekommt die ursprünglich „von der Not des Lebens erzwungene" Arbeit Lustwert, „der zu spielender Wiederholung antreibt. Hiermit entsteht die erste und wahrscheinlich verbreitetste, jedenfalls die dauerndste Form des Spiels: das Arbeitsspiel". Mir erscheint dieser Gedankengang erzwungen. Ich sehe nicht recht, wie aus der Arbeit auf diese Weise andere als die ganz eigentlichen Arbeitsspiele, ein nicht überwiegend grosser Teil der Nachahmungsspiele, erwachsen sollen — es sei denn, dass man unter 'Arbeit' jede Ernsthandlung begreift. Was aber zur Nachahmung der Arbeit treibt, soll doch erst wieder aus dem Spiele stammen: das verträgt sich schlecht mit dem schlagwortmässig bezeichneten Ursprung des Spieles aus der Arbeit. So kann ich nicht finden, dass die Arbeit vor anderen spielerisch nachgeahmten Betätigungen etwas voraushat. Soll es denn in dem von W. gekennzeichneten Urzustand, als die Arbeit nur Zwang, nicht Freude war, gar keine „entwickelten Spiele" gegeben haben? Und hätten etwa die griechischen Herrensöhne mit Vorliebe die Sklaven in ihren Spielen nachgeahmt? Gegenüber dieser Herleitung des Spieles aus der Arbeit (und anderen Ernsthandlungen) ist es sehr bemerkenswert, dass K. Bücher, der in seinem grundlegenden Werk 'Arbeit und

Spiele vollzieht sich ja auch die Selbstausbildung[1]) des Kindes: spielend übt es seine Muskeln und wird seiner Bewegungen Herr, lernt es sitzen, kriechen, stehen, gehen, springen, spielend befestigt es seine Eindrücke, erweitert es seinen Vorstellungskreis, erwirbt es Bewusstsein und übt es den Willen, spielend gewinnt es die Herrschaft über Stimme und Lautform und bildet es sein Gefühl für Rhythmus und Klang aus. Dabei lässt sich überall als Wirksamstes die Wiederholung erkennen; das Vereinzelte vermag nicht zu fördern. Somit sollte sich die Untersuchung über den Spieltrieb noch mehr als bisher auf diese beherrschende Erscheinung richten: seine Wurzeln dürften von denen des Wiederholungsdranges nicht zu trennen sein. Wer das Spiel erst aus der Ernstbetätigung hervorgehen lässt, braucht den Spieltrieb nicht. Sieht man aber, wie das Spiel die ganze Entwicklung des Kindes geleitet und zum Teile leitet, so drängt sich die Frage auf, ob ohne es überhaupt ein Fortschritt denkbar wäre, und ob wir nicht das Spiel vielmehr zu den allerersten Lebensäusserungen rechnen müssen, die noch über die Ausbildung der landläufig sogenannten Instinkte hinaufreichen.

Eine strenge Einteilung der Spiele ist ungemein schwierig. Groos ist es bisher am besten gelungen, die unübersehbare Fülle der Formen, in der sich die treibenden und gestaltenden Seelenkräfte aufs vielfältigste durchkreuzen und oft kaum einzeln aufzuweisen sind, wenigstens unter leitende Gesichtspunkte zu bringen. An seine reiche Darstellung schliessen sich die folgenden Andeutungen in allem Wesentlichen an.

Das eben geborne Kind steht völlig unter der Herrschaft angeborner Triebe und Bedürfnisse; indem es diesen folgt, hat es seine ersten Er-

---

Rhythmus' (4. Aufl. Leipzig u. Berlin 1909) die Arbeit so stark und einseitig in den Vordergrund geschoben hat, sich neuerdings zu unserer Frage im entgegengesetzten Sinne äussert (Die Entstehung der Volkswirtschaft², Tübingen 1898, S. 32—34): „Das Spiel ist älter als die Arbeit, die Kunst älter als die Nutzproduktion". „Je weiter wir sie [die Arbeit der Naturvölker] zurück verfolgen, um so mehr nähert sie sich nach Form und Inhalt dem Spiele". — Arbeit als Spiel: Groos, Seelenleben S. 53; A. Allin, Play (The Univers. of Colorado Studies, Boulder, 1) S. 62. — Zur Scheidung von Spiel und Arbeit s. Stern, Psychologie S. 2, ein sehr wertvolles Beispiel S. 229: ein fünfjähriger Knabe baut mit Leidenschaft oft mehrere Stunden hintereinander und seufzt dabei mitunter: Ist das aber eine schwere Arbeit! Will man ihn aber zu einer anderen Beschäftigung bringen, so ist er höchst unglücklich und beteuert, er müsse erst fertig bauen, denn „ich bau doch, weil ich mich so freue, wenn ich ein schönes Gebautes habe". Der Ausdruck 'Arbeit' besagt natürlich nichts; dass aber dem Kinde der Erfolg als Grund zur Freude bewusst ist, zeigt, dass es sein Spiel nicht mehr rein als solches empfindet, sondern dabei ist, die Vorstellung der Arbeit in sich auszubilden — wenngleich eine solche Scheinarbeit darum nicht aufhört, Spiel zu sein. — Spiel die einzige Arbeit des Kindes: E. Dühring, Der Wert des Lebens³ S. 94.

1) Seelenleben S. 51 ff. 71; Preyer S. 194; auch (Wichtigkeit der Wiederholung) Compayré-Ufer S. 167 f. — Zu diesem Gewinn kommt in den geselligen Spielen die Weitergabe des Kulturbesitzes: Sp. d. M. S. 515 f und (besonders für die Wichtigkeit der Nachahmung bei dieser 'sozialen Vererbung') S. 362.

lebnisse, tut die Seele ihre ersten tastenden Schritte. Der Unlustschrei, mit dem das Neugeborne in seine Umwelt eintritt, der gebieterische Drang, der es veranlasst, den in die hohle Hand gelegten Finger zu umklammern oder an dem zwischen die Lippen gesteckten Bleistift zu saugen unter deutlichen Zeichen der Empfindung, ja des Behagens[1]), sie geben unzweideutig von innerem Leben Kunde. Hier liegen zugleich schon die Wurzeln des Spiels, denn offenbar sehr bald setzt die triebmässige Wiederholung ein, beginnt das 'spielende Experimentieren', und überall, wo dabei der Reiz als solcher wohlig ausgekostet wird, haben wir das Merkmal des echten Spiels.

In der spielenden Betätigung seiner Gliedmassen übt das Kind Muskeln und Gelenke auf die späteren zweckvollen Bewegungen ein. Im Strampeln, Greifen, in Entdeckungsreisen am Körper, in den ersten triebmässigen Gehbewegungen[2]), dann im Rutschen, Kriechen, Emporrichten, aber auch in den unendlich mannigfaltigen Stimm- und Lautübungen gewinnt es eine gewisse Herrschaft über seinen Körper. Ältere kommen zu Hilfe: so wächst es in die Fülle der Fingerspiele und anderer Kosescherze, der Schoss- und Kniereiterliedchen hinein, die ihm nun auch den Reiz des Wortrhythmus eröffnen, nachdem es schon gelernt hat, sich an taktmässigen Geräuschen zu ergötzen und selbst welche hervorzubringen[3]). Denn vom eignen Körper ist das Kind bald zu allerlei Gegenständen übergegangen, mit denen es gleichfalls die mannigfaltigsten spielerischen Versuche anstellt: Zerknittern von Papier, Wasserplanschen, Aufschlagen mit einem Löffel, unermüdliches Herauswerfen eines Hölzchens oder Püppchens aus seinem Wagen vermitteln ihm die Freude des 'Ursacheseins'[4]) ebenso und besser als die Klapper und anderes überall verbreitetes Spielzeug. Nun wird auch die Neugier ein mächtiger Hebel: sie treibt, dem Verhältnis von Ursache und Wirkung immer weiter nachzuspüren, aber auch Zusammensetzung und inneren Bau zu ergründen und in kindlicher Zerstörungslust mit gleicher Gemütsruhe etwa einen Puppenbalg und ein lebendes Tierchen zu zerpflücken. Doch werden auch die Bewegungen der Vögel, der Käfer, der Schnecken mit Liebe beobachtet, und vor allem freut sich das Kind an dem Auffliegen oder dem Ausstrecken und Einziehen der Tasthörner, wenn es auf sein Geheiss zu geschehen scheint; auch hierbei greift die Umgebung ein und vermittelt dem Kinde die Menge der Ansingeverse, die sein inneres Verhältnis zur Schöpfung bereichern. So werden immer höhere Geisteskräfte in den Bereich des Spieles einbezogen und helfen selbst neue Spiele schaffen. Frühzeitig schon führt der Reiz der Erwartung und des Wiedererkennens

1) Preyer S. 59. 135. 154 f.
2) Preyer S. 165. 167; Sp. d. M. S. 98.
3) Sp. d. M. S. 24.
4) Preyer S. 83. 193 f.; Sp. d. M. S. 497 f.; Stern, Psychol. S. 55.

zu dem schelmischen „Kukuk"- und Versteckspiel[1]); die zunehmende Schärfe des Verstandes und der Phantasie ermöglicht die verschiedensten Ratespiele; und selbst die Willenskraft wird zum Gegenstand spielerischer Versuche, wenn in gewissen Spielen das Lachen, der Ausdruck des Schmerzes, die Mitbewegung („Alles, was Federn hat, fliegt"), in Sprachscherzen die Neigung der Zunge zum Ausgleiten unterdrückt werden muss[2]). Wieder ein anderes Gebiet ist das kindliche Fabulieren, die Vorstufe zum Lügenmärchen, bei dem freilich oft schwer zu entscheiden, wie weit noch Gedankenflucht und Mangel an Urteil, wie weit schon bewusstes spielerisches Anreihen und Ausspinnen vorliegt[3]).

Wie sich aus den ersten Anfängen die verwirrende Fülle von Spielformen allmählich herausbildet, das ist ein ungemein anziehendes, aber auch rätselvolles Gebiet. Zwei gleichfalls angeborne Triebäusserungen, Kampfinstinkt und Nachahmung, scheinen den Hauptanteil zu haben, während der Geschlechtstrieb, der das Spiel des Tieres so stark mitbestimmt, ins Spiel des Kindes wohl nur ganz abgeblasst und mittelbar hineinklingt. Der Kampftrieb zeigt sich zunächst in der Freude an der Überwindung von Schwierigkeiten, auch selbstgeschaffenen, dann aber als spielerischer Wetteifer, der bis zu wilder Eifersucht ausarten kann; durch ihn bekommt das einfache spielerische Versuchen ein schärferes Gepräge und weit mehr Förderungskraft. Hier liegen die Wurzeln der vielen Bewegungsspiele mit Hindernissen, des Hüpfens und Hickelns, der verwickelten Ballspiele, der Wurfspiele mit bestimmtem Ziel, aber auch der mit schwierigen Lautverbindungen spielenden Sprachscherze und des übertrumpfenden Streitgespräches[4]). — Der Nachahmung aber scheint

1) Stern, Psychol. S. 56—65; Sp. d. M. S. 182. Dieses Spiel scheint das Kind aus sich selbst heraus erfinden zu können, wenn es natürlich auch der Mitwirkung anderer bedarf. Leider ist noch wenig beobachtet worden, ob und wie das kleine Kind sich mit seinem Spiegelbilde beschäftigt.

2) Sp. d. M. S. 211 ff. Es ist doch wohl eine Verirrung, wenn man in Spielen wie 'Das Lachen Verhalten' u. ä. (Böhme 2, 587. 591 usw.) Nachklänge alter 'Tabu'vorstellungen hat erkennen wollen.

3) Sp. d. M. S. 169. 172 ff. Seelenleben S. 128 ff.; dazu Grosse S. 246 ff.; Phantasie und 'Kinderlügen' Meumann, Vorlesungen S. 532 ff. Beachtenswert die Kindererzählungen Sp. d. M. S. 173. 178; die letztere, sichtlich frei erfunden, erinnert doch deutlich an das 'Verwunderungslied' und andere Lügenmärchen (Böhme 1, 1248 ff., Lewalter und Schläger Nr. 493). Vgl. a. Sully-Stimpfl S. 307.

4) Sp. d. M. S. 216 ff. S. 236 findet sich ein lehrreiches Beispiel eines Streitgesprächs. Ein vierjähriger Knabe, der sich über seinen Oheim geärgert hat, beginnt nach einiger Zeit des Schmollens: „Onkel, ich sperre dich im Zimmer ein, dass du garnicht mehr heraus kannst". — „Dann steig ich zum Fenster hinaus". — „Dann mache ich die Läden zu". — „Die mach ich halt wieder auf". — „Ich nagle sie aber zu" . . . . usw., bis der Oheim das Spiel verloren gibt. — Hier erkennen wir deutlich, wie sich im Spiele die Verstimmung löst, und zwar liegt der Lustwert anfänglich in einer gewissen Befriedigung des Rachegefühls, dann aber lediglich in der Anspannung der Phantasie und im Übertrumpfen. Besonders bemerkenswert ist jedoch, dass sich hier, augenscheinlich ganz urwüchsig, eine bestimmte Spielform herausstellt, wie wir sie formelhaft

überall das letzte Wort zu gehören. Sie entwickelt beim Knaben das eigentliche Kampfspiel, vorwiegend beim Mädchen die Pflegespiele; in diesen und den vielen anderen 'dramatischen Spielen' bildet sich als feinste Blüte der Spielstimmung jener Übergangszustand zum ästhetischen Genuss heraus, in dem die 'Einfühlung', die 'bewusste Selbsttäuschung' eine so entscheidende Rolle spielen. Wie das Kind sein Pferdchen, seine Puppe als ein beseeltes Wesen betreut, ohne doch die Wirklichkeit ganz zu vergessen, wie es die beobachtete Arbeit der Waschfrau, des Tischlers mit Feuereifer stundenlang nachahmt und auch seine Puppen dazu anhält, wie es im Zimmer die schönsten Reisen mit bekanntem Ziel unternimmt und dabei eine Menge gut beobachteter Einzelheiten als wichtigste Dinge zu verwerten weiss, wie dann weiterhin Familienfeste mit grosser Andacht und wirklicher Ergriffenheit begangen werden[1]) — das gehört zu den reizvollsten und lehrreichsten Beobachtungen, die es für den Kinderfreund überhaupt gibt. Auch die Ansätze des Kindes zu zeichnerischer und plastischer Darstellung, zum eignen Reimen und Musizieren, die mancherlei Bau- und Formspiele gehören überwiegend in diese Entwicklungsstufe, wenngleich ihre ersten Anfänge schon unter den Versuchspielen zu beobachten sind[2]). Ihre wichtigste Aufgabe jedoch erfüllt die Nachahmung erst, wenn das Kind aus dem engen Kreise der Familie in die Spielgemeinschaft[3]) hinaustritt und in den unendlichen Reichtum der in gesellschaftlicher Überlieferung fortgepflanzten Nachahmungs- und Reigenspiele, Abzählreime, Neckereien, Schulscherze usw. untertaucht. Damit erst bekommt es seinen Anteil an der Bewahrung und Fortbildung des Volksliedes und der anderen damit zusammenhängenden Volksüberlieferungen.

Meine gedrängten und in keiner Hinsicht erschöpfenden Ausführungen werden immerhin eins ergeben haben: vieles, was wir im Kinderlied und -spiel als einen Niederschlag aus Brauch, Spiel, Lied und Scherz der Erwachsenen anzusehen gewohnt sind, kann sich sehr wohl frei aus dem kindlichen Vorstellungskreise, in selbständiger Verarbeitung, gestaltet haben. Nichts liegt mir ferner, als die überragende Wichtigkeit der Nachahmung im Seelenleben des Kindes leugnen zu wollen. Aber die unvoreingenommene Beobachtung zeigt, dass die Nachahmung (ich nehme das Wort hier immer im vollen Sinne: Willenshandlung, nicht Reflex) ein wohlbereitetes Feld, schon erstarkte Seelenkräfte vorfindet. Sie führt die Entwicklung mit Riesenschritten weiter, aber das eben beweist, dass die vorher tätigen

und rhythmisch verfestigt in den häufig an das 'Klostermönch- und Nonnenspiel' angehängten Streitstrophen (Böhme 2, 269 usw.; Lewalter und Schläger Nr. 271) finden. Ob es sich hiernach noch verlohnt, den Ursprung der letzteren in alten Raubehebräuchen zu suchen?

1) Schilderung einer Puppentaufe: Sp. d. M. S. 395 f.

2) Vgl. z. B. Lange 2, 33.

3) Vgl. S. 114 Anm. 1: Sp. d. M. S. 430 ff.

Seelenkräfte mit und in ihr weiterwirken, ja man darf wohl sagen, das Beste und Grösste zu diesem Fortschritt beitragen. Mir wenigstens scheint es zweifellos, dass die blosse Nachahmung weit mehr in die Breite als in die Tiefe wirkt. Der von vorn herein zur Mittelmässigkeit bestimmte Mensch mag ihr die Hauptsache verdanken; wie aber soll sie zu eignem Urteil und Selbstbestimmung führen? Und gerade das Kind ist denn doch vom Philister am weitesten entfernt. Man kann es wohl auch so ausdrücken: neben der bloss affenmässigen Nachahmung gibt es eine schöpferische. Aber wie soll sich diese anders unterscheiden als durch das Vorwiegen der eingebornen Seelenkräfte über die äusserliche Aneignung?

Wird das zugestanden, so gelangen wir zu der methodischen Forderung, dass im Kinderspiel und in allem, was damit zusammenhängt, mehr als bisher auf die eigene Schöpferkraft des Kindes geachtet, ihr Anteil von der nachahmenden Weitergabe übernommener Formen abgehoben werden muss. Ob uns das in allen oder auch nur in vielen Fällen gelingen wird und kann, ist freilich eine ganz andere Frage; aber versucht werden muss es. Wir werden oft bei Möglichkeiten stehen bleiben müssen. Indes scheint mir schon viel gewonnen, wenn man aufhören wird, für Dinge, die sich ungezwungen aus kindlicher Anschauung und kindlichem Vermögen herleiten lassen, ferne, nebelhafte Ursprünge zu suchen.

Dabei kann es nicht ausbleiben, dass wir uns mit der einen oder anderen wissenschaftlichen Modeströmung auseinanderzusetzen haben. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, dergleichen Einzelfragen ausführlicher zu behandeln; indes liegt es mir am Herzen, wenigstens auf eine Gefahr auch grundsätzlich aufmerksam zu machen, nachdem ich oben schon gelegentliche Seitenblicke darauf geworfen habe. Die Neigung, altgermanische oder gar indogermanische Mythen in die harmlosesten Kinderverschen hineinzudeuten, darf ja wohl als überwunden gelten, wenn sie gleich in den Schriften wohlmeinender Liebhaber noch heute spukend umgeht. Dafür ist aber ein neuer Götze auf den Thron gehoben und mit wissenschaftlichem Mäntelchen angetan worden, das Überlebsel[1]). Ich möchte sofort erklären, dass ich Richtigkeit und Wichtigkeit der wissenschaftlichen Auffassung, die sich in diesem Schlagworte kundgibt, durchaus nicht antasten will; und zweifellos hat sie auch für das Kinderspiel ihre Bedeutung. Ein sicheres Beispiel für viele: das Spiessruten- oder Gassenlaufen, als ernsthafte Strafe für das Entlaufen der Soldaten seit Anfang des 19. Jahrhunderts verschwunden, hat sich im Kinderspiel weit in das Jahrhundert hinein erhalten, wie aus einem Spielverzeichnis aus Ellenberg in L. Parisius' nach-

1 E. B. Tylor, Primitive Culture, London 1871, 1, Kap. 3. Die Anwendung auf das Kinderspiel haben neuerdings weitergeführt S. Singer, Deutsche Kinderspiele (Aufsätze und Vorträge, Tübingen 1912, S. 1 ff., schon vorher Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 13, 49 ff. 167 ff.) und C. Clemen, Der Ursprung einiger Kinderspiele (Zeitschr. d. Vereins f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 13, 161 ff.).

gelassenen Papieren hervorgeht, und der dazu gehörige Vers dauert ohne den Spielbrauch vielfach noch heute, s. Böhme S. 253 nr. 1181; Erk u. Böhme 3, 294, o; Lewalter u. Schläger nr. 186. Hier haben wir festen Boden unter den Füssen, und von solchen Fällen aus dürfen wir sicherlich auch weiter schliessen. Der Vollständigkeit wegen seien aber auch ein paar Gegenbeispiele angeführt, die mir bezeichnend vorkommen. Als Kind hab ich — und sicher nicht ich allein — Vergnügen daran gefunden, einen Bindfaden an einem Ende mit den Zähnen festzuhalten, am andern mit der linken Hand anzuziehen, und ihn dann mit einem Finger der rechten Hand in Schwingungen zu versetzen, wobei denn der eigne Kopf als Schallkörper diente und ein ziemlich starker, nervenreizender, aber nur für den Spieler deutlich vernehmbarer Klang zustande kam, der durch abwechselnde Verkürzung und Verlängerung auch in der Tonhöhe abgewandelt werden konnte. Nun belehrt mich W. Wundt (Elemente der Völkerpsychologie. Leipzig 1912, S. 97), dass dieses sehr ursprüngliche Saitenspiel noch heute bei den Buschmännern mit der Bogensehne betrieben wird; Wundt denkt sich die ausgebildeteren, auch für andere wirksamen Saitenspiele erst aus diesem erwachsen, indem die Saitenzahl vermehrt und an die Stelle des Menschenkopfes der (häufig noch menschenähnlich gestaltete) Kürbiskopf, an die Stelle der Zähne ein Holzsteg getreten sei. Welch prächtiges Überlebsel aus unserem 'primitiven' Zeitalter könnte das sein! Und doch wird kein halbwegs nüchtern Urteilender jenen kindlichen Zeitvertreib anders deuten als aus einer zufälligen Wiederholung derselben Entdeckung. Solche Nüchternheit des Urteils wird aber auf diesem Gebiete nur zu oft vermisst: mancher Forscher ist mit der einmal zur Mode gewordenen Annahme eines Überlebsels allzu schnell bei der Hand, wo man mit der einfacheren und natürlicheren einer zufällig gleichen Entwicklung sehr wohl auskommen kann. So verhält es sich z. B. mit einem der meistberufenen 'Überlebsel' im Kinderspiele, dem Bohrfeuer, das bekanntlich auf niedrigen Kulturstufen eine grosse Rolle spielt. Nach Edward B. Tylor, Primitive Culture 2, London 1871, S. 68 ist der Feuerbohrer in der Schweiz als Kinderspielzeug gefunden worden; Tylor bezieht sich auf Grimms Deutsche Mythologie[3] S. 573 (4. Aufl. 3, 174). Die Tatsache wird nicht anzufechten sein; aber stimmt es auch mit dem Überlebsel? W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte[2] 1, 518 ff. berichtet, dass das Notfeuer zur Reinigung bei Seuchen oder auch zur Vertreibung schädlicher Feldgeister noch vor kurzem nur auf diese uralte Weise hergestellt werden durfte, und zwar gerad auch in der Schweiz nach Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 2, 145 ff. So fanden die Kinder das Werkzeug vor und konnten sich damit ein neues Spiel schaffen, das demnach nicht in ursächlichem Zusammenhang mit dem alten Brauche stehen muss. In ähnlicher Weise wird sich noch manches erklären lassen. Anderes kann auf Entlehnung beruhen, wie es sicher bei dem Bumerang, dem

Wurfholze mancher Südseestämme, der Fall ist. Die Schleuder, auf die Tylor S. 66 Gewicht legt, mag ihren Platz im Kinderspiel der biblischen Erzählung von David und Goliath verdanken.

Jedenfalls also heisst es auch hierbei Mass und Ziel bewahren, sonst sind wir gegen früher um nichts gebessert. Wenn man heute überall die Nachklänge längst verschollener Kulturformen erkennen will, so hat das für uns, die wir alle den Einfluss der Entwicklungs- und Vererbungslehre erfahren haben, etwa dieselbe Überzeugungskraft, wie sie die mythologische Ausdeutung noch vor einem Menschenalter besass; und eben darum liegt der Zweifel nahe, wie viel davon nach einem weiteren Menschenalter noch vorhanden sein wird. Erkennt man gar bei genauerem Zusehen, wie in der Vererbungslehre selbst noch alles im Fluss, wie ungeklärt z. B. die wichtige Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften ist, so darf man billig zweifeln, ob es zulässig ist, dergleichen zum durchgehenden Erklärungsgrund zu erheben und wohl gar den Fachleuten der Naturwissenschaft ins Handwerk zu pfuschen.

Welcher Unfug wird heutzutage mit dem 'Atavismus' getrieben (vgl. auch oben S. 113 Anm. 1)! Ich erinnere mich, in einer ernsthaften Schrift gelesen zu haben, der Kulturmensch von heute setze sich im Wirtshause darum so gern mit dem Rücken gegen die Wand, weil schon der Affenmensch bei seinen Urwaldkämpfen am liebsten den Rücken durch einen Baum gedeckt habe. Im Grunde liegt ein gröblicher Denkfehler vor: man baut eine gradlinige Entwicklungsreihe ins Blaue hinein, während kaum mehr vererbt sein wird als der dunkle Trieb, die Umwelt, und zumal die gefahrdrohende, nicht aus den Augen zu lassen, sodass die einzelne Betätigung denn doch aus dem Seelenleben des einzelnen Menschen erwächst und erklärt werden muss.

Nicht ganz dasselbe, aber vergleichbar ist es, wenn die heute beliebte Erklärungsweise möglichst hinter jeder Dunkelheit oder Schrulle des Kinderspiels alte, verschollene Kultbräuche wittert. Nur zweierlei sei hier erwähnt. Fangspiele mit Erschwerung durch Augenverbinden oder Hüpfen auf einem Bein werden heute gern als Nachklänge alter Dämonen- und Gespenstertänze oder -spiele erklärt. Das mag im einzelnen Falle noch so einleuchtend klingen, im ganzen kommt es doch darauf hinaus, dass das Gegenteil nicht nachgewiesen werden kann: genau die Überzeugungskraft also, die auch der mythologischen Erklärungsweise nicht abzusprechen ist. Nun haben wir oben gesehen, dass die Überwindung vorgeschriebener oder selbstgewählter Schwierigkeiten schon bei den Versuchspielen kleiner Kinder eine wichtige Zutat ist. Weiter werden die drollig-rätselhaften Eingänge unserer Abzählreime u. dgl. häufig auf alte Zauberformeln zurückgeführt. Wir werden aber in einem späteren Aufsatz darlegen, dass viele dieser Formeln ihre Vor- und Urbilder in den Lallspielen ganz kleiner Kinder haben und also sehr wohl im Kindermund

entstanden sein können. Wo ein solcher Erklärungsgrund ausreicht, da, mein ich, sollte man nicht uralte Zeiten und nebelhafte Bräuche heraufbeschwören. Ich kann es nicht ohne Besorgnis ansehen, wenn immer wieder das schwerste volkskundliche Geschütz gegen Harmlosigkeiten aufgefahren wird. Schliesslich kann kein kleines Mädchen mehr bei Sonnenschein mit aufgespanntem Regenschirm herumlaufen, können sich ein paar Buben am heissen Tage nicht mehr mit Wasser bespritzen, ohne dass man in ihrem Tun geheimnisvoll ererbten Nachklang vorzeitlichen Regenzaubers wittert. Man gebe dem Kinde wieder, was des Kindes ist!

Die weiteren Aufsätze dieser Reihe sollen die oben gewonnenen methodischen Grundsätze nach einer bestimmten Seite hin anwenden: auf das Kinderspiel nämlich, soweit es seinen Spielstoff in der Sprache findet, vor allem in der rhythmisch und musikalisch gebundenen Sprache.

Freiburg i. Br.

Walther in Tegernsee.

Ein Exkurs über altdeutsche Tischsitten.

Von **Edward Schröder.**

Man seit mir ie von Tegersê,
wie wol daz hûs mit êren stê:
dar kêrte ich mir dan eine mile von der strâze.
ich bin ein wunderlicher man,
daz ich mich selben niht enkan
verstân und mich sô vil an fremde liute bîze,
ich schiltes niht, wan got genâde uns beiden.
ich nam dâ wazzer:
alsô nazzer
muost ich von des münches tische scheiden.

Walther v. d. Vogelweide ed. Lachmann-Kraus 104, 23–32.

Nachdem Burdachs Versuch[1]), die Spitze dieses Spruches von dem ungastlichen Kloster abzuwenden und gegen diejenigen zu richten, welche ihm den Besitz der Bozener Weinberge streitig machten, durch den Nachweis Erbens im Neuen Archiv 20, 359 ff. als gescheitert gelten muss, besteht über das Ziel der Schelte kein Zweifel mehr. Der geringschätzige Ausdruck 'Mönch' gegenüber dem vornehmen Abt von Tegernsee (vgl. Lachmanns Anmerkung) hätte einen solchen nie sollen aufkommen lassen.

Aber was hat der Dichter in Tegernsee erlebt? Worin bestand die Unfreundlichkeit, die man ihm in dem um seiner Gastlichkeit willen be-

1) Walther v. d. Vogelweide 1, 76. 295.

rühmten (V. 2) bayrischen Kloster erwies? Man hat ihm Wasser statt Wein vorgesetzt, meint Simrock, der das Gedicht (5. Aufl. der Übersetzung Nr. 74 und ebenso Ausgabe Nr. 74) mit 'Böser Trank' überschreibt, und Koppmann (Die Sprüche W.s. v. d. V. ins Neuhochdeutsche übertragen, Hildesheim 1893, S. 64) folgt ihm, indem er überträgt:

Ich bin kein Prasser.
Doch mit Wasser
Nur verstand der Mönch den Gast zu ehren.

Dass sich die Zeile 8 *ich nam dâ wazzer* auf den Gebrauch des Handwassers bei Tisch beziehe, wird von Simrock (Ausgabe S. 89) ausdrücklich abgelehnt: Pfeiffer will den Ausdruck nur als 'Anspielung' gelten lassen und bleibt ausdrücklich dabei, dass der Dichter Wasser statt Wein 'erhielt'; Wilmanns und Paul finden sich zwar mit dem Waschwasser ab, fügen aber hinzu, dass Walther 'ohne Gastgeschenk nach Tische entlassen wurde' (Wilmanns), oder 'sonst nichts geschenkt bekommen hat' (Paul). Zuletzt kommt dann Wallner, Beitr. z. Gesch. d. dtschn. Spr. u. Litt. 33, 51 ff. und erblickt in dem Gedicht einen 'Scherz', eine Anspielung auf den wässrigen Klosterwein; die Wendung *alsô nazzer* werde ihre Erklärung durch den mimischen Vortrag erhalten haben.

So wenig ich mir diese Auffassung zu eigen machen kann, mit seinem Einwand gegen das Handwasser muss Wallner zunächst gehört werden; er findet es ebenso unverständlich, 'dass der Gast abziehen musste, als er sich eben zu Tische setzen wollte, wie wenn er gleich nach Tische das Stift verlassen musste, ohne Geschenk oder ohne die erhoffte Nachtherberge zu finden'. Jedenfalls müssen wir uns darüber Klarheit verschaffen, ob es sich um die Waschung vor Tische handelt, wie Pfeiffer, oder nach Tische, wie Wilmanns und Paul annehmen. Nachdem Bremer in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1901 Nr. 26 unter Hinweis auf Schmeller-Frommann 1, 68 für *alsô nazzer* die richtige Übersetzung 'nass wie ich war', 'noch nass' festgelegt hat, mag die Auffassung sich allgemein Wilmanns und Paul zuneigen. Wenn aber Wallner hinzufügt: 'in beiden Fällen hätte sich der Dichter auch ganz anders ausgedrückt', so muss ich dieser Art Zensierung aufs entschiedenste widersprechen; ich höre aus dem Spruche, so harmlos lässig er eingeleitet ist, eine gründliche Verärgerung heraus, und jedenfalls hat der Abt von Tegernsee, falls ihm die Verse je zu Ohren kamen, keineswegs über den 'Scherz' gelächelt — mit diesem hohen Prälaten hatte es Walther für alle Zeit verdorben!

Der Brauch des Handwassers bei Tisch, in erster Linie vor der Mahlzeit, ist ein alter Bestandteil griechischer Kultur, der sich frühzeitig auf die Römer vererbte. Die klassische Stelle dafür ist Odyssee I, 136 f. Ausser dem Wasser selbst (*χέρνιψ* — malluviae) gehörte dazu die Kanne (*προχοος* — gutturnium), das Becken (*λέβης* — lebes, pelvis, malluvium) und

das Handtuch (*χειρόμακτρον* — mappa, mantile). Auf deutschem Boden treffen wir die drei Gegenstände z. B. bei Konrad von Würzburg im ‚Partonopier' zusammen: *giezvaz* 984. 1084 — *beckîn* 986. 1085 — *twehel* 993. 1088.

Wann die Tischsitte, die in Italien in den bessern Kreisen gewiss niemals ausser Brauch gekommen ist, nach Deutschland gelangte, lässt sich schwer feststellen. An den Höfen der Völkerwanderungszeit ist sie nicht bezeugt: am Hofe Attilas kennt sie weder der tatsächliche Bericht des Priscus (Corpus script. hist. Byz. I, 202 ff.) noch die ausmalende Phantasie Ekkehards I. (Waltharius V. 288 ff.). Das erste mir bekannte historische Zeugnis, Weihnachten 1031: K. Konrad II. lässt dem Bischof Bardo von Mainz an der königlichen Tafel *priori aquam in manibus dari* (Vita Bardonis maior, MG. SS. XI, 335, 11), fällt nahezu zusammen mit dem frühesten literarischen Beleg[1]) im ‚Rudlieb'. Hier heisst es einmal am Schluss des Mahles, das die Mutter dem heimgekehrten Helden bereitet hat:

XI 24 f. *Fercula post multa post pocula totque secuta*
Tunc hera poscit aquam, camerarius attulit illam —

und weiter beim Beginn der Tafel im Hause der ‚hera':

XIII 59 f. *Tunc hera poscit aquam, quam sumere iussit heroem,*
Et post hospitibus datur, ultime sed sibi post hos.

In der geistlichen Poesie ist naturgemäss selten Gelegenheit, den Brauch zu schildern oder auch nur zu erwähnen, obwohl die naive Travestierung des Mittelalters sich nicht scheut, ihn in die Vorgänge des Alten wie des Neuen Testaments hineinzutragen. So hat um 1170 ein niederrheinischer Dichter (der ‚Wilde Mann') die Entstehung des Christusbildnisses dargestellt: der Heiland fordert die Veronica auf *'ein lutzil imbiz machi mir'* (V. 175), und dann heisst es *he isch wazzer undi bigundi sich dvân, unde alse he dit hadde gedân, he drugide sich an dat dûch* (V. 181 ff.): *die dvle dat antlitze inphinc geschaffen als die godis sun ginc* (V. 187 f.). Und ein niederdeutscher Dramatiker des 15. Jahrhunderts, Arnold Immessen in seinem ‚Sündenfall', bringt das Handwasser sogar auf die Bühne, V. 2373 f (Salomon vor Beginn des Festmahles:) *Gi schullen hîr to dêne watere gân Und alle jure hende twân.*

Seit dem Beginn einer reicheren Überlieferung weltlicher Poesie haben wir eine lange Reihe von Zeugnissen dafür, dass der Gebrauch des Handwassers vor wie nach Tische gleich üblich und in allen Kreisen der Gesellschaft durchgedrungen war. Man hat wiederholt darauf hingewiesen, dass die Notwendigkeit dieser doppelten Waschung mit dem Mangel der Gabel zusammenhänge (vgl. Marquardt-Mau, Röm. Privataltertümer S. 322), wie sie denn mit dem Durchdringen dieses wichtigen Essgeräts (das erst

1) Hóvamól V. 4, wo für den Gast, der von der Reise kommt, Feuer, Kost, Kleidung und zuletzt Waschwasser und Handtuch gefordert werden, gehört natürlich nicht hierher.

1379 in Frankreich auftaucht) allmählich verschwindet. In der Neuzeit ist das Handwasser nach Tisch wieder in Brauch gekommen, und so möchte man umgekehrt annehmen, dass es, als das notwendigere, auch zuerst üblich gewesen sei. Aber einen festen Anhaltspunkt dafür hab ich nicht gefunden. Es muss immerhin hervorgehoben werden, dass die früheste ritterliche Anstandslehre, der 'Wälsche Gast' des Thomasin von Zirclære, da, wo man es erwartet (V. 480), kein Wort von der Waschung vor Tisch sagt, wohl aber V. 519 f. *der wirt nâch dem ezzen sol daz wazzer geben, daz stât wol;* und ebenso heisst es 200 Jahre später in dem letzten Werke dieser Art, dem 'Ritterspiegel' des Johannes Rothe V. 2065 ff.: *gib wazzer nach dem tische dem fromen ritter ober sine hant. an eine reinen twelen her sich wische.* Wenn im scheinbaren Gegensatz dazu nicht nur Freidank 89, 12 (*die bœsen ôzen ungetwagen, solte in laster nieman sagen*), sondern die Tischzuchten ausnahmslos nur von dem Waschen vor Tisch reden (Moritz Geyer, Altdeutsche Tischzuchten S. 3, V. 11 f. S. 11, V. 141 f. S. 12, V. 11 f. S. 14, V. 9 f. S. 24, V. 41 f.) bis auf Seb. Brant herab (Narrenschiff 110a, 15 f. *Als die nit weschen dunt ir hend Wann sie zu disch sich setzen wend*), so ist die Erklärung dafür leicht zu finden. Unter einfachen Verhältnissen blieb das Händewaschen vor Tische dem Einzelnen überlassen — darum mussten es die Anstandslehren einschärfen; nach Tische wurde das Handwasser vom Wirte geliefert, dem es Thomasin und Rothe als Pflicht einprägen, während die Tischzuchten die Übung des Brauches übergehen dürfen. Wir müssen die Tatsache aber im Auge behalten, um den Sprachgebrauch zu verstehn, wie er sich frühzeitig herausgebildet hat. Wir können ihn schon bei den ältesten Zeugnissen in deutscher Sprache beobachten, ohne ihn aber hier gleich festnageln zu wollen.

In der deutschen Kaiserchronik (um 1150) V. 4761 f. (Lucretia) heisst es nach Tisch: *Alsô daz wazzer wart gegeben daz man die tische solte heben*, und in dem wenig jüngeren König Rother lesen wir V. 1259 *Alsô man daz wazzer genam* und V. 2381 *dô man daz wazzer ge nam*, beidemal vor Tische[1]).

An einer vornehmen Tafel wird das Wasser vor Tisch sowohl wie nach Tisch gegeben und genommen, es kann also der Ausdruck *wazzer nemen* und ebensogut der Ausdruck *wazzer geben* bei beiden Vorgängen gebraucht werden, und tatsächlich ist das auch der Fall. Aber die historische Entwickelung, die ich oben andeutete, hat es bewirkt, dass

1) V. 1259 ist die Situation nicht ganz klar, aber Rückert behält Recht: das Mahl hat noch nicht begonnen; der Löwe hat den Knechten nur das Brot wegnehmen können (1148. 1290), dieses aber wurde vorher aufgelegt, noch ehe das Wasser gereicht war, vgl. 'Frauentrost' von Sifrit d. Dorfer (Zs. f. d. Alt. 7, 109 ff.) V. 493 ff.: *die vrouwe die was gar gemeit, im wart daz brôt ûf geleit. si wolte im selber wazzer geben;* 'Reiher' (Gesamtab. Nr. XXXI) V. 147 f. Herrin: *'ist daz ezzen bereit?'* Magd: *'jâ, vrouwe, daz brôt ist ûf geleit.'*

man vom 12.—14. Jahrhundert mit *wazzer nemen* sogut wie ausschliesslich die erste Waschung bezeichnete, während *wazzer geben* doppelwertig blieb, wenn es auch hier und da auf die zweite Waschung beschränkt zu sein scheint.

Ich führe das vollständige Material vor, das ich gesammelt habe:

wazzer nemen

a) vor Tisch: Rother 1259. 2381. — H. v. Veldeke, Eneit 6203 *doe nam he water ende dwoech.* — Nib. A 561, 1 *Ê daz der voit von Rine wazzer dô genam.* — Wolfram, Parzival 237, 4 *der wirt dô selbe wazzer nam;* 622, 14 f. *Gâwân und diu herzogin mohten wazzer selbe nemen.* — Gottfried, Tristan 4093 *nu hete man wazzer genomen;* 13162 f. *nu daz daz ezzen was bereit und daz gesinde wazzer nam.* — Albrecht v. Halberstadt bei Wickram (Werke 7, 207) Metam. 4, 1477 *Sie namen wasser uff die hend.* — Herzog Ernst B 3176 *der künic mit ir wazzer nam.* — [Ulrich v. Eschenbach] Herzog Ernst D 2732 *er nam wazzer unde saz sich dô.* — Konrad v. Würzburg, Otte 48 *daz er dô wazzer nome,* 158 *und hete wazzer dô genomen.* — Lohengrin Str. 93, 7. — Heinrich v. Freiberg, Tristan 607. 612. 892. 5265. — Virginal 240, 3. 924, 2. 965, 3. — Reiher (Gesabt. Nr. XXXI) 229. — Treue Magd Gesabt. Nr. XLII 301. — Ruprecht v. Würzburg, Zwei Kaufleute (Gesabt. Nr. LXVIII) 209. — Kasseler Facetus Str. 101 (C. Schröder S. 185).

b) nach Tisch: Myst. I 24. 22. — Kaspar v. d. Roen, Dietrich u. s. Gesellen Str. 75: *das hantwasser man do nomen tet.*

wazzer geben

a) vor Tisch: Strassb. Alexander 6042. — Wolfram, Parz. 809, 15. — Rudolf v. Ems, Wilhelm v. Orlens 13304. — Stricker, Bloch 478. — Herzog Ernst B 3220. — Ulrich v. Eschenbach, Herzog Ernst D 2723; Wilhelm v. Wenden 1471. 7430. — Heinrich v. Freiberg, Tristan 2574. — Sifrit d. Dorfer, Frauentrost 495.

b) nach Tisch: Kaiserchronik 4761. — Wälscher Gast 520. — Ulrich v. Eschenbach, Wilhelm v. Wenden 1554. — H. v. Freiberg, Tristan 1292. — Virginal 970. 1. 1090. 4. — Neidhart m. d. Veiel MSH. III 298 f. V. 282. — Rothe, Ritterspiegel 2065.

Synonyme Ausdrücke sind

wazzer (dar, für) tragen

a) vor Tisch: Nib. A. 560, 2 *(für).* 1835, 3. — Wolfram, Parz. 550, 11 *(dar).* 312. 2. — Wigamur 140 *(für).* — Pleier, Meleranz 5347; Garel 910. 4775; Tand. 9588 (immer *dar*). — Virginal 1008, 5 *dar*.

b) nach Tisch: Wigamur 4552 *(für).*

wazzer bieten

a) vor Tisch: Münch. Oswald 120. — Virginal 1012. 1. 1054, 12.

b) nach Tisch: —.

wazzer giezen

a) vor Tisch: Wolfdietrich B 811.

b) nach Tisch: Ulrich v. Liechtenstein, Frauendienst 7, 13 ff.

[*wazzer reichen*, Belege erst neuhochdeutsch, s. u.]

Dass die erste Waschung weit häufiger erwähnt wird als die zweite, ergibt schon ein Blick auf diese Listen; der Eindruck würde noch verstärkt werden, wenn man alle die Fälle aufzählte, die für die uns zunächst interessierende Wortwahl nichts hergeben. Der Grund ist ein doppelter: einmal legt der Erzähler natürlich auf den Beginn der Mahlzeit einen stärkeren Akzent als auf ihren Abschluss, und dann bietet sich hier die beste Gelegenheit, den Wirt seinen Reichtum und Prunk entfalten zu lassen.

Der fast ausschliessliche Gebrauch von *wazzer nemen* für die Waschung vor Tisch aber steht fest und bedarf keiner anderen Erklärung als der oben gegebenen. Wenn Walther also von seinem Besuch in Tegernsee berichtet: *ich nam dô wazzer, alsô nazzer muost ich von des münches tische scheiden*, so ist er erstens zum Essen überhaupt nicht gekommen; ja man hat ihm zweitens nicht einmal die 'twehel', das Handtuch zum Abtrocknen gereicht; mit nassen Händen hat er das ungastliche Kloster verlassen.

Es ist selbstverständlich nicht nötig, dass sich der Vorgang wirklich so abgespielt habe, wie es hier der Dichter darstellt: die überflüssige Waschung, die ungetrockneten Hände sind eben nur das Symbol für die ihm entgangene Mahlzeit; die Verse sagen weiter nichts, als dass man in dem als gastlich gepriesenen Kloster für ihn keine Aufforderung zu Tische, keinen Bissen und keinen Trunk übrig gehabt habe — aber sie sagen es eben in der Sprache eines Dichters: zugleich verhüllt und höchst drastisch. Nun, wer Lust hat, mag sich immerhin vorstellen, wie Walther vor dem Brunnen im Klosterhofe steht und, die nassen Hände ausgespreizt, vergeblich nach einem Handtuch ausschaut[1]).

Als der Metzer Archidiakon Albero, der spätere Erzbischof von Trier, im Jahre 1126 nicht zu seiner Freude erfuhr, dass man ihn zum Bischof von Halberstadt wählen wollte, befand er sich gerade zu Besuch bei einem vornehmen sächsischen Herrn, dem Kämmerer Konrad ... *cum iam sui manus abluere cepissent, ituri ad prandium, ex improviso equum ascendit suosque se subito sequi precepit; et sic aufugit* (Gesta Alberonis auctore Balderico, MG. SS. VIII 248, 14f.). Die Gefährten mussten die Rosse besteigen — 'als' nazze'. — Anders macht es die Bäuerin Els auf der Hochzeit zu Lappenhausen: sie musste sich waschen, weil sie beim Hasten zu Tisch in den Dreck gefallen war, aber ein Handtuch hatte sie nicht, ihr Hemd wollte sie schonen, die Hände an der Luft zu trocknen, war ihr zu langweilig — und so stürmte sie ungetrocknet zum Mahle zurück: *und kam gelaufen also naz* (Wittenweilers Ring 35, 6)[2]).

1) Die Schilderung eines gastlichen Klosters gibt der Eingang des Schwankes vom 'Mönch und Gänslein', Zs. f. d. Alt. 8, 95:

Ich hôrte sagen ein mære,
wie ein klôster wære
rich unde erbâren wol,
als von rehte ein klôster sol.
ir gasthûs unde ir spitâl
heten niht gesaztiu mâl,
wan ze swelhen ziten der man
geriten ode gegangen kam,
der vant daz ezzen ie bereit,
minneclîche und unverseit
gap man swaz si möhten hân

2) Die Stelle ist schon von Wallner a. a. O. angeführt worden, der aber ihre Verwertung ablehnt.

Als Zubehör zum Handwasser habe ich oben *giezvaz*, *becken* und *twehel* genannt. Das *giezvaz* kommt freilich nur auf dem Zauberschloss der Meliur (Partonopier 984. 1084) und bei einem goldenen Automaten vor dem unterirdischen Schlosse des Zwerges Billung (Wolfdietrich B 811) vor. — An Stelle von *giezvaz* und *becken* treten offenbar die *zwei becken* Heinr. v. d. Türlin, Krone 28791; Pleier, Tandarois 9790. Garel 4779 (Hr. *becher*). Weitere Erwähnung der *becken* Nib. A 560, 1; Krone 29279; Herzog Ernst B 3177; Herzog Ernst D 2718; Wilhelm v. Wenden 1457. — Die *wizen twehele* werden genannt Wilder Mann, Veronica 186; Parz. 236, 29. 237, 10; Herz. Ernst B 3182; Krone 28788. 29279; Herz. Ernst D. 2719; Wilhelm v. Wenden 1458; Pleier Garel 4781. Tand. 9592.

An Fürstenhöfen wie überhaupt in vornehmen Haushaltungen fiel die Aufgabe des *wazzergebens* dem Kämmerer zu, der ja auch das Waschwasser ins Schlafgemach zu bringen hatte (Konrads Floro 4330ff.). Nach dem Rudlieb XI 25 begegnet uns der Kämmerer Nib. A 560, 1; Parz. 236, 25. 809, 15; Krone 29275; H. Ernst B 3178; H. Ernst D 2717; Wilhelm v. Wenden 1456; Wigamur 4440f. 4552; Vriolsheimer. Der entlaufene Hasenbraten (Gesabt. Nr. XXX) 85. Von besonderem Interesse ist hier der Lohengrin:

Str. 197, 1 *der kamerer gap wazzer dâr* —
198, 3 *sô ist von Brandenburc ein kamerære*,

denn diese Stelle gründet sich auf das Landrecht des Schwabenspiegels, Kap. 130 (vgl. Zeumer, Die Goldene Bulle 1, 30): *Der dritte ist der marcgrâve von Brandenburch, des riches kamerære, der sol dem künge wazzer geben.*

In einfacheren Verhältnissen, beim Landadel, den Bürgern und Bauern sorgte wohl meist jeder für sich selbst, nachdem die Aufforderung dazu ergangen war (*'nemet water, des is tît'*: 'Treue Magd' V. 301; vgl. Virginal 924, 2 *'nement wazzer sâ zehant!'* Der Junker u. d. treue Heinrich 1895f. *man hiez die hêren ungebeit, die hende do twahen*; Arnold Immessen 2373f. *'Gi schullen hir to deme watere gân Und alle jawe hende twân'*), wenn nicht etwa der Wirt oder die Wirtin selbst dem Gaste eine besondere Höflichkeit erwiesen, indem sie ihm das Wasser reichten (*dô gab im wazzer zehant sîn gevater diu wîse*, Strickers Bloch 478), oder die Frau dem Manne zum besonderen Zeichen der Unterordnung diesen Dienst leistete (*si wolte im selber wazzer geben* Frauentrost 495). Jedenfalls galt in diesen Kreisen die Darreichung des Handwassers als ein niederer, ja zuletzt als der niedrigste Dienst; von daher schreibt sich die Redensart: *einem nicht das Wasser reichen*, die Luther schon ganz geläufig war (DWB. 8, 590), während in mhd. Zeit selbst der Ausdruck *wazzer reichen* noch fehlt; Burkard Waldis brauchte in dieser Wendung noch *handwasser*, Aesop III 84, 22 *So er doch selb nit so viel töcht, das er im das handwasser brächt.* Dies Kompositum ist vor dem 15. Jh. (Kaspar v. d. Rön, s. o.) nicht bezeugt, war aber dem 16. Jh. ganz geläufig (DWB. 4, 2, 423), und so ist es aus

den Meissner citieren, Wilmanns, der ein auf die Bienenkönigin bezügliches mittelalterliches Zitat als Parallele beibringt (*apes absque duce non vivunt*), Hildebrand, der unter den 'Königen von Gewürm und Ungeziefer' mit Berufung auf unsere Stelle den *künic der mücken* nennt (D. Wb. 5, 1700), haben Walther ebenso verstanden.

Aber, was für den Bienenschwarm gilt, trifft noch nicht auf den Mückenschwarm zu. Die Mücken schwärmen, wie übrigens bisweilen auch die Bienen (die sogen. 'weisellosen' Schwärme), ohne Führer. Einen 'Mückenkönig' kennt die Naturwissenschaft nicht. Auch das Volk, das in der Naturauffassung ja oft seine eigenen Wege geht und sich sonst (in Sprichwörtern, Rätseln, Wetterregeln) vielfach mit dem kleinen Tier beschäftigt, weiss von einem solchen Wesen nichts.

So scheint denn etwas an der Stelle nicht in Ordnung. Der Zweifel wird dadurch erheblich verstärkt, dass der 'Mückenkönig' auch bei einer inhaltlichen Zergliederung nicht standhält. Walther nennt zunächst nach der hergebrachten Einteilung die vier Tierreiche, die Fische, die kriechenden, die fliegenden und die auf der Erde gehenden Tiere: keins dieser Wesen lebt ohne Kampf:

daz wilt und daz gewürme
die stritent starke stürme,
sam tuont die vogel under in.

Die letzten Worte zeigen deutlich, dass der Dichter die Kämpfe in den einzelnen Tierreichen (zwischen den verschiedenen Arten) im Auge hat. Dann fährt er fort, indem er den Boden der Wirklichkeit verlässt und das ideale Gebiet der Tiersage betritt: trotz aller Kämpfe sind sie (die Tiere jedes Reiches) in einem vernünftig, sie schaffen, um nicht zur Bedeutungslosigkeit herabzusinken, starkes Gericht, sie küren Könige und Recht, sie setzen Herren und Knecht ein. — Fragen wir, an welche Herrscher der Dichter gedacht haben mag, so sind als Könige der Vierfüssler der Löwe oder der Bär allbekannt, über Königswahlen der Fische vgl. Dähnhardt, Natursagen 4, 201 f., bei den Kriechtieren kommt besonders die mit dem Krönchen geschmückte Ringelnatter in Betracht und bei den Vögeln der Adler oder der bereits dem klassischen Altertum als König (*βασιλίσκος, regulus*) und bei uns schon in ahd. Zeit als *kuning* oder *kuniclî* bezeichnete Zaunkönig, der sich beim Wettfliegen auf die Flügel des Adlers setzte. — Unmittelbar auf die Schilderung des geordneten Lebens in den Tierkönigreichen folgt nun unsere Stelle:

sô wê (A owe) dir, tiuschiu zunge,
wie stêt din ordenunge,
daz nû diu mugge etc.

Man beachte das *nû*: das über die Mücke Bemerkte muss sich in den durch die vier Königreiche angedeuteten Rahmen fügen. Daher darf der

König der Mücke nicht beim Mückenschwarm, sondern muss unter den Beherrschern der Tierreiche gesucht werden; da aber die Mücke ein fliegendes Tier ist, so kann nur der Adler oder der Zaunkönig gemeint sein[1]).

Die Auffassung der Mücke als eines geflügelten Wesens ist nun nicht nur nach dem Zusammenhang notwendig und beseitigt zugleich den an sich anfechtbaren Mückenkönig, sie hat auch den Vorzug, volkstümlich zu sein. Das Volk betrachtet diese und ähnliche Lebewesen nicht als 'Insekten', als Tiere mit einem in Kopf, Brust und Hinterleib eingekerbten Körper, sondern beobachtet in erster Linie ihr Flugvermögen. Die Fliege hat ihren Namen vom Fliegen und ist schon für Phädrus (V 3) eine *volucris parvula*, der Schmetterling heisst weithin der *Boddervögel*, der Marienkäfer das 'Herrgottsvögelchen', 'Johannesvögele', 'Kathrinevögele'; mhd. *vogel* bezeichnet auch das fliegende Insekt. Im mecklenburgischen Rätsel 'Die sieben Vögel', dessen Trümmer Wossidlo (Meckl. Volksüberl. 1, 82f.) gesammelt hat, treten als 'Vögel' u. a. auf: der Mistkäfer, die Biene, die Fliege und — die Mücke (*fleegen Vagel, hett keen Bloot*), und neben ihnen als Beherrscher der Vögel der Zaunkönig (*steit awer de annern all*)! Immerhin wird hier die Zugehörigkeit der kleinen Wesen zum Vogelreich als etwas Eigenartiges gefühlt, erscheint als ein Problem, das dem Verstande vorgelegt wird, aber mit voller Naivität führt uns das Märchen vom 'Zaunkönig und Bären' (Grimm Nr. 102) die Mücken, Bienen und andere derartige geflügelte Tierchen als Mitglieder dieses Reiches handelnd vor.

Diese Beispiele werden genügen. Die Mücke in dem Spruche ist also die Untertanin des Vogelkönigs. Dass der Dichter sie nun als schwaches, winziges Wesen anführt, leuchtet ohne weiteres ein. Wohl aber erhebt sich die Frage, ob das Untertanenverhältnis des kleinen Tieres zum König der Vögel nur auf einem Schluss des Dichters beruht (denn wenn die Vögel sich einen König gewählt haben, so ergibt sich daraus leicht, dass auch die Mücke als fliegendes Wesen ihren König hat) oder auf einer Volksüberlieferung fusst. Da Walther an der ganzen Stelle auf dem Boden der Tierfabel steht und ihr einen Zug nach dem andern entnimmt (*si dühten* etc., *si kiesent* etc., *si setzent* etc.), erscheint es ausgeschlossen, dass er in diese anschaulichen Züge einen derartigen Syllogismus eingeflochten und der trockene Verstand hier plötzlich die Phantasie

1) Nebenher drängt sich, bei einer Einbeziehung der später genannten Fürsten in den Gedankengang, diese Schlussfolgerung auf: da Walther für ein starkes Königtum im Gegensatz zu den übermächtigen Fürsten eintritt (*die cirkel sint ze hêre*), so kam als Beispiel, wenn ein Missverständnis vermieden werden sollte, nur eine Tiergattung in Betracht, die nicht ihren besonderen Herrscher besitzt, sondern unmittelbar dem Könige dient z. B. die Biene war wegen des Weisels ausgeschlossen. So sprechen denn die Worte *daz nû diu mugge* etc. nicht etwa für einen Mückenkönig, sondern zeigen im Gegenteil, dass der Dichter einen solchen nicht gekannt hat.

des Künstlers abgelöst haben sollte. Ich schliesse also: die Verbindung der Mücke mit dem König der Vögel war für den Dichter bereits durch die Tierdichtung gegeben; er nimmt hier auf ein Märchen Bezug, in dem die Mücke und ihr König eine Rolle spielen und dessen Bekanntschaft er auch bei seiner Zuhörerschaft voraussetzt.

An diese vorausgesetzte Erzählung sind nun, bei behutsamer Verwertung der beim Dichter vorliegenden spärlichen Andeutungen, folgende Forderungen zu stellen:

1. Die Mücke muss darin als kleines Wesen auftreten, da der Spruch sie ausdrücklich in einen Gegensatz zum grossen deutschen Volke stellt.

2. Sie muss die Untertanin des Vogelkönigs sein.

3. Da nach der Gründung der Tierkönigreiche die zerrüttete Ordnung des römischen Reiches erwähnt und ihr das Verhältnis der Mücke zu ihrem König gegenübergestellt wird, so muss die Erzählung die vom König bis zur Mücke hinabreichende mustergültige Ordnung des Vogelstaates betreffen.

4. Was die Mücke getan hat (denn die Tiere pflegen in den Erzählungen zu handeln), bleibe dahingestellt: jedenfalls würde zwischen der kleinen Mücke und dem grossen deutschen Volke, auf deren Gegenüberstellung es ja abgesehen ist, sich der wirkungsvollste Gegensatz ergeben, wenn jene in der Erzählung nicht nur die Untertanin ihres Königs wäre, sondern auch im Verhältnis zu ihm etwas vollbrächte, was das deutsche Volk zur Zeit nicht vermag.

5. Die Erzählung muss sehr bekannt gewesen sein: das darf aus der kurzen, nur leicht andeutenden Form des Hinweises geschlossen werden. Gerade dieser Gesichtspunkt hat mich denn auch besonders zum Suchen ermutigt, und ich glaube gefunden zu haben.

In dem schon erwähnten Märchen vom 'Zaunkönig und Bären' oder, wie es auch genannt wird, dem 'Krieg der Vögel mit den Vierfüsslern' sagen (nach der Grimmschen Fassung, Nr. 102) der Zaunkönig und die Frau Königin dem Bären, der ihre Kinder als unehrlich gescholten hat, blutigen Krieg an; der Bär beruft alles vierfüssige Getier, der Zaunkönig aber 'berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel gross und klein, sondern auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mussten herbei'. Nun schickt der Zaunkönig Kundschafter aus, und 'die Mücke war die Listigste von allen, schwärmte bald im Walde, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf dem Baum, wo die Parole ausgegeben wurde'. Dann 'flog sie wieder heim und verriet dem Zaunkönig alles haarklein'. Auf Grund ihrer Mitteilungen und durch das Eingreifen der Hornisse, die den feindlichen General, den Fuchs, unter dem Schwanz sticht, wird von den Vögeln die Schlacht gewonnen; obendrein muss der Bär bei den Königskindern Abbitte tun.

Dieses Märchen erfüllt alle oben aufgestellten Forderungen.

1. Die Mücke wird hier als kleines Wesen eingeführt oder genauer als kleinstes unter den kleinen, denn die Fabel will, wie schon die Grimmsche Ausgabe bemerkt, den Sieg der klugen Kleinen[1]) über die grossen Starken schildern.

2. Die Mücke ist die Untertanin des Vogelkönigs.

3. Im Vogelreiche herrscht eine vorbildliche Ordnung. Es umfasst nicht nur alle fliegenden Tiere, sondern diese stellen sich auch sämtlich bis auf die kleinsten, auf den Ruf des Königs zur Hilfe ein.

4. Die kleine Mücke, die so treu, klug und tapfer für ihren König und dessen Ehre eintritt, und der es mit in erster Linie zu danken ist, dass das Königtum der Vögel nicht nur geschirmt, sondern auch von neuem Glanz umstrahlt wird, ergibt zugleich einen ausgezeichneten Gegensatz[2]) zum grossen deutschen Volke, das im Begriffe ist, sich sein Königtum durch seine Uneinigkeit und Unentschlossenheit nehmen und seine 'Ehre zergehen' zu lassen. Jetzt erkennen wir auch den Gedankengang des Dichters noch schärfer: die Betrachtung der Tierkönigreiche, bei deren Gründung die Absicht der eignen Stärkung massgebend war (*si dâhten sich ze nihte* etc.), führt ihn auf das Märchen vom Sieg der Vögel über die Vierfüssler, in diesem Staate zieht dann das schwächste Wesen den Dichter an, und dieses kleine Ding benutzt er, um den Gegensatz zwischen den verständigen Tieren und dem deutschen Volke noch schärfer zu betonen, indem er den Schluss a minori ad maius (*wan daz nahent einen sin* etc.) zu einem solchen a minimo ad maximum steigert.

Um das Dargelegte unter dem Gesichtspunkte der Wahrscheinlichkeit zusammenzufassen: es wäre wirklich ein merkwürdiger Zufall, wenn Walther, indem er für das bedrohte Königtum eintritt und dieses dem Herrscherhause erhalten sehen möchte, der Gleichgültigkeit Deutschlands gegenüber unmittelbar nach einer lobenden Erwähnung der Tierkönigtümer und an einer Stelle, an der die Benutzung eines Tiermärchens von vornherein wahrscheinlich ist, sich auf die Mücke und ihren König berufen haben sollte, ohne das Märchen vom bedrohten und tapfer verteidigten Königtum der Vögel zu kennen, ohne von der ihrem König treu ergebenen kleinen Mücke gehört zu haben. Und wenn er ferner einerseits die musterhafte Ordnung des Vogelstaates gelobt haben und andrerseits die-

1) Dieser Idee entspricht denn auch der kleine Herrscher; vgl. auch Bolte und Polívka (an der noch anzuführenden Stelle) 'der Zaunkönig ist der Herrschende, weil die Sage das Kleinste wie das Grösste als Herrscher anerkennt'.

2) Auch das Verhalten der Mücke zu dem ‚Mückenkönig' zeigt zwar einen solchen, da dem von diesem (vermeintlich) angeführten Mückenschwarm die Klugheit und Folgsamkeit der sich eine Königin wählenden und ihr gehorsamen Bienen beigelegt wird, aber mit dem Mückenkönig fällt auch dieser Gegensatz. Die Mücke des Märchens und ihr Verhalten zum König der Vögel bietet jedoch vollen Ersatz, ja ihr auf freier Selbstbestimmung beruhendes Handeln steht, mit menschlichem Massstab gemessen, höher als das angenommene instinktive Verhalten der Mücke zu ihrem angeblichen Sonderherrscher.

jenige Erzählung, in der gerade die Organisation dieses Tierstaates den höchsten Triumph feiert, ihm unbekannt gewesen sein sollte!

Dazu kommt nun noch, dass das Märchen, wie aus den in verschiedenen Gegenden Deutschlands aufgezeichneten Fassungen folgt, sich einer weiten Verbreitung erfreut haben muss; selbst in andern Ländern Europas ist der Stoff mit kleineren oder grösseren Abweichungen bekannt (s. Bolte u. Polívka, Anmerkungen 2, 435f.). Hervorgehoben sei, dass die uns hier besonders angehende Mücke und ihr folgenreicher Aufklärungsflug nicht nur in Hessen (bei Grimm), sondern auch in Niederdeutschland begegnet: so im Waldeckischen (*doo is äwwer bie den vüggelen sau 'ne kleine mügge e'west, dee häd sick hinne macht un häd sick upp en laufblaad satt* etc. Curtze, Volksüberlieferungen S. 172) und in Pommern (Bl. f. pomm. Volksüberl. 8, 148; Haas, Rügensche Sagen u. Märchen Nr. 134); selbst in vlämischen Überlieferungen des Märchens (Dähnhardt 4, 201f.) finden wir diese kleine Spionin.

Dass das Märchen in verhältnismässig alte Zeit zurückreicht, ahnte der feinfühlige Wilhelm Grimm: ein 'schönes' Märchen nannte er es und nahm einen Zusammenhang mit den Reineckegeschichten an, ohne den Nachweis eines so hohen Alters zu führen. Die Heimat der Erzählung hat man dann in Niederdeutschland suchen zu müssen geglaubt, besonders auf Grund der vorzugsweise diesem Teile Deutschlands angehörenden Aufzeichnungen (s. Dähnhardt 4, 199f.). Wenn der hier versuchte Nachweis gelungen sein sollte, so wird mit der Feststellung, dass um 1200 ein grosser Dichter Süddeutschlands und seine Zuhörer das Märchen gekannt haben, zugleich in das unsichere Dunkel, das die Geschichte dieser Volksüberlieferung bisher umgibt, neues Licht fallen.

Berlin-Lichterfelde.

Kleine Mitteilungen.

'Die Scheune brennt!' oder die sonderbaren Namen.

Der oben 26, 8—18 von R. Petsch vortrefflich erläuterte Schwank geniesst eine so weite Verbreitung, dass ich mir erlauben möchte, noch einmal darauf zurückzukommen. Ich nutze dabei die wertvollen Nachweise, die A. Wesselski (oben 26, 370) und G. Polívka (brieflich) über die romanischen und slawischen Fassungen lieferten[1]).

Gemeinsam ist allen Fassungen die schadenfrohe Meldung von einem durch die Katze verursachten Scheunenbrande, mit der ein Bursch den Hausherrn weckt; er verwendet da die rätselhaft verblümten Ausdrücke für Katze, Feuer, Scheune, Wasser usw., die der Hausherr ihm früher eingeprägt hat. In der ältesten Fassung des 1481 verstorbenen Baseler Chronisten Johannes Knebel z. J. 1479 (oben 26, 10) ist es offenbar ein Knecht, dem die Worte in den Mund gelegt sind:

Der Gewaltigist [Herr] stond uff von uwerm Lieberich [Frau], tretten von uwerm Senfterich [Bett], stossen uwer Sparfuß [Schuhe] an; wan Mattligod [Katze] hat Arshitz [Feuer] enpfangen, und ist Hochmatis [Scheuer] angangen.

Bei dem Italiener Straparola (Piacevoli notti 9,4. 1553. Oben 26,370) dagegen nimmt ein Paduaner Student, der Bauernsohn Pirino, auf solche Weise Rache an dem aufgeblasenen Dorfpfarrer Papiro Schizza. Dieser hatte ihn, wie er von der hohen Schule heimkehrte, bei einer auf Wunsch des Vaters abgehaltenen Prüfung im Latein schmählich durchfallen lassen, indem er seine richtigen Antworten zurückwies und neuerfundene Vokabeln eigener Mache verlangte, und hatte dem Bauern geraten, den Jungen lieber die Schweine hüten zu lassen. Darauf band Pirino der Katze des Pfarrers brennenden Werg an den Schwanz, und als sie in die Flachskammer lief, rief er dem Pfarrer zu:

'Prestule, Prestule [Priester], surge de reposorio [Bett] et vide, ne cadas in gaudium [Tisch], quia venit saltagraffa [Katze] et portavit carniscoculum [Feuer], et nisi succurres domum cum abundantia [Wasser], non restabit tibi substantia [Vermögen]'.

Da Papiro sich seiner eigenen Ausdrücke nicht mehr erinnert, versteht er die Warnung nicht und kommt mit dem Löschen zu spät. Straparolas ausführliche Erzählung geht auf einen Studentenwitz vom selbstgemachten maccaronischen Latein[2]) zurück, der auch der 21. Novelle des um 1544 verstorbenen Franzosen B. Des Périers (oben 26, 370) zugrunde liegt[3]), aber vermutlich jünger ist als

1) Herr Prof. Dr. Polívka sandte mir freundlichst einen Auszug aus seinem Aufsatze 'Eine russische Anekdote und deren europäische Quelle' (Jubilej Sbornik Vsev. Millera, Moskau 1900 S. 163—168) und fügte weitere Parallelen hinzu.

2 Vgl. dazu etwa Polívka, Zs. f. österr. Volkskunde 11, 158 und oben 16, 449[6]. — Zu dem oben 26, 11 erwähnten Spott über die schwülstige Ausdrucksweise der Pedanten vgl. A. Graf, Attraverso il cinquecento 1888 p. 207. In Giordano Brunos Komödie Il candelajo (II, 1. 1582) ruft ein bestohlener Pedant 'Involatore, Surreptore, Fure', statt den gewöhnlichen Ausdruck 'Ladro' zu gebrauchen, und die Anwesenden lassen den Dieb entwischen. Rua, Giornale storico 16, 266).

3) Des Périers Novelle ist vermutlich wiederholt in den Discours facétieux et tres-récréatifs. Rouen 1610 p. 16.

die Baseler Anekdote von 1479. Beide Fassungen haben sich im Volksmunde bis heut fortgepflanzt. [Samotschiner Zeitung 1906, 30. Mai, Beilage S. 18.]

Den oben 26, 16 besprochenen vlämischen Schwank hat auch Teirlinck, Contes flamands 1896 p. 112 'Le domestique stupide' mitgeteilt, der weiter verweist auf't Daghet in den Oosten 1887, 76. 108; Leroy, 'Mijnheer Hosperatus' und Belpaire en Hilda Ram, 'Geloude'. — Zu den dänischen Seitenstücken (oben 26,17) gehört Kamp, Danske folkeæventyr 1,154 nr. 14 'Fruen, der skulde være fin paa det'[1]); Skattegraveren 5, 19, 'Sære Navne'[2]) und 7, 107 'De sære Navne'[3]) Kristensen, Æventyr fra Jylland 2, 377 nr. 57 'Pilleripave'[4]) und 2, 379 nr. 58 'De sære Navne' (ähnlich Kamp; nur heisst die Katze Fissigom und das Feuer Ratterej); Kristensen, Bindestuens Saga S. 136 nr. 19 'De sære Navne'[5]). Einige hsl. Fassungen aus der Kopenhagner Folkemindesamling führt S. Grundtvig in seinem hsl. Märchenregister nr. 93 'De underlige navne' an, doch ohne den oben 15, 74 erwähnten Schwank von dem listigen Knecht mit den verschiedenen Namen davon zu trennen. — In England hat Jacobs, English fairy tales 1, 220 nr. 42 'Master of all masters' verschiedene Aufzeichnungen bei Mayhew, London poor 3, 391 und in den Notes and Queries 7. series 3, 45. 89. 157. 397 (1887) zusammengefasst. Hier ist es eine gewissenhafte Magd, die den Hausherrn mit den Worten weckt:

Master of all masters, get out of your barnacle [Bett] and put on your squibs and crackers [Beinkleider]. For white-faced simning [Katze] has got a spark of hot cockalorum [Feuer] on its tail, and unless you get some pondalorum [Wasser], high topper mountain [Haus] will be all on hot cockalorum.

Schottisch im Folk-lore Journal 7, 166 (1889) 'The clever apprentice':

Master above all masters, start up and jump into your struntifers [Hosen], and call upon Sir John the Great [den Sohn Johnny] and the fair Lady Permonmadam [die Frau], for Carle Gropus [Katze] has caught hold of Fire Evangelist [Feuer], and he is out to Mount Potägo [Torfhaufen], and if you don't get help from the Fair Fountain [Brunnen], the whole of Castle Mungo [Haus] will be burned to the ground.

1) Landsfrue og Landsherre! sove I? Hallo-hej [Hund] tog Rompe-drej [Katze] og kastede ham ind i Firre-gon [Feuer]; saa sprang Rompe-drej ud af Firre-gon og løb ud i Volle-mon [Scheune], og nu staar hele Volle-mon i én Firre-gon.

2) Kongen af Fil [Hund] smed Dronningen of Bil [Katze] i Vrå [Feuer], og der kom Vrå i dronningens hale. Dronningen løb ud i Glæden [Scheune], og der kom Vrå i Glæden, og kommer I nu ikke op til jer Pevende [Brunnen], så har jer Glæde snart ende, og nu ta'r jeg en af jere Filipaver [Pferd] og så ser I mig aldrig mer i jere daver'.

3) Hr. Prysvos, stej dej op! ta Taprispojes [Beinkleider] på, tej Drejs [Rock] til fru Mynker, Aggerføl [Hund] løb efter Rubis [Katze], Rubis løb op i det hellige Isgnat [Feuer], det hellige Hohof [Gehöft] står i lys lue.

4) Hej, Vært og Værtinde! stat op og tag jere Fodspottrer [Holzschuhe] paa. Troknægt [Hund] og Kismuskej de slides om æ Slesfedt [Nierenfett], Troknægt ta'r Kismuskej og kyler hend' op o Rovnet [Feuer], Kismuskej ta'r Rovnet o Rumpen og render ind i Glæden [Scheune], og hvis der er nu ikke Vand i Travandtum [Brunnen], saa brænder al hele Glæden af, hver Stikke og Stage. Saa sætter a mæ o mi lille Pilleripav' [Pferd], saa ser I mæ' aaller mer i mi Dav'.

5) Husbond-Braat! tal til Fru-Gaat, Mark-om fæjj [Hund] og Fru-bæjj [Katze] er kommen op at slaas om Kaallenfjæt [Kohl], og der er kommen Lidt-for-hjæt [Feuer] i Fru-bæjj, og hun er sprungen ud af Morgenlys [Fenster], og kommer du indt op til Aat [Brunnen], saa gaar Glee-hold-for-wand [Scheune]. Og nu er a kommen op paa Pillegraww [Pferd], og nu ser I meg aldrig mer i jer Daww.

Irisch in Folk-lore 2, 135 (1891) 'Master of all masters':

King of the house, be sitting up. The trotting [Hund] has eaten the comfort of the soles [Schuhe], there is heavy sleep on Aillín [Haushälterin], the glory [Feuer] is in the buttock of the comfort [Winkel des Hauses]. If the plenty [Wasser] will not save, thy kingdom will be burned.

In den italienischen Fassungen, die S. Prato im Archivio delle tradizioni popolari 6, 62—68 genauer verglichen hat, wirkt mehrfach Straparolas Novelle sichtbar nach. So in einer Variante aus den Abruzzen (Archivio 5, 216 nr. 9 = 6,48) und in einer aus Genua (ebd. 6, 49): in der zweiten lautet die Rätselrede:

Surge, Prestor, quia venit saltingraffa [Katze] portans carniscoculum [Feuer] inter capillos terrae [Heu], ac nisi venerit abundantia [Wasser], peribit omnis substantia [Vermögen].

In der ersten schreibt der Junge, den der Vater auf Zureden des Erzpriesters aus dem Seminar genommen hat, einen fast gleichen halblateinischen Spruch auf einen Zettel, den er der Katze des Priesters um den Hals hängt.

In einer Fassung aus Spoleto (Archivio 6, 13) sind italienische Bezeichnungen an die Stelle der maccaronischen getreten:

Sor Domine-Domine, alzatevi dal santo riposo [Bett], mettitivi le cianfrante [Schuhe], attento a li mali incuntri Stühle], andate giù pe' li pendenti [Treppe], chè lu chiappasurci [Katze] ha portato 'l cocicarne [Feuer] giù a pili di la madre terra [Heu], e si nun currite pri l'abbundanza [Wasser], pri lu ciferu [Esel] nun c' è più speranza.

Ähnlich aus Nocera (Archivio 6, 44), wo der Bursch von dem geizigen Priester, der mit ihm eine Zornwette geschlossen hat, bei jeder falschen Bezeichnung Prügel erhält:

Currite, Sor Dou Dondolo, dal santo arriposagolo [Bett], chè pappalardo [Katze] ha dato foco a la stanza de la misticanza [Hausboden], currite coll' abbonnanza [Wasser], se volete sarvà la stanza, e nun badate a mettere li sfringolamenti [Strümpfe] colle ciampagole [Schuhe] e badate giù pel saliscendi [Treppe], che c'è il coriolo [Tischchen], che non ve rempa li stinchi.

Aus Livorno ebd. 6, 46 'O ancilla domini'. Aus den Marken ebd. 8, 402: hier ruft die Magd dem Priester zu:

S'alzi il sussudomine 'Priester] colla signora Gloria [Haushälterin], ch' metta i miri miri [Brille], i tiritiri [Stiefel], i ciribiri-cocculi [Hut], ch'vèda sui salimonti [Treppe], ch' bèda i malincontri [Stolpern], che riferaff [Katze] è git dall' allegranza [Feuer], s'abbruscia el cacciapel [Esel] e la misticanza [Heu].

In einer Erzählung bei Pitrè, Novelline popolari toscane p. 289 nr. 61 'Vocaboli' ist der Geschädigte kein Geistlicher, sondern ein wunderlicher Bürger, der dem neuen Knechte eine Reihe von sonderbaren Bezeichnungen beibringt. Dieser bindet nachts der Katze brennenden Werg an den Schwanz und weckt den Herrn mit den Ruf:

Cincilla d' omini [Herr], mettiti taccoli [Schuhe] e zoccoli [Strümpfe], esci dal riposorio [Bett], lascia le mie glorie [Frau und Kinder]. Ruffo-raffo [Katze] gli ha preso allegria [Feuer], e gli è andato in capanna e brucia mescolanza [Heu], e io me ne vado via con brutta-pezza [Esel] e San Domenico [Schinken] e la sua compagnia 'Würste].

Eine sardische Lesart bei Mango, Novelline popolari sarde nr. 7 'Il padrone e il servo' ist nur durch die Verbindung mit dem oben S. 136 erwähnten Schwank vom Knecht mit den verschiedenen Namen bemerkenswert. Zwei sicilische Fassungen verdanken wir Pitrè (Otto fiabe nr. 7 = Propugnatore 6, 2, 120. 1873 und Fiabe siciliane 3, 120 nr. 143). Die zweite macht aus dem Schelmenstreich

eine rohe Mordtat[1]). Von der ihres wunderlichen Mannes überdrüssigen Frau verlockt, wirft der Knecht nachts einen brennenden Schwefelfaden in den Flachsspeicher, weckt den Hausherrn und schliesst ihn, als er in den brennenden Raum läuft, dort ein. Eigentlich entspricht also seine Erzählung von der Entstehung des Feuers nicht der Wahrheit:

Sù patruni, sù patruni! Scinniti di l'arripusanti [Bett], mittitivi li zucculanti [Pantoffeln], dati a cura pi li 'mpiduggliianti [Stühle]! Tippiti nnàppiti [Katze] si tirau l'allegra-populu [Lampe], si nni iju 'mmenzu la vesti-populu [Flachs], e si nun curriti pri l'abbunnanzia [Wasser], addiu si nni va tutta la sustanzia.

Zwei spanische Varianten aus Estremadura (Archivio 6, 70) 'El cura y el ordenado' und aus Andalusien (Folk-lore andaluz 1, 134 = Archivio 6, 59) schliessen ähnlich wie die toskanische mit dem Raub der Würste[2]).

Aus Portugal bringt Prato im Archivio 6, 60 ebenfalls zwei Aufzeichnungen nach Vasconcellos, Tradições p. 70 und Coelho, Jogos e rimas infantis 1883 p. 40 bei[3]). Eine rumänische verdeutscht Gaster, Magazin f. d. Lit. des Auslandes 1879, 595 'Der überlistete Spötter' nach Ispirescu, Snove sau povesti populari 1875 p. 89: 'Die Schnurrende [Katze] hat den Trost [Feuer] ergriffen und ist in den Erfolg [Scheune] gerannt: lauft mit der Nässe [Wasser]'! In einem serbokroatischen Schwank aus Belgrad (Bos. Vila 9, 269. 1894) ruft der Reisende dem Gastgeber zu: 'Die Reinheit [Katze] nahm die Schönheit [Feuer] und trug sie auf die Höhe [Boden]: gib schnell die Güte [Wasser], daß wir die Schönheit umbringen!'

Dagegen klingt eine bulgarische Erzählung aus Südmazedonien (Vodena. Sbornik min. 4, 3, 143) an Straparola an. Der Schüler, den der Vater wieder die Schweine hüten lässt, weil er in der Prüfung des Bischofs durchgefallen ist, rächt sich an letzterem, indem er den griechischen Brief des Patriarchen beim Vorlesen absichtlich verdreht und dem Bischof mitteilt, er solle dem Patriarchen Frösche (statt Fische) schicken. Wenn hier die brandstiftende Katze fortgefallen ist, so fehlt sie doch nicht in einem polnischen Schwanke (Lud 2, 43). Ein Bauernjunge, der Geistlicher werden möchte, vermag des Pfarrers Fragen nicht zu beantworten: 1. Was ist bystrość (Schnelligkeit, Feuer), 2. radość (Freude, volle Scheune), 3 obfitość (Reichtum, Wasser), 4. bystrowidz (Scharfauge, Kater)? Nach einiger Zeit kommt er zum Pfarrer gelaufen und meldet: 'Scharfauge floh mit der Schnelligkeit zur Freude, und wenns nicht Reichtum gibt, wirds mit der Freude zu Ende sein.'

In den übrigen slawischen Fassungen, deren Kenntnis ich sämtlich der Güte von G. Polívka verdanke, ist an die Stelle des gefoppten Geistlichen immer ein

1) Auch in den umbrischen Varianten aus Spoleto und Nocera (Archivio 6, 43 f.) stürzt der Priester die Treppe hinunter und bricht sich den Hals; aber dieser Ausgang ist vom Burschen nicht absichtlich herbeigeführt.

2) Die erste lautet: O Señor Don Piquis-miquis! Tu que estás en potestate [Bett], ponte los chirlos-mirlos [Schuhe], tambien los garabitates [Hosen]; que el ave que papa las ratas [Katze] va cargado de esperencia [Feuer]; y si no acudes con clarencia [Wasser], te se quemará el bitoque [Heuschober]. Adios, que me llevo los jiliclos [Würste] y los jiliclocles [Schinken].

3) Die ausführlichere zweite Lesart lautet: Levantai-vos, populus dei, que lá vae o papa-in-rate [Katze] por a fumacia [Ofen] acima com o escaramulo [Feuer] ao rabo. Se não acudis com abundancia [Wasser], esta perdida a ganancia [Vermögen]. Calçae as vossas tiras e viras [Strümpfe?] e as vossas salperquitates [Schuhe?]. Abundancia, senhor!

wunderlicher Bauer getreten, während die Rolle des Helden teils einem Studenten, teils einem alten Soldaten (aber nicht einem Knechte) zufällt. Eine čechische Erzählung aus Mähren (Menšík, Jemnic. S. 176 nr. 54) berichtet, wie ein Prager Student in den Ferien beim Grossvater, der inzwischen Dorfschulz geworden ist, dessen neue Namengebung lernen muss; er sieht, wie in der Küche der naschenden Katze eine Kohle auf den Rücken fällt, und ruft: 'Grossvater, die Hitze (palčivost, Feuer) sprang auf die Schnelligkeit (bytrost, Katze), und die Schnelligkeit lief damit in die Freude (radost, Scheune); habt Ihr nicht genug Frische (čerstvost, Wasser), so werdet Ihr um die Freude kommen.' In dem weissrussischen Schwanke bei Federowski 3, 215 nr. 427 belehrt ein Bauer seinen aus der Schule nach Haus gekommenen Sohn, dass das Feuer auf lateinisch žyžatà (Hitze), der Kater Markitùn und die Ofenkrücke kacubà heisse; der Bursch bindet dem Kater einen Brand an den Schwanz und sagt: 'Vater, der Markitùn nahm žyžytà und trug sie in die Höhe (na vysatù).'

Anderwärts wird der Hader zwischen Student und Bauer weitläufiger ausgeführt. In einem grossrussischen Schwanke aus dem Gouvernement Minsk (Šejn 2, 308 nr. 143) prahlt der wandernde Student, den der Bauer unterwegs auf seinen Wagen genommen hat, mit seinem Wissen vom Donner und Blitz, der eine Art Elektrizität sei, und wird, als sie an einen Fluss kommen, vom Bauern aufgefordert, er solle, da er so gelehrt sei, absteigen und trocken durch das Wasser kommen. Der Student kriecht aufs Pferd, zerschneidet die Riemen und reitet hinüber. Nach langer Mühe kommt der Bauer heim und findet dort den Studenten schon vor. Er lädt ihn zum Essen, nimmt aber nachher eine Peitsche zur Hand und prügelt den Fremden, weil er seine Fragen nach den Namen der Katze, des Feuers, Wassers und der Pritsche nicht beantworten kann. Als der Bauer früh morgens zum Dreschen gegangen ist, jagt der Student den Kater mit dem Feuerbrande in den gedörrten Flachs. — Eine andere Fassung ebd. 2, 310 Anm. — Bei Hrinčenko 2, 284 nr. 192 (Kreis Cyhyryn) bittet ein seinem Herrn entlaufener Hirt den Bauern, ihn in seinem Ochsengespann mit über den Fluss zu fahren. Da der Bauer ihm nur gestattet, sich auf einen Ochsen zu setzen, zieht der Bursch mitten im Fluss die Stange, die das Joch mit der Deichsel verbindet, heraus, schwimmt mit dem Ochsen ans Ufer[1]) und gelangt in das Haus des Bauern. Als dieser später dort anlangt, peinigt er den Burschen durch die bekannten Fragen, und dieser ruft ihm morgens beim Abschiede zu: 'Alter, die Reinheit trug die Schönheit auf die Höhe; wenn Gott nicht den Segen gibt, wirst du Alter nicht in dem Hause sitzen.' — In der voraufgehenden Erzählung (2, 283 nr. 191 aus dem Gouv. Jekaterinoslav) nimmt der Bauer den Schüler (skolàr) auf den Wagen, weil er einen Glaser (šklàr) braucht, und jagt ihn hinunter, als er seinen Stand erfährt. — Bei Manžura S. 121 (Gouv. Jekaterinoslav) reitet der Schüler mit den Ochsen fort; es folgt die Rache des Bauern und die Vergeltung des Schülers, der auch den Schweinsmagen mitnimmt und sich mit den Worten verabschiedet: 'Leb wohl, Hausherr, bleib bei den Heiligen (Würsten), ich gehe mit Gott (dem Schweinsmagen); schau, es nahm die Reinheit die Schönheit und trug sie auf die Höhe.' — In einem kleinrussischen Schwanke aus Galizien (Drohobycz Etnograf. Zbirnyk 6, 99 nr. 264) spannt der Student ebenfalls die Ochsen aus, wird vom Bauern gepeinigt und jagt nachts den Kater auf den Dachboden, worauf er ruft: 'Bauer, der Schnurrende (marmota, Kater) kroch in die Höhe (vysota, Boden), machte Hitze (spekota, Feuer), der Berg (hora, Haus) brennt.' Vorher hat er schon durch eine Rätselrede angekündigt, dass er den Gänsebraten mit-

1) Nur dieser erste Teil kehrt bei Hrinčenko 2, 287 nr. 193 wieder.

nehmen werde: 'Abends kommt Husakovškyj (hus, Gans) aus Makitrovyč (makitra, Schüssel) nach Torbynyč (torba, Ranzen).

Statt des Studenten erscheint in grossrussischen Varianten auch ein beurlaubter Soldat, der sich ebenso gewitzt zeigt. Bei Afanasjev[3] 2, 436 nr. 146 w w w legt ein Bauer dem um ein Nachtquartier bittenden Soldaten drei Rätselfragen vor: 1. Was ist die Reinheit (čistota), 2. die Wohltat (blagodat'), 3. die Schönheit (krasota)? und gibt ihm, da er nicht die richtige Antwort (die Katze, das Wasser, das Feuer) weiss, jedesmal eine gewaltige Ohrfeige. Um sich zu rächen, bindet nachts der Soldat der Katze Werg an den Schwanz, zündet es an und jagt sie auf den Dachboden. Dann ruft er den Hauswirt und legt ihm sein gereimtes Rätsel vor: 'Die Reinheit nahm die Schönheit und brachte sie auf die Höhe; fängst du nicht die Wohltat, wirst du nicht in der Hütte leben.' — Ähnlich aus dem Gouvernement Jenisejsk in Zapiski Krasnojarsk. 1, 49 nr. 31, wo noch der Ofen 'Wärme' und der Rauch 'Gottes Sohn' genannt wird. — Eine Fassung aus dem Gouv. Smolensk bei Dobrovoljskij 1, 331 fügt ein weiteres Motiv hinzu: der Gast nimmt einen Reiher aus dem im Ofen stehenden Topfe, steckt ihn in seinen Ranzen und legt einen Bastschuh an die Stelle: beim Abschied sagt er: 'Dein Kurlynskij (kurlan, Reiher) liegt im Sumynskij (suma, Ranzen) hinterm Rücken (za plečinskim), und in der Gorŝinskoj (gorŝke, Topf) liegt der Lapotinskij (lapot', Schuh) und der Skovorodinskoj (skovoroda, Pfanne) und steht im Ofen (u pečinskoj'). — In einer verwandten Erzählung aus dem Gouv. Jekaterinoslav im Sbornik Charkov. 6, 182 hat der Soldat nachts die gebratene Gans in seinen Ranzen gesteckt und einen Schuh dafür in die Pfanne gelegt. Der Bauer fragt morgens, ohne den Sachverhalt zu ahnen, scherzend: 'Warst du schon in der Stadt Skovorodynskoje (Pfanne)?' Ich war. 'Und ist dort noch der Herr Husynškyj Gouverneur (Hus, Gans)?' Ach, der Herr Husynškyj ist nach Torbjunškyj (torba, Ranzen) versetzt, und in Skovorodynskoje sitzt der Herr Postolynskyj (postil, Schuh).'[1] — Ähnlich aus Ostgalizien im Etnograf. Zbirnyk 6, 117 nr. 396. — In einer Fassung aus der Ukraina bei Symčenko S. 22 nimmt der Soldat den Schweinsmagen 'Gott' und hundert Rubel mit, die der Bauer hinter die Heiligenbilder gesteckt hatte; er ruft, ähnlich wie in dem toskanischen Schwanke oben S. 137: 'Verbleibt mit den Heiligen, ich gehe mit Gott.' — Die Würste heissen Apostel in einem ähnlichen Schwanke aus Ostgalizien (Hnatjuk, Geschlechtleben 2, 6 nr. 15). — Über eine in Aarnes Register nr. 1940 erwähnte finnische Variante der 'sonderbaren Namen' fehlt mir Kunde.

Es würde zu weit führen, wollten wir die seltsame Namengebung in all diesen Fassungen, denen gewiss noch manche angereiht werden können, näherer Betrachtung unterziehen. Doch darf wohl hervorgehoben werden, dass neben den parodistischen Bezeichnungen einer überspannten Sprechweise (oben 26, 10) auch hübsche volksmässige Umschreibungen im Stile des Märchens vom Hausgesinde (Grimm nr. 140) auftreten. So heisst die Katze Reichhaart, Ratzenfänger, nld. snaterebakkes, snatterbosch, kale jonker, dän. rompe-drej, kismuskej, engl. white-faced simming, ital. saltingraffia, rifferaffe, tippiti nnappiti, chiappa-surci, pappalardo, span. papa las ratas, poln. Scharfauge, čechisch Schnelligkeit, russisch Reinheit, Schnurrende; der Hund nld. bluffer-blaffer, kale grijze, taterebakkes, dän. troknægt, mark-om-fæjj, hallo-hej; das Feuer gaudium, gloria in excelsis, dän.

1 Vgl. dazu Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1, 250 nr. 998 'General Spigans'; auch die oben erwähnte galizische Variante und Rogasener Familienblatt 1914 S. 11 (Pan Speklinski zog aus Topfowo nach Torbowo). Wackernagel, Kl. Schriften 3, 125. R. Köhler, Kl. Schriften 1, 62, 421.

ratterej, ital. allegria, allegra-populu, cocicarne, cocicrudo, span. esperencia, claritate, port. escaramulo, rumän. Trost, polnisch Schnelligkeit, russ. Schönheit: die Scheune Fülle, hohe Wonne, dän. glæde, engl. glory, čech. poln. Freude; Heu ital. mescolanza, pili de la madre terra; Flachs ital. vesti populu; das Wasser engl. plenty, ital. abbondanza, span. violencia, clarencia, poln. Reichtum, čech. Frische, russ. Wohltat; ferner das Bett Senfterich, ndl. legamus, engl. fortune, barnacle, ital. arriposagolo, riposatorio, span. jorgansia, port. aconstancia; die Stühle ital. mali incontri, impiddughianti; die Tür nld. draaiom, ital. apri-e-serra; die Treppe ndl. loopop, ital. va e vien, saliscendi, scendi-e-sale, li pendenti; die Beinkleider engl. squibs and crackers, ital. triccoli e traccoli; Stiefel Sparfuss, Stieblestäbli, ir. comfort of the soles, ital. tiritiri, patlic e patlac (Pantoffeln), span. chirlos-mirlos usw.

Schliesslich möchte ich noch auf eine mittelalterliche Erzählung hinweisen, in der ein grosser Brand auf ähnliche Weise durch ein Tier verursacht wird. Der Augsburger Konrad Derrer erzählt um 1343 (Zs. des histor. Vereins für Schwaben 31, 102 nr. 4 'De mirabili combustione'), wie in Wimpfen einst ein Esel, dem ein Vogel (aga) in den After kriecht, rasch aufspringt und an einem Feuer vorbei in die Scheune rennt; da die Federn des flatternden Vogels Feuer gefangen haben, gerät die Scheune in Brand, und bald steht die ganze Stadt in Flammen.

Berlin. Johannes Bolte.

Deutsche Volkslieder aus der Dobrudscha und Südrussland[1].

Die 49 hier verzeichneten Lieder deutscher Kolonisten stammen aus drei Orten der Dobrudscha, nämlich 19 Nummern aus dem Dorfe Cogelac an der südlichen Grenze des Kreises Tulcea, wo ich sie einem 1899—1901 von Robert Radke geschriebenen Liederhefte entnahm, 12 aus Malcoci bei Tulcea (1898 bis 1901 gesungen) und 16 aus Carámurád im Kreise Constanta (1905). Drei weitere Texte erhielt ich 1905 aus dem Dorfe Freudental bei Odessa. Die oft stark verwilderte Schreibweise musste geregelt werden. Die nötigsten Verweise hat Herr Prof. J. Bolte hinzugefügt.

1) Im Jahre 1915 unternahm ich eine Reise durch verschiedene deutsche Siedlungsbezirke Südosteuropas. In Westungarn besuchte ich die Heidebauern in Wieselburg, in Nordungarn die Zipser in Kremnitz, Neusohl, Leuterhau, Iglo, Leibitz, Kesmark, Fela, Poprad; in Südungarn im Banat und in der Batschka die Schwaben in Gyertyamos, Grosskikinda, Marienfeld, Temeschvar, Apatin, Priglevitza-Szent-Ivan, Weisskirchen, Pantschova; in Slawonien und Syrmien Esseg, Ruma und India; sodann in Siebenbürgen Mühlbach, Hermannstadt, Heltau, Michelsberg, Schässburg, Kronstadt. In der Dobrudscha verweilte ich in den meist schwäbischen Dörfern, in einigen wohnen auch Westpreussen: Anadólkjöj, Carámurád, Cogelac, Tarivérde, Tschukuróva, Atmadschá, Babadág, Malcoci, in denen ich z. T. schon in früheren Jahren öfters gewesen war. — In der Bukovina lernte ich nur Rosch bei Czernowitz kennen, in Wolynien Luzk und Roschischtsche, im Gouv. Cherson die Kolonien Gross- und Klein-Liebental, Lustdorf, Freudental, Peterstal; im Gouv. Taurien Herlitzenberg, Engenfeld, Kaisertal, Hochstädt, Halbstadt, Prischib, Naiman, Hochheim. Ich habe aus diesen Orten Aufzeichnungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse, Hausbau, Trachten u. dgl. mitgebracht, ausserdem auch Volkslieder u. ä. aus Kesmark, Iglo, Marienfeld, Ruma, India, Carámurád, Freudental. Handschriftliche Liedersammlungen erhielt ich zur Abschrift in India, Cogelac, Malcoci. — Vgl. oben 26, 335: Deutsche Volkslieder aus Ungarn.

A. Weltliche Lieder.

Als der Wirt nach Hause kam (3 Str.). Aus Cogelac. — Nach Fr. L. W. Meyer, 'Ich ging in meinen Stall' 1789. Erk-Böhme, Liederhort nr. 900 und 3, 872. Meisinger, Volkslieder aus dem badischen Oberlande 1913 nr. 315.

Als die Schneider beisammen waren (4). Aus Cogelac. — Erk-Böhme nr. 1635. Köhler-Meier, Vl. von der Mosel nr. 331.

Als ich morgens früh aufsteh (4). Aus Carámurád. — Erk-Böhme nr. 121.

Auf, ihr jungen deutschen Brüder (2). Aus Carámurád. — Abschied der zum Kriege Einberufenen.

Brüder, tut euch wohl besinnen (4). Aus Cogelac. — Unten nr. IV.

Brüder, wir ziehen in den Krieg (6). Aus Cogelac und Carámurád. — Erk-Böhme nr. 1344. J. E. und P. S., Vl. der Wolgakolonien 1914 nr. 140.

Der ein faules Gretchen hat (4). Aus Carámurád. — Erk-Böhme nr. 1556. Dunger, Vl. aus dem Vogtlande 1915 S. 185.

Der König von Baieren, der große Bonte [Leute?] braucht (6). Aus Carámurád.

Die Reise nach Jütland, die fällt mir so schwer (8). Aus Malcoci. — Erk-Böhme nr. 1429. Meisinger nr. 154. Wolgakolonien nr. 154

Dieses ist aller Weibsleut ihre List (3). Aus Carámurád. — Nach J. C. Günthers Lied 'Wie gedacht' (Erk-Böhme 2, 522. Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied S. 72.

Edle Freiheit, du mein Leben (4). Aus Malcoci. — Erk-Böhme nr. 1400. Köhler-Meier nr. 269.

Eigen Heim muß ich verlassen (5). Aus Cogelac. — Wanderstrophen von Abschiedsliedern.

Ei Lust und Freud steht mir ins Feld (7). Aus Malcoci. — Unten nr. III.

Ein altes Weib, das bucklig ist. Aus Carámurád. — Spottreime.

Eine Heldin wohl erzogen (9). Aus Cogelac. — Von G. K. Pfeffel (1779). Erk-Böhme nr. 1470. Köhler-Meier nr. 15.

Einst stand ich im Eisengitter (5). Aus Freudental. — Erk-Böhme nr. 727. Meisinger 1913 nr. 44. Dunger S. 119. Hess. Bl. f. Vk. 9, 37. Wolgakolonien nr. 72. J. Meier, Volksliedstudien 1917 S. 1–106.

Es hat ein Bauer ein Kalb erzogen (8). Aus Malcoci. — Ditfurth, Fränkische Vl. 2, 60 nr. 69. Hess. Bl. f. Volkskunde 9, 84.

Es war einst ein schwarzbrauner Schlossergesell (10). Aus Malcoci. — Erk-Böhme nr. 129. Heeger, Vl. aus der Rheinpfalz nr. 46. Wolgakolonien nr. 35.

Es wollt ein Jäger jagen (7). Aus Carámurád. — Ähnlich Erk-Böhme nr. 1440, Schluss abweichend.

Frisch auf, ihr Brüder von der Höh (5). Aus Cogelac. — Schlossar nr. 282.

Frisch, Soldaten, ins [!] Blut (4). Aus Malcoci. — Erk-Böhme nr. 1354. Köhler-Meier nr. 285. Oben 15, 262.

Heute scheid ich, heute wandr ich (6). Aus Malcoci. — Von Maler Fr. Müller 1776. Erk-Böhme nr. 1376. Wolgakolonien nr. 144.

Ich stand auf hohem Berge (8). Aus Cogelac. — Erk-Böhme nr. 89. Oben 18, 394. 19, 194. Dunger S. 1. Wolgakolonien nr. 28.

Ich weiß nicht, bin ich reich oder arm (4). Aus Malcoci. — Erk-Böhme nr. 1374. Meisinger 1913 nr. 155.

In der Blüte meiner schönsten Jugend (1). Aus Carámurád. — Entstellt.

Jetzt gang ich ans Brünnele (5 und 6). Aus Cogelac und Malcoci. — Erk-Böhme nr. 203. Heeger nr. 68. Wolgakolonien nr. 42.

Jetzt han ich mein Schimmel verkauft (5). Aus Carámurád. — Hruschka-Toischer, Vl. aus Böhmen 1891 S. 266 nr. 297. Schlossar, Vl. aus Steiermark nr. 215. Oben 15, 270 nr. 17.

Jetznnd fangt mein Trauern an (5). Aus Carámurád.

Keine Rose ohne Dornen (2). Aus Cogelac. — Erk-Böhme nr. 680.

Laß nur die Leut rede (3). Aus Carámurád. — Unten nr. I.

Merket auf, ihr Christen, was ich euch erklär (5). Aus Cogelac. — Sztachovics' Brautsprüche auf dem Heideboden in Ungarn 1867 S. 42.
Mit Läus da wär das Land gesegnet (3). Aus Carámurád. — Unten nr. VIII.
Morgens, wenn ich früh aufsteh (5). Aus Cogelac. — Unten nr. II.
Nun ist die Zeit und Stunde da (4). Aus Cogelac. — Nach S. Fr. Sautter. Erk-Böhme nr. 795. Meisinger 1913 nr. 119. Wolgakolonien nr. 114.
O Hansel, wie steht es mit dir (2). Aus Carámurád. — Dialog.
O Himmel, wie lang soll ich noch (2). Aus Carámurád. — Erk-Böhme nr. 544.
O wilde Walachei (1). Aus Carámurád. — Unten nr. VII.
O wunderbares Glück (5). Aus Cogelac. — Nach Schubart. Erk-Böhme nr. 1402. J. Meier, Kunstlieder im Volksmunde 1906 nr. 550.
So schön wie eine Rose (4). Aus Cogelac. — Erk-Böhme nr. 714 Heeger nr. 190. 191.
Wenn es einmal zum Scheiden kommt (5). Aus Malcoci. — Unten nr. V.
Wie siehts aus im fernen Osten (11). Aus Freudental. — Unten nr. VI.

B. Geistliche Lieder.

Den König, welcher Blut und Leben (1). Aus Cogelac. — Von E. G. Woltersdorf 1767 (A. Fischer, Kirchenlieder-Lexikon 1878 1, 98).
Fang dein Werk mit Jesu an (4). Aus Cogelac. — Bekanntes Kirchenlied, seit 1725 nachweisbar.
Laß mich diese Nacht empfinden (2). Aus Cogelac. Nachtgebet.
Macht eure Lampen fertig (4). Aus Freudental. Versammlungslied.
Sehn wir uns wohl einmal wieder (4). Aus Cogelac.
Was traurig und von Herzen treibt mich zum Singen an (6). Aus Cogelac. Das jüngste Gericht.

C. Hochzeitssprüche.

Friede sei in diesem Hause. Hochzeitsladung aus Cogelac.
Liebe Leute, haltet eure Mäuler still. Vor dem Kirchgange, ebendaher.

I. Liebesversicherung.

1. Laß nur die Leut rede,
Laß belle die Hund;
Und wenn du mich liebest,
So werd ich wieder gesund.

2. Jetzt laß ich mir mache
Ein Fenster in mein Herz [drin],
Auf daß du reinsegeßt,
Wie getreu ich dir bin.

3. Jetzt laß ich mir negen
Ein Bündlein an mein Degen,
Ein Sträußlein an mein Hut.
Ein Tüchlein in meine Tasche
Für mein Äuglein mit abzuwasche. Aus Cáramurád.

II. Der Bettelmusikant.

1. Morgens, wenn ich früh aufsteh,
Nehm ich mir mein Stecken.
Henke meine Geige um
Und auch zwei leere Säcke.
Dieses hat mir leid getan
Über alle Maßen:
O ich armer Geigersmann.
Ich bin schon ganz verlassen.

2. Als ich zu dem Nachbar kam,
Verlang mir eine Gabe,
Kommt der Wirt mit dem Stecken raus.
Muß alles selber kaufen. Dieses . . .

3. Zu Haus hab ich lahmer Bu
Ein Blinden und ein Scheelen.
Und wenn du es nicht glauben willst.
So komm und tu's besehen! Dieses . . .

4. Zu Haus hab ich ein altes Weib.
Sie geht schon an den Stecken.
Und wenn ich ja nach Hause komm.
Langt sie mir an den Säcken.
Sind sie voll, dann ist sie froh,
Fangt gleich an zu lachen. Dieses . . .

5. Als ich auf die Landstraß kam,
Kams ein Jud gefahren,
Nahm mirs meine Geige ab:
Ach Gott möcht sich erbarmen. Dieses . . . Aus Cogelac.

III. Soldatenleben.

1. Ei Lust und Freud steht mir es ins Feld[1]),
Drum hat mich Gott erschaffen.
Soldatenleben mir besser gefällt,
Ich tausch mit keinem Pfaffen.

2. Ei laßt mir Pfaffen Pfaffen sein!
Keinen Krieg können sie nicht führen.
Der Teufel soll ihr Oberster sein,
's Regiment zu kommandieren.

3. England ist weit und breit[2]),
Darin gibts enge Gassen,
Da muß ein mancher junger Soldat
Sein jungfrisch Leben lassen.

4. In England ists Wasser so teuer[2]),
Wir habens am besten erfahren,
Und wenn wir wieder ins Deutschland kommen,
Kein Geld wollen wir nicht sparen.

5. Und wenn wir auch hätten ein'n Keller voll Wein
Und auch ein Kist voll Taler,
Da müßt auch alles versoffen sein
Beim Kreuzer und beim Taler.

6. In unsrer Kirch da läutet man zusammen
Mit Glocken und mit Stangen[3]);
Und wer ein solches Läuten will hören,
Der muß sich manchmal bucken.

7. Wenn ich einmal gestorben bin,
Wer wird dann für mich trauern?
Auf grüner Heid da hab ich mein Freud,
Dort wird mein Leib verfaulen.

Aus Malcoci. — 1: Zum Anfange vgl. Erk-Böhme nr. 1314: Ich habe Lust ins weite Feld. — 2) Zu Str. 3–6 vgl. Schlossar nr. 283. 1: Marschiren wir ins Ungarn hinein — 2: In Ungarn ist das Wasser teuer — 4: In unsrer Pfarrkirchen läutens zusammen mit Trumpsel, Trumpeten und Stucken.

IV. Der Winterfeldzug 1812.

1. Brüder, tut euch wohl besinnen!
Denn das Frühjahr rücket an.
Wo werden wir zusammenbringen
Fünfmalhunderttausend Mann,
Daß wir werden ins Feld ziehen,
Viele fremde Länder sehen?
Denn das Frühjahr ist vorbei
Und die schönste Sommerszeit.

2. Endlich kommt der schnelle Winter,
Plötzlich war die Kält zu groß;
Die Kosacken müssen reiten,
Reiten schnell auf Deutsche los.
Viele müssen Hungers sterben,
Viele müssen so verderben
Und erfrieren in dem Schnee,
Das tut Deutschland großes Weh.

3. Es hat ein mancher treuer Vater
Sein'n herzliebsten Sohn im Feld,
Hofft, er werd ihn wiedersehen;
Er ist nicht mehr auf der Welt.
Ach, wie bringts dem Vaterherzen
So und so viel tausend Schmerzen,
Weil ihm sein getreuer Sohn
In dem Schnee verloren schon!

4. :,: „Rußland, dir will ichs gedenken,
Du hast mich vom Thron gebracht.
Wenn sich soll der Himmel senken,
Sag ich Moskau gute Nacht." :,: Aus Malcoci.

V. Aus dem Befreiungskriege 1813.

1. Wenn es einmal zum Scheiden kommt
Mit unsern jungen Leut,
So heißts: Mein Schatz, mein Engelskind,
Jetzt muß ich fort als wie der Wind,
Drum ist mein Herz betrübt.

2. Und wenn wir schon gezwungen sein
Zu dieser Nation,
So marschieren wir wohl über den Rhein,
Bis daß wir bei den Russen sein,
Dort wärn wir gar zu gern.

3. Und als wir zu den Russen kommen,
So rufen wir Hurrah,
So rufen wir Hurrah, vivat
Und schlagen auf Paris die Schlacht.
Alexander lebe wohl!

4. Ihr Brüder, fasst euch frischen Mut!
Alexander lebe wohl!
Friedrich Wilhelm wird bei uns sein,
Er wird ja unser Helfer sein,
Er steht uns Deutschen bei.

5. Was fangen die armen Mädchen an?
Sie bekommen keinen Mann,
Da ist der Herr Napoleon schuld.
Drum seind sie voller Ungeduld,
Drum ist ihr Herz betrübt.

Aus Cogelac.

VI. Der russisch-japanische Krieg.

Mel.: O wie dunkel sind die Mauern.

1. Wie sichts aus im fernen Osten
Wo der Krieg so wüten tut?
Manches Leben tut es kosten,
Und wie manches junge Blut,
Wo sie [sind da] hingerissen
Bei der mörderlichen Schlacht,
Und kein Mensch kanns wissen,
Wann Gott dort ein Ende macht.

2. Wieviel Eltern müssen weinen
Um ihr heißgeliebtes Kind,
Das wohl nicht mehr wird erscheinen,
Wann der Krieg ein Ende nimmt!
Der mit Sorgen [?] ward erzogen
Und mit Armut durchgebracht,
Ist so schnell dahingeschlagen,
Läßt sein Leben in der Schlacht.

3. Manches Schwesterlein wird fragen:
„Wo bleibt denn das Brüderlein?
Ist er schon vom Feind erschlagen
Oder wird er lebend sein?“
Manches Kind wird täglich fragen:
„Wo ist doch der Vater mein?“
Und die Mutter muß dann sagen:
„Er wird schon erschossen sein“.

4. Mancher hat den Tod gefunden
In des Meeres tiefem Grund,
Und noch vor ganz wenig Stunden,
War er lebend und gesund.
Ach, so schnell büsst dort der Krieger
Sein so junges Leben ein;
Und wer weiss, wer wohl der Sieger
Bei dem Ende noch wird sein!

5. Gott, gib doch dem lieben Kaiser
Seiner Macht ein guten Mut!
Könnten wirs da machen weiser,
Dass er doch eins siegen tut?
Und wir wollen fleissig bitten,
Die im Heimatlande sind;
Denn in mancher, mancher Hütten
Weint ein armes Waisenkind.

6. Ach, wie sind wir arme Leute,
Wenig spüren noch vom Sieg!
Hingeschlachtet sind viel Leute
In dem fürchterlichen Krieg.
Manches Weib muss bitter weinen
Um den vielgeliebten Mann,
Und da sind die lieben Kleinen
Bei der Mutter hinten dran.

7. Ist schon manche Lück gerissen,
Wo der Ehstand schön geziert;
Mancher Mann wird scheiden müssen,
Wo das Weib ihn nimmer sieht.
Und auch von den lieben Kleinen
Wird so manches Waise sein,
Wird kein Vater mehr erscheinen,
Bleibt die Mutter mit allein.

8. Wer kann all das Elend wägen
Jetzt in selber schwerer Zeit?
Und wer wird die Kleinen pflegen,
Wann der Vater muss in'n Streit?
Gott, lass Deine Gnade walten!
Denn wir Menschen sind zu schwach;
Du kannst alles wohl erhalten
In dem grossen Weh und Ach.

9. Liebe, weine nicht beim Scheiden,
Weil ich auf den Kriegsplatz muss!
Soll ich auch den Tod jetzt leiden,
Einmal ist der feste Schluss.
Als Soldat bin ich geboren,
Hab mein Leben eingesetzt,
Hab dem Kaiser zugeschworen,
Und vollziehen muss ichs jetzt.

10. Vater, Mutter, alle Lieben,
Weib und Kinder gross und klein,
Warum wollt ihr euch betrüben?
Es muss einmal doch so sein.
Wenn wir eins den Feind besiegen,
Kommen wir ja wieder heim.
Dann wird keiner schlafen liegen,
Dann wird grosse Freude sein.

11. „Wenn auch viele Tausend fehlen,
Wo schon längst im Grabe ruhn
Und sich auch zur Heimat zählen,
Dies ist alles Gottes Tun.
Ihre Rosen sind verschwunden
Von der Wangen schöner Pracht,
Doch sie haben überwunden.
Allen Freunden gute Nacht!"

Aus Freudental 1905. — Im russisch-japanischen Kriege kämpfte auch eine Menge deutscher Kolonisten aus Südrussland mit. Die Melodie 'O wie dunkel' ist dieselbe wie 'Stehe ich am Eisengitter' (Erk-Böhme nr. 727) oder 'Einst stand ich im Eisengitter' (oben S. —).

VII. Die neue Heimat.

O wilde Walachei, o schöne Walachei!
Die Häuser seind mit alte Dächer,
Drin so schön große Löcher.
Der Richter und der Schinder
Sind lauter Geschwisterkinder,
Der Dieb ist galgenfrei.
O wilde Walachei!
Der ein spricht über die andern selte,
[Denn] Schweine seind sie selber.
O wilde Walachei, o schöne Walachei! Aus Carámurád.

VIII. Die Sauberkeit dort.

1. Mit Läus da wär das Land gesegent,
Die find mer überall [l. allerwegen],
Im Hemd, im Bett, im Haus,
Do find mer nix als Laus auf Laus.

2. Die gröste sein wie die Gerstekerner,
Die mittlere sein wie die Haferkerner,
Die kleinste ware kugelrund,
Und viere wogen ein Vertelpfund.

3. Und do hat mer nix aufzuhange,
Da sch. . . die Hühnlein auf d Stange,
Wo mer Sach aufhange soll:
Do sein die Kleider von voll. Ebendaher.

Hamburg. Arthur Byhan.

Zu den Totenkronen.

(Mit 2 Abbildungen.)

Im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (26, 225—246) berichtet Otto Lauffer eingehend über den volkstümlichen Gebrauch der Totenkronen in Deutschland und bildet verschiedene Formen solcher Kronen ab.

Als Ergänzung zu diesen Bildern mögen zwei weitere dienen, da sie vollkommen verschieden von den besprochenen sind.

Abb. 1 zeigt ein nur $4^1/_2$ cm im Durchmesser haltendes Krönchen, hergestellt aus haarfeinen, mit dunkelgrüner Seide übersponnenen Metallfäden. Über seine Herkunft schreibt der verstorbene Dr. Bamberg in Lockwitz bei Dresden in einem hinterlassenen Manuskript:

„Im Vorraum einer seit einem halben Jahrhundert nicht mehr benutzten Familiengruft auf dem St. Johannis-Gottesacker in Zeitz (Prov. Sachsen, zum so-

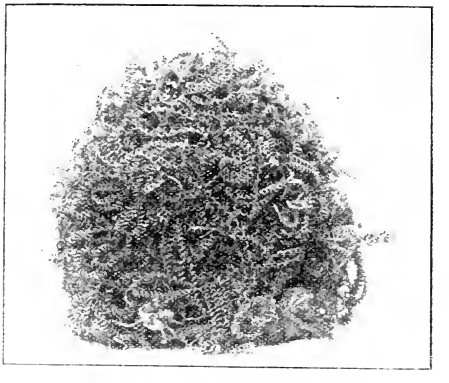


Abb. 1.

Abb. 2.

genannten Osterland gehörig) fand ich an der Wand zwei schmale schwarze Schaukästen mit erblindeten Scheiben, in dem einen ungefähr 12—15 grössere, in dem anderen zahlreichere kleine Krönchen, die nur 5—7 cm im Durchmesser hatten. Diese kleinen grünen Krönchen waren, wie aus der verwitterten Inschrift auf dem Kasten zu entnehmen war, einem 1787 verstorbenen 5jährigen Mädchen namens Crist. Coral. Ottin gewidmet. Im Museum zu Annaberg sah ich dann noch zwei den oben genannten grösseren ähnliche Kronen, die aus einer nahen Dorfkirche stammten."

Diese winzigen grünen Zeitzer Totenkronen haben grosse Ähnlichkeit mit den braunschweigischen Brautkronen, von denen Richard Andree[1]) sagt:

„Solche Brautkronen erhielten junge Mädchen frühzeitig angefertigt, die sie — noch lange nicht Bräute — selbst bei der Konfirmation, beim Gevatterstehen trugen, und die dann bei der Trauung ihren eigentlichen Zweck erfüllten, später sorgfältig aufbewahrt wurden, so dass sie jetzt in den Museen sich befinden."

Abb. 2 zeigt ein altes Ölgemälde, das Dr. Bamberg in der Kirche zu Lockwitz auffand. Es ist das lebensgrosse Bildnis des Hans Georg von Osterhausen, des Gründers der ersten evangel. Kirche zu Lockwitz, der 1627 starb und in der Sophienkirche zu Dresden beigesetzt wurde. Der Tote ist, im Sarge liegend, in der Tracht des ausgehenden 16. Jahrhunderts, mit einem mächtigen Korbdegen im Arm und einer Totenkrone auf dem Haupte dargestellt; zu seinen Füssen sitzt ein Engel, der ein Medaillon mit folgender Inschrift aufrecht hält:

„Der weiland wohledle, gestrenge und feste Hans Georg von Osterhausen auf Rittergut Reinhardsgrimma, Ober- und Niederlockwitz, auf Nickern, churfürstl. Durchl. zu Sachsen, wohlbestallter Ober-Kammer- und Bergrat und der Landrentenkammer Rector ist den 1. Nov. 1627 früh um 2 Uhr christlich und selig entschlafen, seines Alters 49 Jahre 24 Wochen. Gott Gnad."

Die Totenkrone ist auf dem Bilde mit weisser Farbe gemalt, war also höchst wahrscheinlich aus Silberspitzen, die auf Krone und Manschette gleich sind; das Muster derselben weist ganz entschieden auf Lahn-Spitzen[2]), wie sie in katholischen Ländern früher sehr viel zum Ausputzen von Kissen, Madonnenkleidern, Reliquien u. dergl. verwendet wurden und heute noch in Sachsen (Annaberg, Freiberg und Leipzig), auch in Nürnberg, hauptsächlich für den Orient hergestellt werden.

München. Marie Andree-Eysn.

Das Kind im Aberglauben des Isergebirges.

Von den vielen Kapiteln des Aberglaubens ist das vom Kind und seiner Pflege eines der eigenartigsten und reichhaltigsten. Ihm zugehörig sind die nachstehenden Ergebnisse eingehender volkskundlicher Erforschung.

Neugeborene Kinder lässt man vielfach in den Stall sehen, da man glaubt, dass sie besondere Glücksbringer für die Viehzucht seien. Von Kindern, die in der Nacht zwischen zwölf und ein Uhr geboren wurden, meint man, sie könnten alle Geister schauen und stets auf Erfüllung ihrer Träume rechnen. Einem Kinde, das sich schon am ersten Tage seines Daseins viel umsieht, sagt man ein baldiges Ende voraus. Verschiedentlich warnt man davor, einem Neugeborenen in

1) In einem Briefe an Dr. Bamberg.
2) Lahn = gewalzter Metalldraht.

den ersten drei Tagen zu fluchen oder eine böse Vermutung betreffs seiner Zukunft auszusprechen, weil man glaubt, solche Worte würden sich erfüllen. Damit das Kind später die zehn Gebote gut hält, soll man ihm während der ersten drei Lebenstage ein Gesangbuch unter das Kopfkissen legen. Will man das Neugeborene für die Zeit seines Lebens gegen starke Kälte und Hitze sichern, so soll man es vor dem ersten Bade mit kaltem Wasser besprengen. Als Mittel zu späterem Reichtum betrachtet man ein in das erste Badewasser geworfenes Geldstück. Damit das Kind stets gut schlafen kann, achtet man darauf, dass niemand die leere Wiege schaukelt. Weint und schreit es viel an einem Tage, so rechnet man auf starken Wind. Wer dem Säugling ein langes Leben bewirken will, soll es zum erstenmal im zeitigen Frühjahr hinaustragen und dabei sprechen: „Gott walt's!"

Soll ein Kind nicht so leicht den Schnupfen bekommen, so darf bei seiner Taufe keiner von den Patenleuten schnupfenkrank sein. Von dem Täufling, der an dem Tage, da ein Begräbnis im Orte stattfindet, getauft wird, sagt man, er sterbe frühzeitig. Damit er kein Trinker wird, soll man mit ihm nicht in ein Wirtshaus gehen. Ist der Täufling ein Mädchen, so darf kein Fräulein bei ihm Pate stehen. Man sagt, nur wenn dieses Patin eines Knaben sei, könne es auf einen Ehemann rechnen. Manche Leute lassen das Kind nach der Taufe in den Patenbrief sehen, in dem Glauben, dass es dann klug werde. Von einem Paten, der nach Ausfertigung des Patenkästchens dieses noch einmal öffnet, heisst es, er mache aus dem Täufling einen Dieb.

Will man bei dem Kinde einen vollen und reichen Haarwuchs erzielen, so soll man ihm den Kopf mit Fliesswasser waschen. Eltern, die ihre Kleinen vor Krämpfen bewahren wollen und dafür sorgen möchten, dass ihnen das Zahnen nicht zu schmerzhaft wird, gibt man den Rat, sie in den geheizten Backofen sehen zu lassen. Auch soll man, damit die Zähne leicht kommen, dem Kinde einen lebendigen Fisch durch den Mund ziehen und sprechen: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes". Den benutzten Fisch muss man alsdann wieder ins Wasser setzen. Als vorzügliches Mittel zum Sprechenlernen der Kleinen betrachtet manche Mutter das Verabreichen von Bettlerbrot. Von zwei Kindern, die noch nicht ein Jahr alt sind und sich ansehen, sagt man, sie bekämen schwer ihre Sprache. Damit das Kind nicht mondsüchtig wird, soll man es nicht während der ersten zwölf Monate seines Lebens in den Mond blicken lassen. Misst man vor Ablauf dieser Zeit den Kopf eines Kleinen, so wächst er nicht mehr. Damit die Kinder rechtshändig werden, soll man ihnen stets den rechten Kleidärmel zuerst anziehen. Gegen die Gelbsucht empfiehlt man ein unverhofftes Übergiessen des Kranken mit kaltem Wasser oder ein Erschrecken desselben im Dunkeln. Durch Einreiben der Haut und Gelenke mit Knorpelkraut sucht man das Kind vor Ausschlag zu schützen und ihm Gelenkigkeit zu geben. Will man Sommersprossen beseitigen, so reibt man das Gesicht mit dem ersten Löwenzahn oder einer schwarzen Schnecke ein. Als eine Ursache dieses Übels bezeichnet man den Regen, den das Kind vor Vollendung seines ersten Jahres ins Gesicht bekommt. Ist der Säugling noch nicht ein Jahr alt, dann soll man vor ihm auf den Tisch Geld und Brot legen. Greift er nach dem Geld, so meint man, er werde zu einem sparsamen Menschen heranwachsen. Nimmt er das Brot, so weissagt man ihm Verschwendungssucht. Von einem kleinen Kinde, das man in den Spiegel sehen lässt, meint man, es werde eitel. Will man Kinder vor häufigen Zahnschmerzen bewahren, so darf man ihnen nicht Freitags die Fingernägel beschneiden. Ein Beschneiden der Nägel am Sonntag bezeichnet man als Ursache von Gedankenlosigkeit. Gegen Nasenbluten giesst man kaltes Wasser auf den Nacken oder legt einen Schlüssel auf denselben. Auch

empfiehlt man zur Stillung des Blutes um den kleinen Finger einen Zwirnfaden zu wickeln oder den Zeigefinger hochzuhalten. Kommt das Blut aus dem rechten Nasenloche, so muss es der Zeigefinger der rechten Hand sein, andernfalls der der linken Hand. Vielfach dient auch ein in die betreffende Nasenöffnung gesteckter Kartoffelbovist zur Stillung. Überhaupt verwendet man diesen Pilz gern als Heilmittel bei Blutungen.

Ein Kind soll man nie als 'Ding' bezeichnen, da es sonst drei Tage lang nicht wachse. Auch glaubt man das Wachstum der Kleinen zu beeinträchtigen, wenn man ihnen an den Kopf schlägt oder über sie, falls sie spielend auf der Erde liegen, hinwegsteigt. Den Kindern selbst verbietet man, durch einen Stuhl, ein Fenster usw. zu kriechen. Ist jemand nur mit einem Schuh bekleidet oder hat er verschieden hohe Fussbekleidung an, so meint man, er 'verliere das Mass', d. h., er nehme an Körpergewicht ab. Dasselbe gilt von dem, der über 'das Kehrschel' (zusammengefegter Schmutz, Kehricht) läuft. Ist ein Kind magerer und schwächer geworden und schmeckt ihm das Essen nicht, so holt man jemand in das Haus, der ihm das 'verlorene Mass' durch seine 'Geheimkunst' wiedergeben soll. Er kommt dann dreimal und misst jedesmal seinen Patienten mit einem Faden vom Kinn bis zur Fussspitze. Dazu flüstert er andachtsvoll und unverständlich ein Sprüchlein. Nach dem letzten Messen verbrennt er den Faden. Das Ganze geschieht ohne Beisein eines Dritten und wird — in dem Glauben, dass es sonst vergeblich sei — verschwiegen. Damit der Gemessene Erfolg hat, darf er erst acht Tage nach der letzten Behandlung über ein Wasser gehen. Die Stelle, an der er beim Messen stand, wird sorgsam abgefegt. Eines guten Erfolges meint man auch sicher zu sein, wenn man zu dem weggehenden Wundermanne spricht: „Kumm nich wied'r!"

Charlottenburg. Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Bergische Arbeitsreime (Arbeitsliedchen).

Im allgemeinen darf man wohl behaupten, dass die Dichtkunst des Volkes zum Feiertagsgewande gehört. Alles, was aus dem Rahmen des Alltagslebens fällt, reizt das Volk zum Dichten und Singen an. Aber vereinzelt wird auch die Arbeit von Erzeugnissen der volkstümlichen Dichtkunst begleitet, verschmilzt mit ihnen und empfängt durch sie sogar Regelung und Belebung. Es sind die sogenannten Arbeitslieder, besser wohl Arbeitsreime genannt, da ein liedartiges Gefüge, die Aneinanderreihung von Strophen, in den meisten Fällen fehlt. Zu Liedern erweiterte Arbeitsreime gliedern sich aber, da sie meist Wechselgesänge bieten, doch wieder in kleine, von den Strophen zu unterscheidende Einheiten. Dass wir ferner streng zu unterscheiden haben zwischen Arbeitsreimen (oder Arbeitsliedchen) und den zur Arbeit gesungenen (Unterhaltungsliedern) oder den zu ihrem Preise entstandenen Liedern (Handwerksliedern; vgl. u. a. O. Schade, Handwerkslieder, Leipzig 1864) oder endlich den zu ihrer Verspottung gedichteten Liedern (vgl. z. B. A. Keller. Die Handwerker im Volkshumor, Leipzig 1912), ist selbstverständlich.

Ein weiteres Eingehen auf Zweck, Wesen, Form, Inhalt, Melodie, Ursprung, Alter usw. unserer Arbeitsreime erübrigt sich nach den bedeutenden Arbeiten von K. Bücher (Arbeit und Rhythmus. 4. Aufl. 1909), Ad. Schullerus (Unsere Volksdichtung), K. Reuschel (Volkskundliche Streifzüge, 1903), W. Uhl (Winifiod,

1908 u. 1913) und O. Böckel (Einleitung zu den deutschen Volksliedern aus Oberhessen, 1885 und Psychologie d. Volksdicht.[2] [1913] S. 13f.), ebenso wie ein Nachweis über die Notwendigkeit, auch diese Gebilde der Volksdichtung zu sammeln. Wenn diese Sammeltätigkeit recht fruchtbringend sein soll, muss sie sich auf einen kleinen Bezirk erstrecken, dessen Beschränkung allerdings durch das Wandern der Gesellen wieder bis zu einem gewissen Grade aufgehoben wird.

Mit Bücher und andern Forschern unterscheiden wir für unsere Reime drei Arten der Arbeit: Einzelarbeit, die doch zu gleicher Zeit von mehreren ausgeübt werden kann, Arbeit im Wechseltakt und Arbeit im Gleichtakt. Haben wir so die Scheidung nach oben vollzogen, sie gegen das Volkslied abgegrenzt, so müssen wir auch nach unten — gegen das Kinderlied, Spiellied usw. — eine Grenzlinie feststellen. Das ist nicht leicht, da die Übergänge sich hier besonders leicht verwischen. So dürfen wohl viele Kinderlieder (Rummelpottslieder und Lieder, welche zum Pfänderspiel gesungen werden, wie: Droben auf grüner Heid; vom Topf, der ein Loch hat usw.[1]) hierher gerechnet werden. Die Arbeit löst sich leicht ins Spiel auf (z. B. Bastlösereime, Reime beim Blumenpflücken. Blumenorakel usw.), und so wird eine feste Umgrenzung erschwert.

Beginnen wir bei der Landwirtschaft; dann mögen die verschiedenen Handwerke und endlich die Jugend mit einigen Proben folgen.

1. Dreschen. Das Dreschen mit seinem regelmässigen Takte[2]), der bei der gemeinschaftlichen Arbeit aufs peinlichste gewahrt werden muss, forderte geradezu zur Bildung von begleitenden Versen heraus, welche sich nur dem „rhythmischen Arbeitstakt" anzupassen brauchten. So schliesst sich das Drescherlied aufs innigste dem Gang der Arbeit an, „aber nicht an den Gleichtakt, sondern an den Wechseltakt"[3]). Die Dreschmaschine hat hier viel altes Volksgut vernichtet.

Aus dem Bergischen ist folgendes Drescherliedchen zu verzeichnen:

Lustig im Walzertakt
Flegel gehn auf und ab:
Einer dem andern nach
Schlagen wir auf und ab:
Klipp de klapp, klipp de klapp![4])

Vorzüglich passt das daktylische Versmass zum Dreschtakt.

2. Schwingtag. W. Uhl bemerkt 1, 176: „Dem Untergang nahe ist die Tätigkeit des Flachsreffens, und auch die Flachsrefflieder, von denen noch weit grössere Reste, etwa nur sog. 'Rudimente' erhalten sind, dürften dann fast gar nicht mehr als solche bekannt sein." Bücher fällt über unsere westlichen Provinzen folgendes Urteil (S. 90): „Flachsrefflieder finden sich noch zahlreich in Westfalen und im Rheinland. Sie werden beim Abstreifen der grünen Samenknoten des Flachses gesungen, einer ziemlich mühsamen Arbeit, welche mittels eiserner, in die Balken der Scheunenwände eingelassener Kämme geschieht, durch welche die Flachsstengel handvollweise hindurchgezogen werden. In der Regel versammeln sich dabei die Burschen und Mädchen des Dorfes zur freiwilligen Hilfeleistung, und die Lieder, welche sie zu dem taktmässigen Surren des Kammes singen,

1) Bücher S. 90f.

2) Arbeit im Wechseltakt: durchweg im Bergischen 'Dreischlag' genannt.

3) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 1898 S. 315.

4) Aus Windrath bei Langenberg; mitgeteilt von Landwirt Ernst Kipp. Literatur bei Sartori, Sitte und Brauch 2, 99; Uhl, Winiliod 1, 182f., 184; H. Zschalig, Mitt. d. Ver. f. sächs. Volksk. 2, 242ff.; Bücher S. 148. 326.

tragen den Charakter ausgelassener Neckerei. Aber sie schliessen sich, manchmal mit ausgesprochener Nachahmung des Kammschwirrens, unmittelbar dem Rhythmus des Reffens an." Uhl fügt hinzu: „Es liegt also im Flachsrefflied ein echtes, altes winiliod[1]) vor. Alle Merkmale eines solchen stellen sich ein: rhythmischer Arbeitstakt der Melodie, Neckverse, Wechselgesang, Improvisation mit Namens-Einsetzung. Das gleiche gilt auch von den Flachsbrechliedern, die noch dazu von Mädchen und Frauen gesungen werden, wodurch der Charakter des winiliod noch strenger gewahrt erscheint[2])."

Im Bergischen legte man auf das Schwingen des Flachses besondern Nachdruck. Die von Uhl oben gegebene Kennzeichnung trifft auch auf das einzige Schwingtagsliedchen, welches wir aus dem Bergischen anführen können, vollkommen zu. Montanus[3]) hat es aufgezeichnet; es lautet:

Wo geht sich denn der Mond auf?
Blau, blau Blümelein!
Oberm Lindenbaum, da geht er auf.
Blumen im Tal, Mädchen im Saal!
O, du tapfere Rose!

Einige Anklänge hat dieses Liedchen an das im Bergischen noch ziemlich bekannte Pfingstlied[4]). Montanus bemerkt dazu: „Nachdem die Schwingerinnen sich in Reihen vor ihren Schwingstöcken geordnet und die klappernde Arbeit begonnen haben, die Zungen durch Anisbranntwein gelöset sind, wird der Schwingtag mit einem feierlichen Liede in Molltönen eröffnet, welches anhebt: „Wo geht sich denn" usw. Diese Strophe wird so oft wiederholt, als Sängerinnen anwesend sind, und das Haus, der Wohnort einer jeden, wird als Aufgangspunkt des Mondes bezeichnet."

Die weiterhin von Montanus als Schwingtaglieder angeführten Gesänge sind allgemeine Volkslieder. In neuerer Zeit wurde auf den Schwingtagen nach den Angaben alter Leute vom Lande überhaupt nicht mehr gesungen.

Vielleicht dürfen noch hierher gerechnet werden:

Es flog eine weisse Taube![5]

oder:

Das Hänschen auf der Schüren sass[6].

Es mag auch mit Vorsicht aufgenommen werden, was Montanus über die Schwingtaglieder im allgemeinen sagt (S. 44).

Ein Spinnerlied aus Westfalen bringt H. Hartmann[7]), Zurmühlen[8]) dagegen zwei vom Niederrhein.

3. Viehhüten[9]). Noch in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts neckten sich die die Kühe im Herbst hütenden Bauernjungen bei Elberfeld, Neviges usw.

1) [Vgl. jedoch die von Bolte oben 19, 237 gegen die Gleichsetzung von Winiliod und Arbeitslied erhobenen schwerwiegenden Einwände.]

2 Ein Bergisches Flachsrefflied (Flachsroepen) befindet sich in v. d. Höh, Briefe usw. S. 45: Der Sperbel flog eröm on töm. Weitere Literatur b. Sartori 2, 115 Anm. 53.

3 Die deutschen Volksfeste 1854 S. 44; vgl. Erk-Böhme 2 nr. 441.

4) Firmenich, Germ. Völkerstimmen 1, 443. Ein Repplied bei Firmenich 1, 268, vgl. 3, 175. Woeste, Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark 1848 S. 29ff.; Reifferscheid, Westfäl Volkslieder 1879 S. 94ff., 188ff.; Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforsch. 1877 S. 152ff.

5) Montanus S. 47. — 6) Ebenda S. 48. — 7) Bilder aus Westfalen 1871 S. 207; Bücher S. 88. — 8) Niederrheinische Volkslieder 1879 Nr. 16. 113; vgl. dazu Erk-Böhme 1, 435f., 472. — 9) Bücher schliesst sie aus, weil es keine 'echten Taktlieder' sind.

wenn sie sich in grösseren Entfernungen voneinander befanden, namentlich wenn ein Tal sie trennte, mit dem laut gesungenen Zuruf:

Heloloh!
De füle Kuhhiat do!

Woeste[1]) bringt ähnliche Hirtenrufe aus den angrenzenden Landstrichen und bemerkt dazu: „Die schon bei v. d. Steinen vorkommende Sage von einem altsächsischen Hirtengotte Loc[2]) ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Könnte es nicht Loki (Lohho) gewesen sein? Vgl. das Dänische: Locke treibt seine Geisse aus.“ Diese Vermutung Woestes mag auf sich beruhen bleiben. In seinem Wörterbuch der Westfälischen Mundart (1882) schreibt derselbe Verfasser: ‘hêlo hê, heissa! engl. hilliho! Christmas carol. mnd. heilo = hêl o, o heil!’

An der Agger (im Bergischen) lautet der Hirtenruf beim Heimtrieb des Viehs:

Hèm, Kueh, hèm!
Stalldühr op!
Die Kueh, die kütt.
Die Kueh es satt,.
Sie mag kên Blatt.
Jöh, hèm, ho![3])

Auf eine andere Deutung bringt uns der Hirtenruf, den Woeste von Lüdenscheid in folgender Form aufzeichnet:

Elo lo (Marlisbet) o! ba höste o?

Antwort:

Elo lo (Mariktrin) o! ek haue (da und da)
un maren haü ik da und da).

Hier haben wir zweifelsohne eine ursprünglichere, vollkommnere Form des Hirtenrufs vor uns, einen kurzen Wechselgesang zwischen Hirt und Hirtin, um ein Zusammentreffen zu ermöglichen[4]).

Der reiche Gehalt an volltonigen Vokalen in den Bergischen (und anderen) Hirtenrufen ermöglicht es, sie auf grössere Entfernungen verständlich zu machen, was gerade hier sehr stark ins Gewicht fällt[5]).

4. Melken. In Flandersbach bei Wülfrath singt die Bäuerin oder Magd beim Melken:

Stripp, strapp, stroll,
Es dä Emmer noch nit voll?[6])

5. Fuhrmann. Bezüglich ihrer Auffassung als Arbeitslieder stimmen wir mit Bücher überein, wenn er bemerkt (S. 145): „Ebenso soll an die deutschen Fuhrmannslieder, denen man in den Sammlungen ziemlich häufig begegnet, bloss erinnert werden. Die Veränderung der Verkehrsverhältnisse erschwert uns das Ver-

1) Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark S. 21f.; E. H. Meyer Dt. Volkskd. S. 147. [Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimms Märchen 2, 381; Schrammer, Volkslieder aus dem Eulengebirge 1912 nr. 189—192.] — 2 Vgl. u. a. E. H. Meyer, Germ. Myth. 1891 S. 193.

3) Monatsschrift des Berg. Gesch.-Vereins 1910 S. 91.

4) Vgl. Böckel, Psychologie der Volksdichtung ² S. 81.

5) Sartori, Sitte und Brauch 2, 153 Anm. 8 bringt reiche Literatur; vgl. ferner Firmenich 1, 268. 347. 348. 3, 175. 177. 193. 693. 694. 695. 696ff. 886; Uhl, Winiliod 1. 65. 116.

6) Mitgeteilt von Lehrer W. Simon in Flandersbach. Vgl. Grimm KHM. nr. 45; Sartori 2, 143 Anm. 8; Uhl S. 180f.; Firmenich 1, 269. [Lewalter, Kinderlieder S. 302 zu nr. 129.]

ständnis dieser Dinge ungemein.“ Am ersten möchte hierher folgendes Liedchen zu rechnen sein:

Sollen rasch die Pferde fahren,
Soll man nicht den Hafer sparen;
Schnell läuft das Rad,
Wenn man's geschmiert hat:

Nicht gerade nach der Nase,
Sondern krumm läuft auch die Strasse.
Schnell läuft das Rad,
Wenn man's geschmiert hat[1].

Angeführt sei noch das aus einem alten Fuhrmannslied des 17. Jahrhunderts zusammengezogene, sehr verbreitete, meist als Kehrvers bei Rundliedern gesungene Liedchen:

Zieh, Schimmel, zieh,
Vom (Im) Dreck bis an die Knie.
Morgen woll'n wir Hafer dreschen,
Soll der Schimmel Häcksel fressen.
Zieh, Schimmel, zieh.

6. Böttcher. Man muss zwischen dem Arbeitsgeräusch des Böttchers und dem des Dreschers eine gewisse Übereinstimmung zugeben, welche um so grösser und auffallender ist, wenn mehrere Böttcher an ein und demselben Fass die Reifen antreiben. Aber die Schallwirkung ist doch eine andere, und dieser tragen die Arbeitsreime des Böttchers mit ihrer dumpfen, stumpfen Klangfarbe in geschickter Weise Rechnung. In Elberfeld singt der Böttcher:

Der Böttcher macht bum, bum,
Und schlägt den Reifen
Um et Küwen ganz herum!

Ein zweites Böttcherlied aus Elberfeld lautet:

Ich bin der Böttcher Bum, Bum, Bum,
Geht es mir auch manchmal krumm,
Is mir ganz pomade,
Es wird schon wieder grade.
Laut schallt es rings herum:
Ich bin der Böttcher Bum, Bum, Bum.

Woeste hat wohl das westfälische, bedeutend kürzere Böttcherlied mit ebenso trefflicher Klangwirkung in seinem Westfälischen Wörterbuch (S. 44) festgehalten:

de stampen hemers makt bum, bum, bum![2]

7. Zimmermann. Der Zimmermann erfährt beim Balkenziehen eine wesentliche Förderung seiner Arbeit durch ein genau geregeltes, taktmässiges Zusammenwirken. Darum kann sein Arbeitsreim nur kurz sein. Es ist ein Ruf, der sich dem Kommando nähert. Er ruft in Elberfeld:

Holz kömmt!

oder:

Ein, zwei — Holz kömmt![3])

1) Dieses Liedchen wurde von Lehrer Friedr. Fütterer in Much, einem sehr abgelegenen Gebirgsdorfe, aufgezeichnet; vgl. Des Knaben Wunderhorn, Reclamsche Ausgabe, S. 352; Erlach, Volkslieder der Deutschen 1834—1837, 2, 549. 557; Erk-Böhme 3, 1572f.; Böckel, S. 80; Firmenich 1, 426 u. a. m.

2) Vgl. ferner zum Arbeitsgeräusch des Böttchers Keller, Die Handwerker im Volkshumor 1912 S. 25. — 3) Vgl. Uhl, Winiliod S. 189ff.; Keller S. 25.

8. Weber. Ob ein Arbeitslied der Weber im Bergischen im Umlauf war, erscheint mir fraglich; immerhin ist es möglich. Arbeitslieder der Weber dürften im allgemeinen selten sein. Firmenich hat (2, 512) ein solches aus Mühlhausen im Oberelsass aufgezeichnet, ein anderes aus Strassburg (2, 525).

Das zum Weben aber unentbehrliche Spulen hat einen Reim gezeitigt:

Dat Spulerad,
Dat Spulerad,
Dat ärgert meck
Den ganzen Dag![1] Elberfeld.)

9. Maurer. Der Maurer wird gern vom Volk als träge hingestellt; darum pflegt man zu sagen: En Luat Mûrerschwett kost'n Kruandäler[2]. Da die Maurer vorzugsweise aus dem Hamburgischen in die grossen Wuppertalstädte und andere Industriestädte einwandern, ist das Maurerliedchen in dieser Mundart gedichtet:

Hie — Ha — Han mer dech emool!
Han mer dech emool erwescht!
Han mer dech nit,
Dann kriege merr dech doch,
Schloon dech met dem Truffel —
Hie — Ha usw.[3]

Ganz aus dem Geiste geboren, der den Maurer gern als arbeitsmüde hinstellt, sind einige Arbeitsliedchen, welche zu seiner Verspottung entstanden, aber doch hierher zu zählen sind. So singt man in Barmen:

Wiess — Quass, hen on her!
Ech woll, dat et als Owend wöar.
Wemmer ooch noch nit öössen,
Wemmer doch als do söössen!

Eine geringe Abweichung bietet die Elberfelder Lesart:

Quiesskwass hen on her,
Eck wönsch, dat et Meddag wör.
On dat vie dätten êten,
Odder schlöpen lögen.

In Gräfrath heisst es:

Wiessqnästchen hin on her,
Nu wöhl ech, dat et Owend wör!

10. Schuster. Als Arbeitsreim der Schuhmacher darf man vielleicht den folgenden Vierzeiler ansprechen:

Vie (Sie) lappen, vie (sie) pappen.
Schlont kräftig op de Penn:
Denn all die Schusterjonges
Hant ömmer fruaen Senn![4] Elberfeld.)

11. Schreiner. Dem Schreiner schreibt man folgenden Arbeitsreim zu:

Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt alles gleich!

Diese Zeilen entstammen bekanntlich der ersten Strophe des durch Kreutzers Vertonung allgemein bekannten Hobelliedes aus dem 'Verschwender' von Ferdinand Raimund (1833)

Da streiten sich die Leut herum.

1) Vgl. Uhl, Winiliod S. 188*. — 2) Ebenda S. 206 f.; Keller S. 51 f. — 3) Fr. Storck, Je länger je lewer 1876 2, 86. Das Liedchen ist noch im Volksmund bekannt. Firmenich dürfte kein Maurerliedchen enthalten. — 4) Vgl. Uhl S. 194; Keller S. 24.

Als Arbeitsreim der Schreiner ist folgender ohne Zweifel wertvoller:

Ich bin der Schreiner Hobelglatt,
Ich hoble hin und her.
Ich hoble krumm und schief und platt,
Als wenn's geplättet wär! (Elberfeld.)

12. Scherenschleifer. Bei ihm ist natürlich von vornherein das eigentliche Lied, das Scherenschleiferlied[1]) auszuscheiden. Bei Elberfeld sangen sie früher:

Scherenschleifen, das kann ich,
Das versteh' ich meisterlich!

13. Postillon. Wenn der Postwagen früher in scharfem Trabe über die Strasse fuhr und die Fenster der kleinen bergischen Häuser klirrten, dann riefen die Kinder demselben nach:

Extra Langenberg, extra Post!
Fuhrmann, fahr' aus dem Weg,
Sonst kriegst du de Vott voll Schläg!
Fuhrmann, fahr' aus!

Später wurde das Liedchen in folgender Weise abgeändert:

Extra Langenberg, extra Post!
Hast mir was mitgebracht,
Was mir nichts kost't!

Die zugrunde liegende Melodie bewegt sich ausschliesslich in den Tönen des Dreiklangs, entsprechend dem Hornsignal. Ein ganz ähnliches Motiv hat u. a. Fr. Kuhlau in Heibergs 'Elfenhügel' verwertet[2]).

14. Wiegenliedchen. Es beschäftigt sich naturgemäss mit der Tätigkeit des Wiegens, nicht mit dem Kinde; es lautet in Elberfeld:

Die Wieg die get de krick de krack —
Schlöp du dicke Querksack (Norksack).

15. Schlittenfahren. Das schnelle Hinabsausen des Schlittens am Berghang, das immerhin mit einem gewissen Rhythmus erfolgt, brachte verschiedene Rufliedchen hervor, welche man füglich in diese Reihe aufnehmen darf.

Barmen:

Affin doo!
Wennste fälls,
Dann liasse do![3])

Mettmann:

Fento![4])
We nitt süht.
De leit do!

16. Bastlösereime[5]) (Huppenlieder). Auch die Bastlösereime müssen hier angeführt werden, wenn es sich auch vorzugsweise um eine spielende Beschäftigung (aber nicht ausschliesslich) der Kinder handelt. Im Ur-Quell habe ich die Bergischen Bastlösereime gelegentlich einer Umfrage veröffentlicht. Hier seien dieselben nochmals zusammengestellt.

1) Uhl S. 187ff. — 2) Vgl. Uhl S. 326. — 3) Gemarker, Wichelkus' Käpp[1] S. 99 — 4) Wohl aus 'affin doo' entstanden.

5) Uhl S. 180; Woeste, Mark S. 20. Des Verf. Umfrage im Ur-Quell 3, 203, 294. 4, 97. Auf die überreiche Literatur soll hier nicht weiter eingegangen werden: vgl. u. a. Am Ur-Quell 3, 204. Hier kommt namentlich Montanus-Waldbrühl, Vorzeit 1, 248ff. in Betracht.

1. Hüppken, Hüppken, Oligskrût,
Kätzken liep der Düar herût.
Wenn dat Kätzken wiəder kömmt,
Dann es dat Hüppken fädig, ja fädig, ja fädig. (Elberfeld.)

2. Hüppken, Hüppken, Mönekrût,
Dat Kätzken löppt der Düar herût.
Es dat Hüppken fädig woer,
Kôm dat Kätzken wiəder. Elberfeld.)

3. Pipken, Pipken, Sâpe,
De Möller sôt om Dâke.
Pipken usw. wie Nr. 1. (Elberfeld.)

4. Hüppken, Hüppken, Sâpe,
De Möller sett om Dâke.
He s . . . heraf,
He dr . . . heraf,
He fällt mit der V . . . en't Wâter! Elberfeld.)

5. Piepken, Piepken, Saapholt!
De Möller kiekt tom Daake ruut,
Met der witten Mötschen,
He woll dat Lisken bietzen (bötzen)
Met dem ruaden Dooke,
He wolt dat Piepken maaken.
Ein, twei, drei!
Dann mott dat Piefken feedig sin. Remscheid.)

6. Pippken, Pippken, Sâp;
Der Möller sôt om Dâk.
Pippken, Pippken, Muarenkrût,
Dat Kätzken liəp der Düren rût,
Dat Hönken liəp em no,
Do woaren se tigliks do.
Aff, aff, aff,
Do giet die Huppe aff. (Cronenberg.)

7. Huppe, Huppe, gess de loss!
Ech schmiessen dech en de Röben! Rosbach a. d. Sieg.)

8. Sippe, Sappe, Sunne,
Mi Mauder es en Nunne,
Mi Vader es en Pape;
Dä kann so gode Fleutepiepen maken.
Doa koam dä diecke Hesse
Met dat blanke Messe,
Wol den Toan (= Turm) ropklatern.
Toan ropklatern is wol gedoahn;
Fleutepiepen, nu mos se oapen gahn. Essen.)

9. Siege, siege, sage, wei
Wollen ein Flöttschen maken;
Flöttschen woll nit duren,
Do smete wei et in de Ruhre,
Ut de Ruhr bös in de Rhin,
Wollet wacker ein Flöttschen sin.
(Duissern bei Duisburg.)

17. Rummelpottslieder. M. vgl. hierfür u. a. des Verf. Ausführungen oben 13, 226f. und Sartori, SB. 3, 46. 59. 79. 98. 160. 269, wo auch die hauptsächlichste Literatur angeführt ist.

Die Melodie tritt in ihrer Bedeutung entschieden zurück hinter den Text der Arbeitsreime und Arbeitsliedchen, weit mehr z. B. wie bei den Tanzliedern. Die Reime werden vielfach „in einer zwischen Singen und Sprechen die Mitte haltenden Art rezitiert", wie es bei den meisten Kinderliedern der Fall ist.

Elberfeld. Otto Schell.

Märkische Berge in der Sage.

Ein Beitrag zur Sagenkunde der Mark Brandenburg.

Neben der Geschichte ist die Natur die mächtigste Sagenschöpferin. Auch für die Mark Brandenburg gilt dieser Grundsatz, den mit Beispielen zu belegen ich in meinem Sagenbuche[1]), insbesondere für die beiden Landschaften Barnim und Uckermark, reichliche Gelegenheit hatte.

Der Volksglaube hat an unseren märkischen Bergen mancherlei Eigentümlichkeiten entdeckt, und im Vergleich mit deutschen Landschaften rein gebirgiger Natur können wir eine besonders liebevolle und eingehende Beschäftigung mit ihnen feststellen. Das liegt wohl hauptsächlich darin, dass in der Mark Brandenburg der wirklichen 'Berge' nicht allzuviele sind. Wo sie aber vorhanden, spricht das Volk mit einem gewissen Stolz, ja, z. T. sogar mit Ehrerbietung von ihnen.

Die Entstehung der Berge denkt sich der Volksglaube vorwiegend als Zufall, wobei allerdings die Riesen, die auch sonst immer im Zusammenhang mit den Bergen erscheinen, ihre Hand im Spiele haben. Der Teufelsberg bei Landin (Westhavelland) verdankt der Bequemlichkeit zweier Liebenden aus dem Geschlecht der Hünen sein Vorhandensein. Um das zwischen ihnen liegende grosse Luch geradenwegs zu durchschreiten und alle Umwege zu sparen, wurde der Berg mitten in der Sumpfgegend von dem Riesenfräulein mit wenig Mühe aufgebaut[2]). Als störend empfand auch eine Riesenjungfrau einen See in ihrer Nähe; sie beschloss ihn zuzudämmen. Als sie mit der Durchführung dieser Arbeit begriffen war, zerriss ihr kurz vor ihrem Ziel das Schürzenband, und der Sand, den sie in der Schürze trug, fiel heraus. So entstand der schöne Berg unweit des Werbellinsees bei Herzberg (Kreis Ruppin).[3]) Es ist merkwürdig, dass diese Sage bei ihrer Weiterentwickelung ein christliches Gewand angenommen hat und ein Engel das Schürzenband zerschnitt, damit das Riesenfräulein nicht zu ihrem Ziel gelange und eine alte liebe Gewohnheit eines geistlichen Herrn unterbinde.[4]) Mit der Entstehung des Gollenbergs bei Stölln (Westhavelland) steht sogar Frau Harke in Verbindung. Sie ist nicht nur an die Stelle des Riesenfräuleins getreten[5]),

1) Märkisches Sagenbuch. Sagen und Geschichten aus Barnim und Uckermark. Berlin 1909.

2) Kunzendorf, Sagen der Provinz Brandenburg (Cottbus 1911) S. 133, vergl. auch Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg (Berlin 1903) S. 42.

3) Engelien und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg Berlin 1868) S. 63 u. 83 (Pieseberge an der Oder) und Kuhn (vergl. Anmerkung 7) (Berg bei Wachow im Havelland).

4) Haase, Sagen aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend (Neu-Ruppin 1887) S. 28.

5) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen u. Gebräuche (Leipzig 1848) S. 110.

sondern gehört geradezu zur Familie der Riesen[1]) und wohnt als solche im Frau-Harkenberg (Westhavelland). Sie leitet uns über zu den mit unseren Bergen in innigster Verbindung stehenden Riesen.

Die Berge sind von den Riesen oder Hünen gebaut, wie der bei Knobloch (Osthavelland)[2]); sie wohnen in oder auf den Bergen, wie z. B. auf den Klinkower Bergen unweit von Prenzlau[3]). Ganze Familien von Riesen auf solchen Hügelketten sind beobachtet worden, so auf den Fuchsbergen bei Brandenburg a. Havel[4]) und auf dem Harkenberg bei Camern im Havellande.[5]) Und wo benachbart wohnende Riesen in Streitigkeiten geraten, gibt es grimme Schlachten. Bekannt ist die Riesenschlacht bei Netzeband im Ruppiner Land[6]), wo an dem dortigen dreifachen Wallberg 'noch jetzt Spuren wahrzunehmen sind', und die grosse Müggelbergschlacht, in der 'sie sich mit grossen Felsblöcken geworfen haben'[7]). Wir spüren hier bereits den Anklang an die prähistorischen Fundstätten und erkennen die Erzählungen von den Hünengräbern.

Im Hünenbett bei Rotzis im Teltow liegt der gefallene Riesenkönig[8]) und im Seddiner Königsgrab der heidnische König Hinst[9]), aufgebahrt in dreifacher Sargverwahrung, golden, silbern und eisern, wie der Riesenkönig, der bei Kemnitz in der Priegnitz schläft.[10]) Um das Grab des Riesenkönigs bei Möllen unweit Lenzen liegen viele Grabhügel und Steinkreise, 'in denen wohl seine Helden begraben liegen'.[11]) Diesem Sagenkreise folgend, kommen wir allmählich in die geschichtliche Zeit, in die Zeit der Germanen- und Wendenkämpfe, die weiterhin überleiten zu den Schlachten, die in der Mark zwischen Brandenburgern und Mecklenburgern geschlagen, die in der Wenden- und Hussitenzeit, ja sogar im 30jährigen Kriege spielen. Aus den Gräbern der gefallenen Tempelherrn in den Sandbergen bei Zellin a. d. Oder sprossten von selbst Königskerzen hervor.[12]) Auf der höchsten Spitze des Freiberges bei Ogrosen (Kr. Calau) liegt in einem dreifachen Sarge, aus Eichenholz, Zinn und Silber der letzte Wendenkönig[13]), und ähnliches wird in dem reichen Sagenschatz des Schlossberges bei Burg im Spreewald erzählt.[14]) Auch der Marienberg bei Lenzen in der Priegnitz erinnert an die Wendenzeit.[15]) Der Name des Vivatberges bei Eberswalde erinnert an den schrecklichen Einfall der Litauer und Polen im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts Die Brandenburger siegten, und von den 'Vivatsrufen der Brandenburger hat dann der Berg seinen Namen erhalten'.[16]) Bis auf den Schanzenberg bei Dubrow (Kr. Lebus) soll eine Schar Hussiten vorgedrungen, dort aber von den Frankfurter Bürgern empfindlich aufs Haupt geschlagen worden sein. Noch heute findet man dort verrostete Waffen und Panzerteile.[17]) Unser Weg führt uns zu den Räuberbergen und den Burgsagen, die jedoch hier nicht berührt werden sollen.

Unsere Berge beherbergen aber auch das Gegenteil der Riesen: die Zwerge, die auch die Unterirdischen, oder, wie namentlich in der Lausitz, die Lutchen genannt werden. Sie bilden ein besonderes Kapitel, das hier nur insoweit interessiert, als es unmittelbar mit den Bergen zusammenhängt. In ihnen wohnen ja die Zwerge hauptsächlich, und manche dieser Örtlichkeiten führen sogar den Namen Zwergberg, wie z. B. bei Oderberg und bei Lützlow (Kr. Angermünde).

---

1) ebenda S. 112. — 2) Kuhn, Märkische Sagen und Märchen (Berlin 1843) S. 142. — 3) ebenda S. 216. — 4) Der Bär 3, 156. — 5) Kuhn u. Schwartz S. 112. — 6) Haase S. 88. — 7) Schwartz S. 25. — 8) Kuhn S. 110. — 9) Kunzendorf S. 166. — 10) Kuhn S. 230. 11) ebenda S. 234. — 12) Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg (Berlin 1883) S. 162. — 13) Bär 2, 7. — 14) A. Götze, Der Schlossberg bei Burg, Prähistorische Zeitschrift 4, H. 3–6. — 15) Handtmann S. 13. — 16) R. Schmidt S. 57. — 17) Brandenburgia-Monatsblatt 19, 79.

In beiden 'hielten sich vor alter Zeit Zwerge auf',[1]) und im Hindenberg unweit Grünhof (Ruppin) liegt sogar der König der Zwerge in einem goldenen Sarg begraben.[2]) Viele Geschichten sind im Schwange von den Zwergen im Hohen Berge bei Zechow (Ruppin)[3]) und den Luttchen, Heinchen oder Judelchen in der Niederlausitz[4]) sowie den 'Ludgenbergen' bei Lieberose.[5]) Der Charakter dieser Erdgeister ist überall derselbe: gutmütig aber reizbar. Häufig schon haben sie die Menschen in das Bergesinnere, in die unermesslichen Höhlen geführt, in denen sie selbst wohnen.[6]) Frau Harke hat in einer Berghöhle 'wilde Schweine, Hirsche, Rehe, Hasen und andere Tiere gehabt, die hat sie des nachts hinein und morgens hinaus auf die Weide getrieben'[7]).

'Mächtige Räuberbanden' wohnen in den Höhlen der Bohnenberge bei Zechlin[8]), wie überhaupt das Räuberwesen in ständiger Verbindung mit den Bergen, namentlich wenn eine Räuberburg darauf steht (Liebenwalde, Prenzlau usw.), genannt wird. Ein besonderes Erlebnis hatte der Fähnrich Sinclaire in einer Höhle der Beitz'schen Berge (Lausitz). 'Eine grosse Höhle, die er am Tage nicht gesehen, tat sich vor ihm auf, in deren Hintergrunde eine lange Reihe von Kriegern, im Kostüm des 30jährigen Krieges, um eine mit Speise und Trank wohlbesetzte Tafel gelagert, grosse Becher von Hand zu Hand gehen lassen'[9]).

Am häufigsten aber ist die Höhle oder überhaupt der Berg selbst mit Schätzen angefüllt. In einer Höhle des Wallberges bei Blankenburg (Kreis Angermünde) standen 'in einem grossen Saale gewaltige Reihen von Fässern, alle bis zum obersten Rande mit blanken Goldstücken gefüllt'. Am Johannistag hat einmal hier ein armer Tagelöhner sein Glück gemacht,[10]) während ein anderer bei dem nahen Dorfe Lützlow infolge seiner allzugrossen Schüchternheit nicht so glücklich war. Der Schatz im Hohenberge bei Zechow (Ruppin) wird von Zwergen bewacht[11]), und im Innern des Kapellenberges am Golm (Teltow) liegt eine ungeheure Summe Geldes in einer Braupfanne,[12]) während im Teufelsberg bei Oderberg das Gold im Berginnern in Fässern aufbewahrt wird[13]) Auf dem Berge bei Burg (Kr. Cottbus) wühlten Schweine einst einen Schatz aus; der noch ungehobene Schatz im Katzenberge bei Halbendorf (Spreewald) und auf dem Merker Sandberg bei Räschen (Lausitz) sind vergrabene Kriegskassen, und der Schatz im Georgenberge bei Spremberg ist durch das Dazwischenkommen eines dreibeinigen Hasen bisher ungehoben.[14]) Oft werden die Leute auf das Vorhandensein eines Schatzes im Berge durch ein eigenartiges Brennen an der betr. Stelle aufmerksam gemacht. Der böse Geist lockt durch das Geldbrennen[15]), und wenn jemand gar zu aufdringlich ist, hebt 'ein gewaltiger Wirbelwind ihn in die Höhe', um ihn vom Schatzort zu verscheuchen.[16]) Zu heben sind die Schätze in den Bergen nur in der Johannisnacht [7]) und ohne dass dabei auch nur das geringste gesprochen wird.[18]) Vielfach hat auch die Wünschelrute gute Dienste getan, zumal bei der Auffindung des eigentlichen Schatzortes.[19]) Wer indes seine Habgier allzusehr

1) Kuhn und Schwartz S. 49. — 2) Haase S. 44. — 3) ebenda S. 34. — 4) Gander, Niederlausitzer Volkssagen (Berlin 1896) S. 40. — 5) Krüger, Alt-Lieberose 1904, S. 8. — 6) Haase S. 35. — 7) Kuhn u. Schwartz S. 113. — 8) Engelien u. Lahn S. 61. — 9) Haupt, Sagenbuch der Lausitz S. 164. — 10) Kuhn u. Schwartz S. 50f. — 11) Haase S. 39. — 12) Engelien u. Lahn S. 5. Die Braupfanne erscheint auch im Spreewald wieder. (Schulenburg, Wendisches Volkstum (Berlin 1882) S. 88 und Bär 2, 7). — 13) Schwartz S. 130. — 14) Schulenburg S. 3, 89, 92. — 15) Gander bringt mehrere Beispiele, auch bezüglich der Kriegskassen S. 67—69. — 16) Kuhn S. 105. — 17) Haase S. 61, 71; Kunzendorf S. 143. — 18) Schmidt S. 51; Engelien u. Lahn S. 40. — 19) Engelien u. Lahn S. 40; Schulenburg S. 88 u. 93; Haase S. 61.

merken lässt, wird allemal bestraft.[1]) Hier und da gelten noch besondere Bestimmungen: Der Schatz im Hohenberg bei Zechow (Ruppin) kann nur 'um Mitternacht durch eine unbescholtene Jungfrau stillschweigend mit silberner Laterne und silbernem Schlüssel und unter Abbetung von drei Vaterunsern' gehoben werden.[2]) Den Schatz im Schlossberge bei Jänickendorf unweit Luckenwalde 'kann nur der heben, welcher fünfmal in einem Atem um den Berg läuft. Bis jetzt ist das aber noch keinem gelungen'.[3]) Sogar Verzeichnisse von klingenden Schätzen, die noch der Hebung bedürfen, bewahren unsere Archive auf. In einem alten Verzeichnis im Spremberger Stadtarchiv steht folgende Notiz: 'Es sind vergraben aufm Georgenberge unter einer Linde[4]) zwei Ellen tief 21000 Tlr. hinter der Kirche drei Ellen tief 20000 Tlr., in vier Gewölben da, sieben Ellen tief 50000 Tlr., beim Altar in drei Kasten vier Ellen tief 50000 Tlr., bei einem Fenster drei Ellen tief 24000 Tlr., von diesem sieben Schritt entfernt 40000 Tlr., in der Stadtkirche beim Altar an zwei Orten in zwei Kasten 100000 Tlr., in einem Pfeiler 10000 Tlr.' Wann und durch wen dieser ungeheure Geldschatz vergraben sein soll, verrät das Aktenstück nicht. Herzog Christian von Sachsen-Merseburg, der längere Zeit in Spremberg residierte, hat nach dem Gelde erfolglos suchen lassen. — Ähnliches berichtet die Eberswalder Chronik[5]).

Ein Mann aus Liepe bei Oderberg hat im dortigen Teufelsberg 'eine grosse schöne Stadt' gesehen[6]), und der Alchimist Kunkel hat einst seinen dankbaren Schülern und Freunden im Pantherge bei Potsdam ein Schloss gezeigt, darin die verzauberte Gräfin zu sehen war.[7]) Aus Potsdam stammt auch die Kunde von der Prinzessin, die auf den elf Bergen um die Stadt heimisch war und den Brauhausberg als ihren Lieblingssitz erkor.[8]) Sonst handelt es sich meist um verwunschene Prinzessinnen, die erlöst sein wollen. So können z. B. die von den Müggelbergen bei Coepenick und auf dem Schlossberge bei Biesenthal nur erlöst werden, wenn man sie auf den Armen ohne zu sprechen nach der Kirche trägt. Das ist aber noch keinem gelungen, immer trat ein Zwischenfall ein[9]). Hierher gehören auch die Jungfernberge mit ihren Sagen und Geschichten.

Es ist auffällig, dass hier immer die Dreizahl wiederkehrt. Durch die Nachlässigkeit einer alten Frau, deren wichtigstes Merkmal der Besitz einer schwarzen Katze war, sind die drei Jungfrauen, die allmittäglich vom Schlossberge in Lieberose[10]) herabstiegen, um sich im Quell zu waschen, bis heute unerlöst geblieben. Am Fusse des Olerberges[11]) liegen drei Prinzessinnen begraben. Die drei Sanddünen am Wege unweit von Liesenkrüz bei Eberswalde[12]) heissen die Jungferngräber; dort liegen die letzten drei Klosterschwestern von dem einst am Nonnenfliess belegenen Kloster. In der Johannisnacht öffnet sich alljährlich der Scharfenberg bei Wittstock und aus der hohen Wölbung reitet auf prächtigem Rappen eine schöne Jungfrau. Der Jüngling, der mutig genug ist, sich zu ihr aufs Ross zu schwingen, erhält sie zur Gemahlin und ein Königreich dazu.[13]) Nach der Erntezeit zeigen sich am Budenberg unweit Rauen (Kr. Lebus) alljährlich zwei weisse Jungfern, die erlöst sein wollen. Die eine trägt einen Stab, an dem sich ein goldener Ring befindet, die andere ein Bund Schlüssel. Beides reichen sie dem Vorübergehenden zu. Er soll sie erlösen. Aber bis jetzt hat es noch niemand tun wollen. (Bisher unveröffentlichte Sage.) Alle 100 Jahre zeigt sich auf dem

1) Schwartz S. 139. — 2) Haase S. 39. — 3) Kuhn S. 102. — 4) vgl. S. 160 Anm. 14. — 5) Eberswalde Heimatsblätter Nr. 111. — 6) Kuhn u. Schwartz S. 41. — 7) Reinhard, Sagen und Mährchen aus Potsdams Vorzeit (Potsdam 1837) S. 182. — 8) Schwartz S. 36. — 9) Kuhn S. 113; Schwartz S. 96. — 10) Krüger S. 6. — 11) Bär 2, 104. — 12) Schmidt S. 58. — 13) Brell, Heimatkunde der Ostprignitz 1905 S. 13.

Marienberg bei Schlepzig (Spreewald) eine Jungfrau, die verzaubert ist und nur erlöst werden kann, wenn ihr drei warme Brote, die in drei Backöfen gebacken sind und mit der Rückseite aneinanderstossen, genau zu der Stunde ihres Erscheinens gebracht werden, ausserdem fünf schwarze Hühner, die keinen Flecken aufweisen. Als die Jungfrau zuletzt erschien, war sie bis zur Hälfte ihres Körpers schon aus dem Berge hervorgekommen. Leute, die gerade vorbei gingen, sahen sie und brachten ihr das Gewünschte. Da aber kam ein Wagen gefahren, und es erschien eine hinkende Pilante (Gans), die schrie immer: 'Kutsche wit, Kutsche wit, bald einholen'. Der Kutscher, statt zu schweigen, fing an zu reden — da verschwand die Jungfrau plötzlich. Man hörte ein Geräusch wie 'klirr, klirr', und sie sank in die Tiefe. In der Tiefe konnte man ein sehr schönes Schloss wahrnehmen, ein schöner Greis sass dort und schlief, und alle, die man sah, schliefen. Schöne Geräte standen daselbst, besonders schöne eiserne Töpfe. Aber nur einen Augenblick — da war alles wieder verschwunden und der Berg verschlossen.[1])

Eng verwachsen mit unseren Bergen ist die Vorstellung von der weissen Frau, die wir in anderer Verkleidung auch schon oben angetroffen haben. Bezeugt ist ihr Erscheinen ohne besondere Eigenheit für den Rietzer Berg bei Brandenburg a. H. und den Kapellenberg bei Blankensee im Kreise Jüterbog-Luckenwalde.[2]) An letzterem Ort lässt sich aber auch statt der weissen Frau öfters ein Reiter auf weissem Ross sehen. Charakteristisch ist das Schlüsselbund, das die weisse Frau zeigt (Räuberberg bei Phoeben im Havelland, Hausberg bei Eberswalde[3])), und ihr Erscheinen im Traum des Menschen, die Aufforderung an diese, sie zu erlösen, unter dem Versprechen der Zuwendung grosser Schätze (Burgwälle bei Teschendorf und Wildberg im Ruppiner Land). Die Wildberger Jungfrau kann freilich erst erlöst werden, wenn der Kampf mit einem weissen Bullen siegreich beendet ist.[4]) Die weisse Frau auf den Bergen bei Ortwig im Oderbruch trägt eine strahlende Krone, ist aber den Menschen äusserst gefährlich, und die Begegnung mit ihr bringt regelmässig den Tod.[5]) Den Menschen irgendwie Streiche zu spielen, ist ihr ein Vergnügen. Den Niederfinower Fischern zerriss sie oft ihre Netze, den Freienwaldern schmeisst sie die Heuwagen um.[6]) Nur ein ungetauftes Kind kann sie erlösen (Phöben im Havelland). Die weisse Frau, auch Flachsjungfer genannt, die im Flachsberg bei Deetz (Zauch-Belzig) sitzt, zeigt sich nur alle hundert Jahre; und die Burgfräulein im Burgwall bei Lichtenow im Friedeberger Kreise haben diese Zeit gar auf tausend Jahre ausgedehnt.[7]) Übrigens zeigt sich gelegentlich auch die schwarze Frau, wie vom Pilatsch bei Rathenow überliefert ist.[8])

Die merkwürdigsten Gestalten begegnen uns bei verschiedenen Bergen. Beim Eckerberg unweit Burow im Lande Ruppin[9]) leitet ein Mann ohne Kopf die Vorübergehenden irre. Ein Vogel mit sieben Köpfen erscheint alle Jahr im Spreewald und führt einen durch das Los nach einem bestimmten Berge Hinbestellten mit sich fort.[10]) Aufhocker in Gestalt eines Kalbes gibt es am Spökberg bei Rägelin (Ruppin), in Gestalt eines Bären am Färberg bei Bärenklau in der Niederlausitz.[11]) Am Markgrafenberg bei Rathenow lässt sich zeitweise ein Pferd sehen, dem Feuer aus Maul und Nase sprüht.[12])

1) Asselmann, Volkssagen aus dem Unterspreewald (Frankfurt a. O. 1898, Privatdruck). — 2) Engelien u. Lahn S. 5; Bär 3, 111. — 3) Schwartz S. 62 u. 108. — 4) Haase S. 70 u. 77. — 5) Engelien und Lahn S. 88. — 6) Schwartz S. 132 u. 113. — 7) Müller, Sagenschatz des Landes Friedeberg 1909, S. 3. — 8) Engelien u. Lahn S. 37. Vergleiche die 'schwarze Dame' in Bralitz, Neumark, Eberswalder Heimatblätter Nr. 30. — 9) Haase S. 50. — 10) Schulenburg S. 32. — 11) Haase S. 89; Gander S. 110. — 12) Kuhn S. 143.

Hölle, Teufel und Hexen lieben die märkischen Berge[1]), und die wilde Jagd zieht mit Vorliebe über sie hin und bringt in ihrer Nähe die Menschen in Aufregung[2]). Als Gerichtsplätze stehen manche Berge in scheuer Erinnerung im Volk, wie z. B. der Ratsberg bei Sommerfeld i. Lausitz, wo schon 'die alten Deutschen ihr Gericht abgehalten' haben.[3]) Auf dem Spitzberg bei Langerwisch im Havellande wurde der Räuberhauptmann Kurt gehenkt, und 'noch lange war dort sein von der Sonne gebleichtes Gebein ein Spiel der Winde und ein Schrecken der Wanderer'.[4])

Über das Innere mancher Berge geht die Sage, dass sie mit Wasser oder Feuer gefüllt sind und eines Tages losbrechen werden, wie das vom Drachenkopf bei Eberswalde erzählt wird.[5])

Den Beschluss mögen drei in unseren Sagenbüchern noch nicht veröffentlichte Sagen machen:

1. Die Menschenopfer in den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde.[6])

Das Volk der Lebuser diente eitlen Götzen. Nahe der Stadt Fürstenwalde auf den Höhenzügen der Rauenschen Berge war es nie recht geheuer. Dort befand sich auch ein den Götzen geweihter Hain. Blutige Menschenopfer wurden dort dargebracht, um den Zorn der Götter zu beschwichtigen. Aus jener Zeit sind noch einige Opfersteine vorhanden. Auf diesen zeigen sich oft merkwürdige Gestalten. Überhaupt spukt es auf den Rauenschen Bergen.

2. Der schlafende Schuster im Reitweiner Schlossberge.[7])

Als einst an einem schwülen Sommertage ein Schuster, von der Messe in Frankfurt a. O. heimkehrend, in der Nähe des Reitweiner Schlossberges sich gelagert hatte, vernahm er plötzlich eine wunderbare Musik. Ein reichgekleideter Diener trat an ihn heran und lud ihn aufs Schloss ein. Der Schuster kam mit, wurde reichlich mit Speise und Trank erquickt und schlief dann ein. Als er aufwachte, sass er wieder auf seinem Ausgangsplatz. Gedankenvoll trat er den Heimweg an. Zu Hause kam ihm aber alles fremd vor. Niemand kannte den Fremdling mehr, keine Spur seiner Familie war mehr zu entdecken. Er hatte 100 Jahre verschlafen.

3. Die verwünschte Prinzessin.

Einst hütete ein Schäfer unterhalb der Ruinen auf dem Reitweiner Schlossberg seine Herde. Plötzlich stand ein wunderliebliches Ritterfräulein vor ihm. Nachdem sich der Schäfer von seinem Erstaunen erholt hatte, erzählte ihm das Fräulein, dass es eine verzauberte Prinzessin sei, der nur alle hundert Jahr Gelegenheit gegeben sei, sich erlösen zu lassen. Ein Jüngling mit kräftigen Armen müsse sie schnell den Berg hinauftragen, ohne zu sprechen und ohne rechts oder links zu sehen. Unermessliche Reichtümer erwarten den Erlöser. Schon hat der mutige Schäferjüngling die Prinzessin erfasst, und ruhig trägt er seine Last nach

---

1) Schulenburg S. 14; Kuhn S. 154; Brandenburgia-Monatsblatt Bd. 17, 504. — 2) Gander S. 121; Schwartz S. 20. 80. — 3) Gander S. 131. — 4) Reinhard S. 116. — 5) Schmidt S. 55. — 6) Mündliche Überlieferung aus Fürstenwalde. — 7) Diese und die folgende Sage hat Otto Fehr in dem zu Spandau erscheinenden 'Anzeiger für das Havelland' (Jahrgang 1914) veröffentlicht. In dieser Tageszeitung dürften sie aber der Vergessenheit anheimfallen, weswegen ich sie hier vollständig mitteile. Ähnliche Mitteilungen und Andeutungen bei Krüger S. 6 ff.

oben. In der Mitte des Berges aber braust die wilde Jagd heran, tobt es und wettert hinter ihm, als sei die Hölle los. Zitternd sieht sich der Schäfer um — seine Last ist in demselben Augenblick entschwunden. Nun muss die Prinzessin wieder hundert Jahre warten.

Eberswalde. Rudolf Schmidt.

Aus dem Jahre 1848.

Die hochbetagte, aus dem Dorfe Closewitz bei Jena stammende Frau Friederike Salzmann besitzt noch einige Erinnerungen an das Revolutionsjahr 1848. Sie befand sich damals in Apolda, wo sie nach dem frühen Tode ihrer Eltern im Hause eines Gendarmen als Pflegekind erzogen wurde.

Für den Pflegevater war es natürlich eine gefährliche Zeit. Wenn er fortreiten musste, blieb seine Frau in grösster Sorge um ihren Christian, so hiess er, zurück. Hörte man nach langem, bangem Warten dann den 'Hans', das heimkommende Pferd, von ferne „juxen“ [1], so sagte die Pflegemutter aufatmend: „Gott sei Dank! Hans kommt. Da wird Christian doch wohl auch kommen“.

Auch ein zusammenhängendes Geschichtchen aus jenen Tagen weiss Frau Salzmann zu erzählen. Es sei hiermit wiedergegeben, und zwar im Wortlaut, ihrem mündlichen Berichte treu und unmittelbar nachgeschrieben:

„Unser alter Großherzog Friedrich [2], der unten Zwätzen gegründet hat, was die Ackerbauschule ist [3], der Mann von der Marie Pauloone [4], der hat Achtundvierzig müßt flüchten in der Revolution. Da hat er sich in einem Forsthause aufgehalten unbekannt. Der Forstgehilfe (im weiteren Verlauf der Erzählung auch 'Forstläufer' genannt) hat ihn aufgenommen und die Frau Oberförsterin. Der Oberförster hat typhuskrank gelegen. Der Forstgehilfe hat den Großherzog mit in Wald genommen so gut wie einen alten Handwerksburschen, und da hat er sollen bischen mit arbeiten, und da hat er nichts verstanden. Da hat der Forstgehilfe zu ihm gesagt: „Aber du hast gar kee Geschick zum Arbeiten“. Da hat er gesagt, er wäre Bogenschreiber gewesen beim Advokaten. Ein Förster im Walde, der sich schon als neuer Oberförster gedacht hat, hat ihn einen Faulenzer geheißen. Und der hat Auktion angestellt und hat's Holz verkauft. Der angebliche Faulenzer hat da den Forstgehilfen gefragt, wie der Förster es anfinge, daß er Auktion anstellte, wo doch jetzt die Regierung nicht da wär!

Einmal hat der 'neue Oberförster' den Forstläufer gefragt, was der kranke Oberförster machte. Da hat der geantwortet: Er wäre 'auf dem Wege der Besserung'. Und da hat, der sich als neuer Oberförster gedacht hat, gesagt: „Es wäre besser gewesen, er wäre kaput gegangen'“.

Nachher, da haben sie mal weiße Bohnen gehabt und Schöpsenfleisch. Und da ist der Sohn (des Oberförsters) gekommen mit den Freischärlern und haben den alten Handwerksburschen, den Herzog, wollen schlagen. Und da hat der Forstgehilfe geschrieen: „Herrgott, da kommen ja die Gendarmen!“ Da sind sie alle durchs Fenster gesprungen, da sind sie geflücht! Dadurch ist der Alte gerettet worden, daß sie ihn nicht geschlagen haben.

1) freudig wiehern.

2) Gemeint ist Karl Friedrich, Grossherzog von Sachsen-Weimar, der Sohn Karl Augusts, der Vater Karl Alexanders und Augustas, der ersten, deutschen Kaiserin.

3) Zwätzen b. Jena, bekannter Ausflugsort, Dorf mit Ackerbauschule.

4) Maria Paulowna, russische Grossfürstin von Geburt.

Nachher sind wieder Männer gekommen und haben in der Oberförsterei wollen auspfänden, und da hat der alte Handwerksbursche sich ihnen entgegengestellt und sie gefragt, wer sie geschickt hätte. Zum Auspfänden wär' doch keine Zeit jetzt! Da hat ihn der eine von den Auspfände-Männern wollt vor die Wand werfen. Da hat der alte Handwerksbursche vorne auf der Brust den Kittel hochgehoben, da hat das Gold drunter geglänzt, und da haben sie sich verneigt und sind fort.

Und der alte Handwerksbursche ist eines Tages auch fort aus der Oberförsterei. Da sind eine Zeit danach plötzlich die Husaren gekommen vom Hofe in Weimar und haben bestellt: Weiße Bohnen und Hammelfleisch! Nachher ist der Hofwagen gekommen, hat Tische und Stühle gebracht und Geschirre zum Kochen — und haben bestellt, daß nachher Königliche Hoheit käme zum Essen. Und wie er gekommen ist, da hat er seinen Kittel ausgezogen, und da hat sich der alte Handwerksbursche herausgepuppt als der Großherzog von Sachsen-Weimar."

Bis hierher fliesst die Rede von selbst. Auf Befragen gibt Frau S. noch folgendes an:

„Der Forstgehilfe oder Forstläufer, der den Großherzog während der gemeinsamen Arbeit im Walde klug gemacht und ihm gesagt hat, wie's im Lande steht, ist später Diener bei ihm geworden. Dagegen hat man den schlimmen Förster, den 'neuen Oberförster', verhaftet und nach Weimar gebracht. Dort ist ihm auf der Amtsstube im Beisein der Schreiber der Landesvater noch einmal als Handwerksbursche gegenübergetreten, um sich dann zu erkennen zu geben." Auf die Erkundigung nach dem weiteren Schicksal des Verhafteten gibt die wahrheitsliebende Greisin die Auskunft: „Das kann ich wirklich nicht mehr sagen. Und lügen will ich nicht."

Jena. Käthe v. Jezewski.

Litauische Naturbeseelung.

Sinniges Empfinden, feinfühlendes, verständnisvolles Beseelen und Deuten des treu Beobachteten sind der litauischen Naturbetrachtungsweise eigen, wovon folgende Proben Zeugnis ablegen mögen.

Wenn im Frühling in den erwärmten Teichen und Sümpfen die Frösche wieder erwachen, führen sie, der eine mit hoher, der andere mit tiefer Bassstimme die Zwiesprache:

„Kuma?" Pate?) — „Kou?" (Na?) — „Miri Waiks?" Starb der Junge? —
„Miri!" Starb!).

Der Rabe, der im nahrungsarmen Winter dem Pferdedünger auf Wegen und Chausseen öfter Besuch abstattete, rief sich dabei überzeugend zu:

„Piraks! Piraks!" (Krapfen! Krapfen!)

Jetzt schreit er im neuen Lenz verächtlich beim Anblick der frühern Krapfen:

„Pui, kaka! Pui, kaka!" (Pfui, Unrat![2])

Die Lerche, die auf dem Felde dem Landmann bei der Frühjahrsbestellung zuschaut, singt ihm aus blauer Luft jubelnd zu:

„Tai ma graszu, tai ma graszu, kad Wirai are kerauge!"
Das gefällt mir, wenn die Männer pflügen, eggen.

1) Vgl. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 140 nr. 1051–54.
2) Vgl. Wossidlo 2, 106 nr. 704–706.

Das hört die Schwalbe, die den Menschen näher zu kennen glaubt, weil sie bei ihm zu Hause wohnt und ihn deshalb am frühen Morgen oft ungewaschen und ungekämmt hat rumlaufen sehen, und teils um der Lerche zu widersprechen, teils um dem Menschen eins auszuwischen, zwitschert sie:

Kat tu pamatitum,	Wenn Du nur möchst sehen,
Kat tu pamatitum	
Kaip jé to keile	Wie sie beim Aufstehn
Susiweile,	Verfilzt aussehn,
Bjaurus!	Gräulich![1]

Ein anderer Vogel (litauisch Scholpjowies, wörtlich Grasmäher) zieht die Grasmäher auf, die ohne ihr Quantum Branntwein nicht arbeiten können, indem er beständig ruft:

Wiss, wis, wis,	Stets, stets, stets,
Quaterka penki Graschei!	Das Quartmaß für fünf Groschen!

Vor allen andern Vögeln aber schwatzen die Stare viel schnurriges, dummes Zeug zusammen, besonders wenn sie im Vollen leben, also in der Zeit, wo sie nicht wissen, ob sie uns die Kirschen im Garten stehlen oder dem Weizen- und Roggenfeld einen Besuch abstatten sollen. Da kann man sie laut und frech zanken hören:

Kräß, kräß Warschkäs!	Schütt', schütt' Weißkäs!
Ne turu	Habe kein
Däschäs	Gefäß
I Rugus!	Im Roggen!
Ka wirrei?	Was hast gekocht?
Kukullus!	Brotknödel!
Doak ir ma!	Gib auch mir!
Ne gallu,	Kann nicht sein,
Per szkannu!	Schmeckt zu fein!
Äßk, äßk ir prariek!	Friß, friß und verschluck's!

Vielleicht denken die unverschämten Stare an die beliebte litauische Kirschenknitsche (zerdrückte Kirschen mit Milch und Brotscheibchen), wenn sie beim Kirschenstibitzen noch von Weisskäse und Brot schwatzen.

Im Gegensatz zu diesen dreisten Vögeln ist das Huhn höchst bescheiden. Hat es ein Ei gelegt, so verringert es die Schockzahl auf zehn, indem es ruft:

Kapa, kapa	Ein Schock, ein Schock
Däschemt!	Ist zehn!

Und wenn es das Nest aufsucht und findet, dass die vortags gelegten Eier wieder fortgenommen sind, gackert es bedauernd vor sich hin:

Kai padedu,	Kaum liegts am Ort,
Ir atimma!	Nimmt man es fort!

Eines besonderen Ansehns erfreut sich bei den Litauern der erste Storch, der eine ähnliche prophetische Rolle spielt wie der Kuckuck, der beim ersten Rufen jedem die Lebensjahre vorzählt. Auf den ersten Storch gibt der Litauer genau acht, denn: Sieht man ihn im Frühjahr zum ersten Mal fliegend, so wird man das ganze Jahr hindurch fix und fleissig sein; sieht man ihn dagegen stehend, so wird man das ganze Jahr hindurch faul sein, und es gelingt einem nichts; sieht man ihn auf seinem Nest sitzend, wird man das Jahr hindurch bettlägerig und krank sein, und endlich: hört man ihn stehend klappern, so wird man viel Scherben haben; und sicher trifft es sich, dass man in solchem Jahre viel zerschlägt.

1) Vgl. Wossidlo 2, 102 nr. 674—698.

Wenn der Bauer mit schwer beladenem Wagen zur Stadt fährt, schwer beladen mit Getreide oder Gemüse, und die Wagenräder sind nicht geschmiert, dann quietscht und knarrt der Wagen langsam, bedächtig und voll Hoffnung:

Nupirks — pateps. Er kauft — er schmiert,
Nupirks — pateps! Er kauft — er schmiert!

Aber der Bauer hat seine Ladung verkauft, jedoch keine Schmiere gekauft, geschweige denn den Wagen geschmiert. Und die Pferde greifen heimwärts schnell aus, die Räder drehen sich hurtig und knarren hastig voll Unmut und Ärger:

Nei pirku — Nicht kauft er —
Nei tepe! Nicht schmiert er!
Nei pirku —
Nei tepe!

Leider kommt der Bauernwagen jetzt nicht so oft beladen zur Stadt, man kann ihn nur andauernd schimpfen hören:

„Nicht kauft er, nicht schmiert er,
Nicht kauft er, nicht schmiert er!"

Im Felde. Johannes Podszuweit.

Nachtrag zu den Bohnenliedern

(vgl. oben S. 37).

Zur Bestätigung der Tatsache, dass das Bohnenlied im äussersten Nordosten Deutschlands nicht unbekannt war, kann ausser der angeführten Stelle der N. Preuss. Provinzialblätter auch eine solche von H. Braun in seinem Buch 'Alte und neue Bilder aus Masuren — Gesch. d. St. u. d. Kr. Angerburg' 1888 S. 123 dienen, woselbst aus einem der alten in dortiger Kirchenbibliothek befindlichen Liederbücher u. a. zwei Strophen, die der dritten und vierten des bei Schöffer Nr. 6 befindlichen Bohnenliedes entsprechen (vgl. Böhme's Liederhort 3, 97 Nr. 1174), geboten werden:

Auf meiner weiß will ich hinauß
und laß die vöglein sorgen.
in meinem hauß kein ratz noch mauß;
der wirt der muß mir borgen
Hab ich nit visch
auf meinem tisch,
gwonete speiß thut wole,
so friß ich kraut,
fült mir d' hundshaut,
nun geh mir auß den bonen.

Wils Gott so sol ins alter kein
gelt bei mir nit schimlicht werden,
raum auf, spar nichts, das ist mein sitt
und ist mein brauch auf erden.
Es gilt dir ein,
helt sieben stein,
und kost er gleich ein kronen,
so sing ich doch
mein liedlein noch,
nun geh mir aus den bonen.

Die letzten 6 Reimzeilen, bei Braun 4zeilig abgeteilt, entsprechen dem Schluss des Liedes bei Schöffer: Str. 5 Z. 5—10. Die Fassung bei Braun gibt wohl nicht genau die Vorlage wieder und ist mehrfach falsch abgeteilt, aber auch seine Vorlage zeigt sich arg entstellt: Z. 3 u. 4 gibt Böhme Str. 3 Z. 3 u. 4 in der Form „Und frölich sein nur überaus/Vom abend an bis morgen". Sodann weiter: „Auf meinem tisch/obschon nit fisch/und köstlich speis thun wohnen, so iß ich kraut./füllt mir die haut,/ sing: Gang mir aus den bonen". — Das Folgende bei Braun wäre richtiger zu lesen „Wils Gott so sol ins alter nit'gelt bei mir schimlicht werden". Böhme 4, 1—4 „Will Gott, so muß kein geld bei mir/durch alter schimmlig werden,/raum auf! leib nichts! ist mein begier./viel glück ist noch auf erden.

Lübeck. Arthur Kopp.

Der König von Rom.

Der schnurrige Spielreim, auf den zuerst Hildebrand 1888, später Wehrhan 1911 aufmerksam gemacht hat, und den ich in meinen Anmerkungen zu Lewalters Deutschem Kinderlied und Kinderspiel unter Nr. 252 (S. 334, 418) behandelt habe — zu den Nachweisen an dieser Stelle kann ich jetzt fügen Dudweiler und Worringen a. Rh., Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volksk. 8, 140. 10, 50, aus dem Grossherzogtum Hessen, Deutsches Volksliederarchiv A 5018, 5740, 5775, ferner Köthen 1910 im Nachlass des inzwischen gefallenen Dr. Müller in Dessau —, harrte noch immer der Herleitung aus einem bestimmten geschichtlichen Liede. Und doch fliesst die Quelle, wie sie mir der Zufall soeben entdeckt hat, näher als man darnach denken sollte. In Ditfurths Historischen Volksliedern 1815—1866 steht unter Nr. 28 ein 1840 in Kassel mündlich aufgenommenes Lied auf den Tod des Herzogs von Reichstadt mit folgenden zwei Eingangsstrophen: 1. Napoleon sein Sohn, Der König von Rom, Der ist noch zu klein. Um Kaiser zu sein. 2. Wird's werden auch nicht, Die Zeit ihm gebricht, Muß jung noch an Jahren Zur Grube schon fahren.

Wunderlich bleibt die Verknüpfung mit dem Tanzreim, der selbständig noch bei Adamek, Deutsche Volkslieder und Sprüche aus dem Netzegau Nr. 230 zu finden ist.

Freiburg i. Br. Georg Schläger.

Bücheranzeigen.

A. Maurizio, Die Getreidenahrung im Wandel der Zeiten. Zürich, Orell Füssli 1916. 267 S. mit 53 Abb.

Die Volkskunde hat alle Veranlassung, dem kenntnisreichen und fleissigen Verfasser für dies reichhaltige und übersichtliche Werk über das schwierige, wenig bearbeitete und doch so hochwichtige Gebiet dankbar zu sein. Nicht als ob nun in jeder Beziehung alle Fragen gelöst wären: das wird der Verfasser ganz sicher selbst nicht meinen; hier ist vielmehr ein staunenswert reichhaltiger, methodisch gesicherter und wissenschaftlich unanfechtbarer Reichtum von Beobachtungen zusammengetragen und in klarer und übersichtlicher Ordnung niedergelegt, wie ihn ein einzelner Beobachter nur unter den günstigsten Umständen mit grösster Geduld und sorgfältigstem Fleisse zusammenbringen konnte.

Gerade weil dem Verf. persönliche Anschauung aus der Heimat Graubünden mit ihren eigenartigen Verhältnissen und den so hochinteressanten und so wenig bearbeiteten Karpathen zu Gebote stehen, möchte ich der deutschen Volkskunde, die das Zwischengebiet bearbeitet, das kleine, aber ausserordentlich reichhaltige Werk recht ans Herz legen, das die grosse Fülle seines Stoffs noch durch zahlreiche gut gewählte Abbildungen unterstützt.

Was die klare und verständige Einteilung des Stoffes angeht, so verfolgt das Buch in den beiden ersten Kapiteln den Weg der Menschheit aufwärts vom Sammeln der Nahrung, besonders der Wildgräser durch den Hackbau und die Breipflanzen. — Maurizio ist doch vollauf berechtigt auch für die heutige Zeit — man denke nur an die Rolle, die der Reis in China, der Buchweizen in Tirol und Russland, der Mais in der Form der Polenta im Mittelmeergebiet spielt —, wenn er gelegentlich von weltbeherrschenden Breipflanzen spricht. Aus Reis kann ja z. B. Brot eigentlich gar nicht gebacken werden! Im dritten Kapitel werden dann noch die interessanten Seitenstrassen des Gebiets zum Aufguss und zur Suppe und zu dem dünnen, süssen und erfrischenden Getränk neben dem stärkeren Bier (und dem Branntwein, den der Verf. in grösstem Umfange als einen Abweg der Menschheit ansieht) besprochen.

Um einmal eine abweichende Meinung zu erwähnen, möchte ich anführen, dass ich in den gerösteten Körnern, die man in allen vorgeschichtlichen Funden immer wieder nachweisen kann, Spuren eines Ernteverfahrens sehen möchte, von dem wir uns kaum noch eine Vorstellung machen können, bei dem nämlich das Feuer eine Rolle hatte! Auch bin ich nicht ganz so ausgesprochen der Ansicht des Verf., dass der Weg, den er sich baut über das dünne, ungesäuerte Fladenbrot und das Sauerteigbrod zum Hefegebäck aus Weizen, der unbedingte Aufstieg zum einzig richtigen Ziel ist und sein wird. Aber das sind schliesslich Abweichungen, die sich auf einem so ungeheuren Gebiet auch bei Gleichstrebenden überall finden und die gegenüber der Anerkennung, ja Bewunderung und der Dankbarkeit gegenüber dem reichen Stoff, den wir dem Verf. zu danken haben, wenig bedeuten. Jedenfalls wird man mit gutem Grund die weitesten Kreise der Volkskundler auf den reichen Schatz aufmerksam machen dürfen und müssen, der hier mit zahlreichen Anregungen nach allen Seiten von einem bewährten Fachmann für uns zusammengetragen und durchgearbeitet ist.

Berlin. Eduard Hahn.

Jos. Schrijnen, Nederlandsche Volkskunde. 1.—2. Deel. Zutphen, W. J. Thieme & Cie. [1915—1916]. XX, 316. VIII, 361 S. 8°. 7,50 fl.

Bereits vor acht Jahren versuchte H. W. Heuvel in Holland für die Volkskunde Interesse zu wecken; doch erfuhr man aus seinem dicken Buche wenig Positives über den 'Volksglauben und das Volksleben' im heutigen Holland (oben 20, 119). Weit besser gerüstet tritt der Utrechter Universitätslehrer J. Schrijnen mit seiner zweibändigen Niederländischen Volkskunde auf den Plan; denn wenn er auch bescheiden bekennt, er müsse sich vielfach begnügen, ein System mit vielen Schubfächern zur Einordnung der einzelnen Tatsachen und eine Erklärung der wichtigsten Erscheinungen zu geben, so führt er doch ein reiches Material vor, das zum Teil auf den durch die Lehrer in Limburg, Nordbrabant und Gelderland ausgefüllten Fragebogen beruht. Hinsichtlich der volkskundlichen Vorarbeiten stehen freilich die nördlichen Niederlande hinter den südlichen, wo der verdienstvolle A. de Cock und andere wirkten, weit zurück.

Die systematische rationelle Erforschung des Untergrundes der Kultur (so definiert S. die Volkskunde) beginnt mit den ältesten Bewohnern des Landes und den bei Ausgrabungen zutage getretenen Spuren keltischer, germanischer und römischer Siedelungen. Es folgen die Dorfanlagen und die Haustypen des sächsischen, friesischen und fränkischen Stammes mit Grundrissen, zu denen sich die Isethnen-Karte im 2. Bande S. 347 gesellt, die körperliche und seelische Eigenart und die Besonderheiten der Tracht, namentlich die friesischen Ohreisen und die Seeländer Spangen. Das 2. Kapitel behandelt die Gestalten des Volksglaubens, Elfen, Zwerge, Hexen, Gespenster, Riesen und Teufel, und die Feste des Jahres mit ihren Umzügen, Liedern, Gebäcken und andern Bräuchen. Das 3. Kapitel führt das Privatleben von der Geburt an bis zum Tode vor, bei den Kinderspielen, der Hochzeit, der Geselligkeit, Ackerbau und Viehzucht verweilend. Eine nordholländische Sitte ist es z. B., zu Pfingsten unbeliebten oder leichtfertigen Mädchen eine Strohpuppe (Dorhoed) aufs Dach zu setzen (1, 244).

Besonderes Interesse verdienen in dem der Sprache gewidmeten 4. Kapitel die Bemerkungen über die Eigentümlichkeiten der Volksmundarten in Wortschatz, Wortbildung und Bedeutungslehre. Der Verfasser mahnt aber, neben der Volkssprache die 'Kultursprache' der Gebildeten nicht zu unterschätzen, und meint, die Flamländer hätten in ihrem Kampfe gegen die französische Kultursprache besser getan, sich auf die allgemeine niederländische Sprache als auf ihren Dialekt zu stützen (2, 2). Die Amsterdamer Mundart ist sogar in den einzelnen Stadtteilen ziemlich verschieden (2, 13). Unter den nach ihrem Ursprunge gruppierten Ortsnamen erscheint eine lange Liste von Spottnamen (2, 68). Volksdichtung und Kunst werden im 5. Kapitel besprochen: durch Proben veranschaulicht werden die Rätsel, die der Vf. in beschreibende, erzählende, Vexierfragen und Rätselmärchen einteilt, die Sprichwörter, Spottreime, Märchen, Sagen und Legenden, endlich die Volkslieder, unter denen die Kinderlieder den meisten Raum beanspruchen, weil die übrigen Gattungen stark in Vergessenheit geraten sind. Dem Abschnitte über die Baukunst und dekorative Kunst fehlen leider ausreichende Abbildungen; berücksichtigt sind hier auch die Hausinschriften und Bilderbogen des Volkes. Das 6. Kapitel endlich wendet sich dem Wissen des Volkes zu, nämlich der Volksetymologie, der Heilkunde, Natur- und Wetterkunde und der Botanik. Die Darstellung ist klar und durch Beispiele belebt; in den Verweisen auf die neuere Literatur hält der Vf. das rechte Mass, auch hat er nicht versäumt, jedem Bande ein ausführliches Register beizugeben.

Berlin Johannes Bolte.

Wilhelm Stade, Die Gespenstergeschichten des Peta Vatthu: Untersuchungen, Übersetzung und Pāli-Glossar. Leipzig, Harrassowitz 1914. 122 S. 8°. 3 Mk.

Unter dem Paliwort Peta, sanscr. Preta, versteht man den Geist eines Dahingeschiedenen, der, schattenhaft gedacht, sich namentlich zur Nachtzeit und im Traume zum Lebenden in Beziehungen zu setzen vermag. Das Peta-Vatthu, sanscr. Pretavastu, ist eine Sammlung von solchen Geistersagen. Es gehört zu den jüngeren Teilen des buddhistischen Kanons und ist in den Khuddakanikāya des Suttapitaka eingegliedert. Seiner Form nach ist es eine Liedersammlung. „Diese Lieder sind eine in Versform abgefasste Erzählung, die in dramatischer Weise zunächst die Begegnung eines Mönchs ... mit einem Gespenst (weiblicher oder männlicher Art) ... schildert, darauf den sich zwischen beiden abwickelnden Dialog und die endliche Erlösung des Gespenstes durch eine Gabe, die der Gemeinde des Buddha zugewendet wird. Fast immer schliesst ein solches Lied mit einer Ermahnung des Peta zu gutem Wandel, als Lehre, die aus seinem Schicksal zu ziehen ist." — Stades Buch gibt von diesen, wie man sieht, poetisch wenig wertvollen, aber sachlich interessanten kleinen Literaturerzeugnissen nur einen Teil, nämlich die wörtliche Übersetzung der beiden ersten Bücher (S. 59—110), zudem eine sehr ausführliche und gründliche Voruntersuchung über das Peta Vatthu als Literaturwerk (S. 11—20) und als Geisteswerk (S. 21—56). Es wird darin eine Definition des Begriffs der Preta gegeben; ihr Zustand, Attribute, Ort und Zeit ihres Erscheinens, die Welt, in der sie leben, und ihre Beziehungen zum Diesseits und zum Jenseits werden behandelt, über ihre Berührungspunkte mit Gruppen seliger Geister (Yakkha's) und ihre Stellung in der buddhistischen Moralphilosophie sowie über eine Anzahl anschliessender Fragen wird gesprochen. Das Material des Textes ist, wie man sieht, von dem Übersetzer sehr gründlich und erfolgreich verarbeitet. Wir pflichten ihm im vollsten Masse bei, wenn er auf den Wert seines Stoffes für philologische Zwecke wie für die der vergleichenden Sagen- und Märchenforschung hinweist (S. 9); zugleich müssen wir des Verdienstes gedenken, das sich der Bearbeiter um die Religionsgeschichte erworben hat, wiewohl wir es bedauern, dass seine Version nicht vollständig ist, und dass er, wo er Parallelen bietet, sie zu selten dem nächstgelegenen Gebiet der Sanskritliteratur entnimmt. (Die gegebenen Hinweise auf die deutschen, namentlich Grimms Märchensammlungen scheinen mir übrigens gleichwohl wertvoll und überzeugend zu sein.) An tiefgründigen Kenntnissen fehlt es dem Verf. auf diesem Boden zweifellos noch.

Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet sich hier leider. Auf das kulturgeschichtliche Interesse, welches der gebotene Stoff in hohem Masse zeitigt, sei gleichwohl kurz hingewiesen. Die überaus reichen Angaben der Jātaka finden in dem Peta Vatthu eine nicht unwichtige Ergänzung. Unwahrscheinlich ist es mir, dass (S. 14) die Petas sich dem Könige im Traume offenbaren. In der Nacht schwärmen die Dämonen auch vor den Augen des Wachenden. Die Kleinheit ihres Mundes führt sich leicht auf die Geringfügigkeit ihrer Nahrungsaufnahme zurück (S. 26).

Von besonderem Interesse und ein bisher unerschlossenes Gebiet eröffnend wären die Beziehungen der buddhistischen zu der ältesten neupersischen Literatur. Meine mehrfach ausgesprochene Vermutung, dass vorzugsweise Sa'di vieles von dem besten und schönsten, was er in seinem Bōstān und Gulistān bringt buddhistischen Quellen entlehnt hat, wurde mir beim Durchlesen von Stades

Arbeit von neuem zur Gewissheit. Wenn beispielsweise im Strafkodex des Peta Vatthu als erste der 5 Hauptstrafen, die dort aufgezählt werden, das 'Ausgiessen von glühendem Kupfer' genannt wird, und andererseits der Grausigkeit dieser Strafe die überreiche, der geringsten Edeltat verheissene Belohnung gegenübertritt, so bietet sich hier von selbst als Parallele die versifizierte moralisierende Fabel des Bôstân, die ich wie folgt übersetzen möchte:

Den ewigen Richtplatz sah ein Mann im Schlaf;
Die Erde glühendem Kupfer gleich; es traf
Der Menschheit Wehgeschrei des Himmels Rund.
Die Hitze brannte das Gehirn ihr wund.
Ein einziger nur freut sich des Schatteus Kühle:
Ein himmlisch Kettlein schützt ihn vor der Schwüle.
Der Schläfer fragte: „Schmuck der Erde! sprich!
In dieser Drangsal — wer beschirmte dich?“
„Einst war ein Rebstock meinem Haus entsprossen,
Der Schatten auf ein müdes Haupt gegossen.
In dieser Zeit der Not bat der Gerechte
Für meine Sünden bei dem Herrn der Mächte:
‚Dem Manne, Gütiger, winke Gnade zu,
Der einst dem müden Wanderer schenkte Ruh.“

Solche Poesien sind auch als Zeugnisse dafür, dass die nüchterne und pedantische, ja oft oberflächliche Morallehre des Buddhismus der religiösen und künstlerischen Vertiefung sich als durchaus zugänglich erweist, von grossem Interesse. — Von besonderer Anmut sind namentlich die Erscheinungen der Baumgottheiten. Ursprünglich machten sie jeden, später nur den Schatten spendenden Baum unantastbar (zu S. 42 Anm. vgl. meinen „Traumschlüssel des Jagaddeva“ S. 246 Anm.). — Für die Abhängigkeit der buddhistischen von der altbrahmanischen Ethik ist die Verdammung des Verbrechens gegen das keimende Leben (S. 64 und 66) bezeichnend (vgl. sanskr. garbhahatyā; bhrūṇahatyā usw.).

Als Druckfehler notierte ich S. 21 Z. 1 des zweiten Abschnitts: 'im' statt 'ein'; S. 54 Z. 13: candāli statt candālī; S. 65 Z. 14 l. musāvāda: S. 99 Z. 2 des Textes l: 'Ufer' statt 'Afer'.

Königsberg i. Pr. Julius von Negelein.

Ludwig Wilser, Deutsche Vorzeit. Einführung in die germanische Altertumskunde. Steglitz, Peter Hobbing 1917. VIII, 232 S. 8°, 32 Tafeln. Geb. 4 Mk.

Das mit warmer Liebe für die Vorzeit unseres Volks geschriebene Buch soll nach dem Vorwort gewissermassen das literarische Testament des Verfassers darstellen. Er wendet sich darin an einen grösseren Leserkreis und hat daher auf alles gelehrte Beiwerk verzichtet. Eingeteilt ist die Schrift in zwei Bücher: 1. Land und Volk und 2. Kunst und Sitte. In ersterem spricht Verfasser in zehn Abschnitten über: 1. Germanenheimat, 2. Himmel und Boden, 3. Fruchtbarkeit, 4. Tierwelt, 5. Menschenart, 6. Sprachverwandtschaft, 7. Stämme und Mundarten 8. Nachbarvölker, 9. Wanderungen, 10. Neue Reiche; im zweiten von: 1. Ackerbau und Viehzucht, 2. Haus und Hof, 3. Waffen und Gewand, 4. Schiffahrt und Handel, 5. Zeit und Zahl, 6. Schrift, 7. Heilkunst und Recht, 8. Sang und Sage, 9. Götterglaube, 10. Bekehrung. Eigentümlich ist Wilser die Verquickung der Ergebnisse der anthropologischen, archäologischen und linguistischen Wissenschaft

zu einem Phantasiebild der germanischen Urzeit. Südschweden ist die Heimat der hellfarbigen und langköpfigen Menschen, des Homo europaeus, und auch das Ausstrahlungsgebiet des indogermanischen Sprachstammes. Diese arische Urheimat wird uns in einem auf die Nachrichten antiker Schriftsteller und die Ergebnisse der archäologischen Bodenforschung fussenden Idealbild vorgeführt. Verfasser stellt die Ausbreitung des Homo europaeus über Europa und Asien in einem bis in die feinsten Äste verzweigten Stammbaum dar. Neben Völkern mit indogermanischen Sprachen erscheinen darin auch Kaledonier und Skoten, Pelasger und Tyrsener neben Sarmaten und Parthern. Das europäische arisch-germanische Urvolk wird uns in seinen Lebensgewohnheiten, seiner Kultur, seiner Kleidung, Bodenwirtschaft usw. dargestellt. Wo die archäologischen Funde für die Beweisführung des Verfassers nicht ausreichen, nimmt er auch seine Zuflucht zu sprachlichen Gleichungen. Eine der überzeugendsten dürfte wohl die Ableitung unseres Wortes 'Wurst' von gotisch *vaurste* 'Werk' sein (S. 114). Offenbar war also die Wurstbereitung bei den Urgermanen die Tätigkeit *par excellence*. In dem Abschnitt 'Schrift' des 2. Buches kommt Wilser auch auf das germanische Runenalphabet zu sprechen, das nach ihm in die indogermanische Vorzeit zurückgeht, freilich nur zum Teil, nämlich in den 18 Zeichen des älteren Futharks. Aus diesen Urrunen entsteht auf dem Wege über Kreta das phönikische Alphabet. Das griechische ist nicht aus diesem abgeleitet, wie die Forschung bisher annahm, sondern ein selbständiger Spross des gemeinsamen Mutteralphabets. Aus diesen wenigen Proben ersieht man, dass Verfasser in der vorliegenden Schrift, wie auch in seinen früheren Schriften, eine ganze Anzahl origineller Ansichten vorträgt, die er allerdings weniger mit zwingenden Beweisen als mit warmem Appell an die Liebe zur herrlichen Vergangenheit unseres Volks zu stützen pflegt. Gegen Schriften, in denen mehr an das Gefühl wie an den scharf zergliedernden Verstand appelliert wird, ist es unnütz zu polemisieren. Denn niemals werden gefühlsmässige Überzeugungen von verstandesmässigen widerlegt werden können.

Berlin. Sigmund Feist.

Notizen.

W. Ahrens, Studien über die 'magischen Quadrate' der Araber (Der Islam 7. 186 bis 250. Strassburg 1916). — Derselbe, Hebräische Amulette mit magischen Zahlenquadraten. Erweiterter Abdruck aus der Monatsschrift 'Ost und West' 16. Berlin, L. Lamm 1916. 19 S. — Ahrens, dessen interessante und anschauliche Darlegungen über die magischen Zahlenquadrate oben 26, 307[1] angeführt wurden, hat seitdem mehrere Artikel über deren abergläubische Verwendung veröffentlicht, die ich zur Vervollständigung unserer knappen Übersicht heranzuziehen bitte. Durch Orientalisten unterstützt, weist er das neunzellige Quadrat mit den arabischen Zahlen 1–9 bei Geber, dem arabischen Alchimisten des 8. Jahrh., und H. C. Agrippas Planetentafeln bei dem 1225 verstorbenen al-Buni nach. Die oben 26, 308 erwähnten Kupfertassen wurden, wie sich aus den Inschriften ergibt, nicht zur Wahrsagung, sondern zur Darreichung von Arzneien benutzt. Von den hebräischen Amuletten werden verschiedene in guten Abbildungen wiedergegeben. Auf zwei 1883 aufgefundene Saturn-Amulette im Egerer Stadtmuseum wies übrigens A. John im 6. Jahrgange von 'Unser Egerland', Beilage hin. — (J. B.)

W. Ahrens und A. Maaß, Etwas von magischen Quadraten in Sumatra und Celebes (Zeitschrift f. Ethnologie 1916, 252–253). — Das bekannte neunzellige Quadrat wird auch von den Malaien als Talisman auf Ringen gebraucht. In einigen Fällen sind die Zahlen von den Graveuren missverstanden. Auch 25zellige Quadrate mit Göttternamen in Wahrsagekalendern aus Sumatra zeigen dieselbe Struktur. — (J. B.)

Berichte aus dem Knopf-Museum Heinrich Waldes, Prag-Wrschowitz (Sammlung von Kleider-Verschlüssen aller Arten und Zeiten) Jahrgang 2, Heft 1. Prag, Waldes & Co. 1917. — Bei der Nachricht von der Begründung eines 'Knopf-Museums' mag manch einer zunächst erstaunt den Kopf geschüttelt haben. Das vorliegende 1. Heft der im 2. Jahrgang wesentlich erweiterten Museums-Zeitschrift, deren vornehme Ausstattung man in der Zeit der Papiernot nicht ohne gewissen Neid betrachtet, zeigt, dass es sich nicht um eine snobistische Absonderlichkeit, sondern um ein ernstes wissenschaftliches Unternehmen handelt, an dessen Forschungsergebnissen auch die Volkskunde nicht achtlos vorübergehen darf. Wie der Untertitel besagt, ist hier der Kleider-Verschluss im weitesten Sinne zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Behandlung gemacht worden: die enge Berührung dieses in seiner Art freilich einzig dastehenden Sondergebietes mit der Trachtenkunde liegt auf der Hand. Nähere Auskunft über Zweck und Mittel des Museums gibt der einleitende Aufsatz; die Namen der für weitere Veröffentlichungen gewonnenen Mitarbeiter bürgen ebenfalls für die wissenschaftliche Solidität der Unternehmung. — (F. B.)

H. Beucker, Die Entscheidungsschlacht des europäischen Krieges am Birkenbaume oder: Birgt die westfälische prophetische Sage in sich Wahrheit und Wert? Mit einer Zeichnung in Lichtdruck. Dortmund, Ruhfus 1917. IV, 224 S. 8°. — Die alte und verbreitete Weissagung von der Schlacht am Birn- oder Birkenbaum hat auch in der Nähe von Unna in Westfalen Halt gefunden. Lokalpatriotische Überschätzung führte den Verf., der in Hohensyburg Pfarrer ist, zu einer Prüfung des Wertes dieser Sage, wobei er weniger ihre Geschichte als ihre psychischen Grundlagen und ihr Verhältnis zu Prophetie im alttestamentlichen Sinn und zur Apokalyptik aufzudecken bemüht ist. Aus dem in Westfalen verbreiteten Hellsehen leitet er die dortigen Formen der Prophezeiung ab und findet ihre Erfüllung durch den jetzigen Weltkrieg im Werden, wobei ihn gewaltige Unterschiede, vor allem schon des Kriegsgebietes, nicht stören. Diese Auseinandersetzungen füllen das erste Viertel des Buches. Man findet darin u. a. eine neun Seiten lange Charakteristik der israelitischen Prophetie, beruhend auf Auszügen aus den Werken berufener Forscher, einen kürzeren Abschnitt über Apokalyptik, und mancherlei Brauchbares zusammengetragen in den umfänglichen Anmerkungen zu diesem ersten Teile. In den übrigen drei Vierteln des Buches will der Verf. den nationalen Inhalt der Prophezeiung darlegen, verliert sich aber ganz in politische Betrachtungen über unsern Abwehrkrieg, aus denen die Weissagung nur selten auftaucht. Er gibt hier gut geordnete Früchte einer ausgedehnten politischen Lektüre, wie auch der erste Teil für seine Belesenheit zeugt. Jedoch über die Sage haben andere besser gehandelt, und wer sich über die Ursachen und Ziele des Krieges unterrichten will, braucht nicht gerade auf dieses Buch verwiesen zu werden. — (Max Roediger)

Friedrich zur Bonsen, Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914—1916. Köln, J. P. Bachem 1916. 79 S. 8°. Geh. 1,80 Mk., geb. 2,60 Mk. — Mit den Weissagungen über Ausbruch, Verlauf und Abschluss des Weltkrieges haben sich, wie bekannt, Gläubige und Ungläubige, Propheten und Skeptiker, schon mehrfach beschäftigt (s. oben S. 216 und die obige Notiz über die Schrift von Beucker). Die vorliegende Schrift des auch auf ähnlichen Gebieten tätigen Verfassers ('Die Völkerschlacht am Birkenbaum', 'Das Zweite Gesicht') gibt eine Übersicht über die wichtigsten und am meisten in die Öffentlichkeit gedrungenen Zukunftsstimmen dieser Art. Der Verf. steht augenscheinlich auf dem Standpunkt, dass die Möglichkeit von Vorahnungen und sogar von bestimmteren Voraussagungen nicht grundsätzlich abzulehnen sei. Auch wer diese Ansicht nicht teilt, wird das durchaus in wissenschaftlichem Geiste geschriebene Buch mit grossem Interesse lesen. Bemerkenswert ist es, dass die Prophezeiungen, die den Tatsachen am nächsten kommen, nicht aus dem Kreise der zünftigen 'Propheten' hervorgegangen sind (soweit es sich nicht um offensichtliche Fälschungen post eventum handelt), sondern sich in den Werken dichterischer Phantasie und in Äusserungen einsichtsvoller Politiker finden. S. 40 muss es heissen: 'Grand-Carteret'. — (F. B.)

S. Eitrem, Ein Sklavenkauf aus der Zeit des Antoninus Pius. Mit 1 Tafel. (Videnskapselskapets Forhandlinger 1916 Nr. 2) Kristiania, Jac. Dybwad 1916. 24 S. gr. 8°. — In seinem Hauptteil behandelt der Aufsatz eine in mehrfacher Hinsicht interessante

Papyrusurkunde aus Ägypten. Volkskundlich wichtig ist der Anhang über die Sitte der Römer, den über See gekommenen Sklaven die Füsse mit Kreide oder Gips zu weissen, ehe sie zum Verkauf ausgestellt wurden ('gypsatis pedibus'). E. sieht darin eine magische Vorsichtsmassregel für den Verkäufer wie für den Käufer, einen rite de passage, der dem Fremden, dessen Füsse besonders tabu sind, alles Gefährliche benehmen soll. Zahlreiche Stellen für die Bedeutung der Füsse und der weissen Farbe im Volksglauben werden angeführt, um diese Deutung zu stützen, der gleichwohl eine zwingende Kraft fehlt. In dem Kinderspiel Ostrakinda, in dem auch schwarz und weiss eine Rolle spielt, Spuren einer Dämonenflucht zu sehen, scheint mir unbegründet. — (F. B.)

A. Eliasberg, Sagen polnischer Juden, ausgewählt und übertragen. München, Georg Müller 1916. 220 S. — Die 50 hier mitgeteilten Sagen sind aus jiddischen Andachtsbüchern der Chassidim übersetzt, einer von dem 1760 bei Brody verstorbenen Rabbi Israel Baal Schem begründeten religiösen Richtung der osteuropäischen Juden, die neben pantheistischen und pietistischen Lehren einen starken Wunderglauben aufweist. Wundertaten des Rabbi Baal-Schem und seiner Nachfolger, der Zaddikim, werden darin verherrlicht. Ein solcher Zaddik (Gerechter) vermag Kinderlosen Kinder zu geben, Kranke zu heilen, Tote zu erwecken, er kennt die verborgensten Dinge, auch die zukünftigen, ja er kann sogar einen Prozess wider Gott selber einleiten; seine Macht ist also nach der Überzeugung des Volkes fast unbeschränkt. Auch mittelalterliche Sagenstoffe tauchen hier in wunderlicher Verkappung auf: die 17. Erzählung 'Blutschande' geht auf die Gregoriuslegende zurück, die drei Lehren des Rabbi Levi-Jizchok (nr. 48) erneuern die Fabel des Ruodlieb (Seiler S. 51; Gesta Romanorum c. 103; oben 6, 170). — J. B.)

Michael Haberlandt, Völkerkunde. I. Allgemeine Völkerkunde. 3. verm. und verb. Aufl. Mit 39 Abb. (Sammlung Göschen Nr. 73). Berlin und Leipzig, G. J. Göschen 1917. 138 S. kl. 8° geb. 1 Mk. — Um dem in den letzten zehn Jahren gewaltig angewachsenen Material gerecht zu werden, hat der Verf. bei der Neubearbeitung seines nützlichen Buches eine Teilung in zwei Bände vorgenommen. Der vorliegende beschränkt sich auf die allgemeinen Fragen der Völkerkunde, während dem zweiten die beschreibende Darstellung vorbehalten ist. Trotz dieser Erweiterung des Raumes ist selbstverständlich nur ein kurzer Überblick über die zahlreichen Probleme möglich geworden; für tiefere Eindringen weist eine vorausgeschickte Literaturübersicht die Wege. — (F. B.)

P. Michael Huber O. S. B., Die Wanderlegende von den Siebenschläfern, eine literargeschichtliche Untersuchung. Leipzig, O. Harrassowitz 1910. XXI, 574, 32 S. 8°. — 1883 verfasste John Koch eine übersichtlich angelegte Studie über den Ursprung und die Verbreitung der Siebenschläferlegende, die freilich manche Lücke der Überlieferung durch Vermutungen zu überbrücken suchte. 27 Jahre später liess Huber auf Grund eines grösseren Materials, zu dessen Vermehrung er selber durch verschiedene Textpublikationen beigetragen hatte, eine weit umfänglichere und von bewundernswertem Fleiss zeugende Untersuchung, die leider erst jetzt zur Anzeige gelangt, erscheinen. In den ersten beiden Teilen behandelt er die syrische, arabische, persische, koptische, armenische, griechische und lateinische Überlieferung der Legende, ihre Bezeugung durch Chroniken, Liturgie und Kunstdenkmäler sowie ihr Fortleben in der europäischen und der arabischen Literatur. Im dritten Teile sucht er die Entstehung folgendermassen darzulegen: es wurden vielleicht sieben Leichname in einer Höhle bei Ephesus aufgefunden, in denen man Christen vermutete und denen man bald nach 450 nach dem Vorbilde der jüdischen Erzählungen von Daniel, von den Söhnen des Matathias und von dem Schlafe des Abimelech eine Geschichte andichtete. Für den ältesten Text der Legende möchte H. den lateinischen halten und seine Übereinstimmung mit dem griechischen am liebsten durch die Abfassung beider in demselben Kloster erklären. Dieser Versuch, die in der Tat recht verwickelte Geschichte der Legende zu entwirren, wird nicht viele kritische Leser überzeugen und hat auch nicht die Beistimmung eines so ausgezeichneten Kenners wie Delehaye (D. Lz. 1912, 27) gefunden. Der Hauptwert des Buches liegt aber in der Sammlung und Ordnung des weitschichtigen Materials und in der Verfolgung der einzelnen Motive und ihrer Berührung mit ähnlichen Sagen. Zu den späteren Bearbeitungen lässt sich natürlich

manches nachtragen: S. 147 1001 Tag 8, 212 (Prenzlau 1828). — S. 181 Enikels Weltchronik ed. Strauch 1892 v. 24825. — S. 183 Zingerle, SB. der Wiener Akad. 64, 166. — S. 309 Der Islam 5, 370 (1914) 'Das Siebenschläfer-Amulett'. — S. 393 R. Köhler, Kl. Schriften 2, 239. 226. — Tatarisch: Weyh, ZdmG 65, 289. Malaiisch: Wijk, Tijdschr. voor ind. Taalkunde 36, 633. Bretonisch: Mélusine 1, 201. Dänisch: Nordisk Tidskr. n. r. 5, 173. Jesuitenaufführungen in Innsbruck 1615, Ingolstadt 1625, München 1628, Luzern 1640 Amberg 1716. M du Cygne, Comoediae XII, Leodii 1679: 'Dormientes'. C. Kolczawa, Exercitationes epicae, Pragae 1706 p. 378. Vjschr. f. Gesch. von Glatz 5, 89. Schulenburg, Wendische Volkssagen S. 63. Deecke, Lübeckische Geschichten 1852 S. 134 usw. — (J. B.

Hummel, Hummel. Negen un vertig ole Sprekwörd for use Soldaten und Mariners. Berlin, Bülowstr. 74, L. Görlitz 1916 2 Mk. Luxusausgabe 50 Mk.) Ein Buch, das — wie der Titel sagt — 49 Sprichwörter dem niederdeutschen Sprachschatze entnommen hat, Sprichwörter, die sich in den bekannten Sammlungen von Wander, Höfer, Eckart vorfinden. Das eine und andere Wort indessen hat der Zusammensteller, der sich nicht nennt, selbst aus dem Volksmunde gehört oder von befreundeter Seite zugetragen bekommen. Diese Sprichwörter sind vielfach recht kräftigen Ausdrucks, aber sie sind ja auch nicht für Erziehungsanstalten der weiblichen Jugend gedacht. Einen besonderen Wert verleihen dem Buche die an Wilhelm Busch gemahnenden 22 Zeichnungen. Die Ankündigung der ersten Ausgabe, Ende vorigen Jahres erschienen, spricht von einem 'geschätzten Künstler', ohne ihn weiter zu nennen. Die dritte nennt ihn urs. Es ist H. E. Linde-Walther aus Lübeck, in der Berliner Kunstwelt wohl bekannt. Das Büchlein ist für unsere tapferen Krieger, aber auch für die Feinschmecker literarisch-künstlerischer Gerichte bestimmt. Die von dem Künstler mit der Hand ausgemalte Luxusausgabe ist fast vergriffen. Ich bekenne, dass ich dem nach einem Hamburger Volksoriginal benannten Büchlein, schon seiner Eigenart wegen, Beachtung und Betrachtung gerne geschenkt habe. — (Franz Weiuitz.)

Alois John, ein Bild seines geistigen Schaffens, anlässlich seiner 30jährigen Tätigkeit 1886—1916. Eger, Selbstverlag 1916. 39 S. mit Bildnis und Schriftenverzeichnis.

Ludwig Kümmel, Alte und neue Prophezeiungen über den Weltkrieg und sein für Deutschland siegreiches Ende. Gesammelt u. herausgegeben. 3. Aufl. Strümpfelbach i. R. (Württ.). L. Kümmel o. J. 16 S. 16°. — Gläubige Aufzählung einer Reihe von 'Weissagungen' ohne nähere Quellenangabe, wie sie aus der Schrift Zur Bonsens (s. o. S. 194) bekannt sind, die offenbar von dem Verf. benutzt ist. Die Prophezeiung von Altötting (S. 12) ist inzwischen längst als grobe Fälschung erwiesen (s. Zur Bonsen S. 57 f.) — F. B.

A. von Löwis of Menar, Märchen und Sagen. Berlin-Charlottenburg, Felix Lehmann 1916. XVIII, 172 S. 4 Mk. Die Baltischen Provinzen, hsg. von O. Grautoff Bd. 5). — Eine Reihe von Autoren hat sich unter der Leitung des Kunsthistorikers Grautoff zusammengetan, um Landesart und Kunstpflege, Literatur und Geschichte der Ostseeprovinzen, die uns durch das blutige Ringen der letzten Jahre soviel näher gerückt wurden, anschaulich vorzuführen. Im vorliegenden, durch R. von Hoerschelmann mit netten Federzeichnungen geschmückten Bande bietet sich uns Dr. v. Löwis of Menar als längst bewährter Führer in die Sagen- und Märchenwelt seiner Heimat an. An gut gewählten Beispielen zeigt er, wie die Sagen der germanischen, finnischen und baltuslawischen (lettischen) Einwohner geschichtliche Erinnerungen seit der Ansiedlungszeit und den Stadtgründungen, die Empfindungen des eigenen Seelenlebens und die Eindrücke der umgebenden Natur widerspiegeln. Auf einen Auszug des estnischen Volksepos Kalewipoeg folgen sodann verschiedene estnische und lettische Märchen und Schwänke, welche neben der eigenen Begabung einen starken Einschlag deutschen Sagengutes offenbaren, so der Feldzug der sieben Schneider (S. 127, oben 4, 434), und die drei lispelnden Schwestern (S. 118), die bereits 1555 in einem Meisterliede des Hans Sachs (Fabeln 6, nr. 953) erscheinen. Den Märchenschatz der deutschen Balten bezeichnet der Herausgeber als identisch mit der Grimmschen Sammlung. — (J. B.)

A. N., Das Brauhaus und die Brautätigkeit in früheren Zeiten (Wochenschrift für Brauerei 34, 163 f. Berlin 1917). — Das Brauwesen des Amtes Werdau 1547—1700 (ebd. 34, 177—179. 186—188.

F. E. Peiser, Das Gräberfeld von Pajki bei Prassnitz in Polen, untersucht und beschrieben. Altertumsgesellschaft-Prussia-Sonderschrift N. R. I, Königsberg i. Pr. 1916. 7,50 Mk., für Mitglieder der Prussia 3 Mk. — Das Gräberfeld gehört der Zeit etwa um 100—200 n. Chr. an und ist von ungefähr 3—4 Generationen im Laufe eines Jahrhunderts belegt worden. Es handelt sich vielleicht um die Reste einer im Osten Sadruga genannten Familiengemeinschaft von 20—30 Köpfen. In der Übersicht der Bestattungen, durchgehends mit Leichenbrand, fällt das Grab 15 auf, dessen Urne ausser den Resten eines jungen Weibes Knochen von 4—6 mittelgrossen Vögeln und einem jungen Pferde, ferner ein Goldberlock, Bronzeteile, Reste eines eisenbeschlagenen Kästchens, Haarkamm, Perlen, Knochennadel und Spinnwirtel enthielt. Im allgemeinen entsprechen die Funde sowohl in der Keramik als in den Beigaben denen des westlicheren Deutschlands und dürfen wohl als germanisch betrachtet werden, wenn wir auch nicht den Namen des betr. Stammes feststellen können. Die Reste slawischer Bevölkerung pflegen doch ganz anders auszusehen. — (K. Brunner.)

Johannes Pesch, Aberglaube und Kriegsaberglaube (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren Bd. 35 Heft 10). Hamm, Breer & Thiemann 1916. 31 S. 8°. 0,50 Mk. — Einer allgemeinen, für den Gegenstand etwas lang ausgesponnenen Betrachtung über das Wesen des Aberglaubens lässt der Verf. eine Übersicht über verschiedene Erscheinungen des auf den Weltkrieg bezüglichen Aberglaubens folgen. Mit besonderer Ausführlichkeit sind die heut eigentlich seltener auftauchenden Bergentrückungssagen und die Prophezeiungen behandelt. Hier folgt der Verfasser im wesentlichen der Darstellung F. zur Bonsens s. oben S. 191). Zur Sage vom Nachtwächter von Szillen, deren poetische Formung durch Charl. Wüstendörfer mitgeteilt wird, vgl. oben 25, 400. 26, 89. 211. — (F. B.)

F. Peterlechner, Stille Nacht, heilige Nacht. Die Geschichte eines Volksliedes Linz, Qu. Haslinger (1917). 88 S. mit Bildern und Facsimiles. — Zu Weihnachten 1918 sind gerade hundert Jahre verflossen, seit der Hilfsgeistliche Joseph Mohr und der Lehrer Franz Gruber zu Arnsdorf bei Salzburg das schlichte Weihnachtslied 'Stille Nacht' in Worte und Töne fassten. Im Auftrage des Landesvereins für Heimatschutz in Oberösterreich hat P. mit grosser Sorgfalt die durch ausschmückende Gerüchte und Zeitungsartikel verwirrten Tatsachen über die Entstehung des Liedes festgestellt und vom Leben der beiden Väter desselben genaue Nachricht gegeben. Eine Bearbeitung des Komponisten für Chor und Orchester v. J. 1833 ist beigegeben. In Deutschland verbreitete sich das Lied seit 1831, durch Missionare drang es zu den Eingeborenen am Himalaja, im Sudan und in Südamerika. Zu den Literaturangaben sei noch Pailler, Weihnachtslieder und Krippenspiele 2, 10 (1883) und Böhme, Volkstümliche Lieder 1895 nr. 748 hinzugefügt. — (J. B.)

Quickborn-Bücher 9. Band: Gustav Goedel, Klar Deck überall! 80 S. 8°. 0,50 Mk. 11.—12. Band: Georg Droste, Slusohr un anner eernste un vergnögte Vertellsels un Riemels. Mit Titelzeichnung von Ad. Möller und einem Bildnis des Dichters. 110 S. 8°. 1,20 Mk. 14. Band. Gorch Fock, Otto Garber, Rudolf Kinau, Gustav Friedrich Weger und Hinrich Wriede, Plattdütsche Jungs in'n Krieg. Mit Umschlagzeichnung von Ad. Möller und einem Faksimile von Gorch Fock. 62 S. 8°. 0,60 Mk. 15. Band: Rudolf Kinau, Steernkiekers. 58 S. 8°. 0,60 Mk. — Hamburg, Quickborn-Verlag 1916 bis 1917. — Die Rührigkeit und das gesunde Aufblühen der niederdeutschen Quickborn-Vereinigung werden am besten gekennzeichnet durch die rasche Aufeinanderfolge ihrer Büchergaben, von denen an dieser Stelle schon wiederholt die Rede gewesen ist. In dem Band 'Klar Deck überall!' führt der durch seine Untersuchungen zur Seemannssprache bekannte G. Goedel den Nachweis, dass zahlreiche Seemannsausdrücke, die heute allgemein für englisch gehalten werden, zum alten niederdeutschen Sprachgut gehören Von seinen Wortableitungen dürften freilich mehrere, so die von Ballast, Bagage (die hierbei erwähnte Etymologie von Beghine lässt den Namen des Ordensstifters le Beghe

ausser acht) auf Widerspruch stossen. Eine hübsche Sammlung meist heiterer Erzählungen des blinden Dichters G. Droste, dem auch das 1. Heft des 10. Jahrgangs der wertvollen 'Mitteilungen' gewidmet ist, enthält der 11. 12. Band, während im 14. eine Reihe von Quickbornleuten, darunter auch der beim Untergang der 'Wiesbaden' gebliebene Gorch Fock (Joh. Kinau) ihre Soldatenerlebnisse in plattdeutscher Sprache sinnig und humorvoll schildern. Ist auch Rudolf Kinaus Schreibart nicht von gleicher Kraft und Urwüchsigkeit wie die seines Bruders, so lassen seine im 15. Bändchen vereinigten Geschichten doch einen volkstümlich-gemütvollen Erzähler erkennen. Zumal bei den Niederdeutschen unter unseren Soldaten werden diese Bändchen grosse Freude erregen. — (F. B.)

Ernst Rosenmüller, Das Volkslied Es waren zwei Königskinder, ein Beitrag zur Geschichte des Volksliedes überhaupt. Leipziger Diss. Dresden, A. Hille 1917. 114 S. 8° mit Karte. — Die Probleme, welche sich an die berühmte Schwimmerballade knüpfen, erfahren hier eine energisch zufassende und zu neuen Ergebnissen führende Behandlung. Das altgriechische Epos des Musäus von Hero und Leander wird nicht mehr als Quelle der späteren Sagenbehandlungen anerkannt, sondern gleichberechtigt treten neben diese Kunstdichtung das syrische Märchen bei Rohde, Der griech. Roman[2] S. 148[2], die aus Nordfrankreich stammenden romanischen Lieder und die germanische Gruppe. In der letzteren erscheint dem Vf. die um 1572 aufgezeichnete schwedische Ballade als die altertümlichste Fassung, deren Entstehung noch vor 1300 falle; von Schweden sei das Lied nach Niederdeutschland, dann nach Mittel- und Oberdeutschland gelangt. Dass diese Folgerungen nicht ohne weiteres einleuchten, sondern einer gründlichen Nachprüfung bedürfen, kann hier nur angedeutet werden. Sicherer ist, was über die Vermischung der deutschen Königskinderballade mit der von der stolzen Jüdin vorgetragen wird. Das vermutlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. am Oberrhein entstandene Lied von der Jüdin ward in Schlesien und Sachsen wohl unter dem Einfluss der neu aufgekommenen Melodie mit Strophen aus jener älteren Ballade verbunden. Beachtenswerte Winke über schöpferische und zerstörende Veränderung von Liedertexten und das Zersingen eingewanderter Lieder sind S. 97 gegeben. Bedauern muss man, dass diese vielversprechende Erstlingsarbeit zugleich ein Opus postumum ist; sie ist erst, nachdem der Vf. 1916 als Offizier gefallen war, durch seinen Lehrer Prof. E. Mogk und seinen Freund Dr. Böhme zum Drucke befördert worden. — (J. B.)

S. Singer, Alte schweizerische Sprichwörter. Schweiz. Archiv für Volkskunde, 20, 389–419. (s. o. S. 85. Als Sonderabdruck bei Karl J. Trübner, Strassburg 1916, erschienen. 2,50 Mk.) — Eine Sammlung von Sprichwörtern bei Dichtern und Schriftstellern des 9. bis 16. Jahrhunderts, die entweder Schweizer von Geburt sind oder lange in der Schweiz gelebt haben. Zu den ersteren rechnet Singer Hartmann von Aue, zu den letzteren gehören Konrad von Würzburg und Pamphilus Gengenbach. Die aus diesen Quellen gesammelten Sprichwörter sind natürlich nicht spezifisch schweizerisch, sondern gemeindeutsch. Die sorgfältige und fleissige Sammlung deckt sich zum grossen Teile mit Zingerles 'Deutschen Sprichwörtern des Mittelalters', zieht jedoch einerseits schweizerische Schriftsteller heran, die Zingerle nicht verwertet hat, z. B. Ammenhausen, und schliesst andererseits die Masse der von Zingerle benutzten nichtschweizerischen Schriftsteller aus. — (F. Seiler.)

Heinrich Sohnrey, Osterfeuer. Ein Ostergruss für Heimat und Heer. Berlin Deutsche Landbuchhandlung 1917. 97 S. 8°. — Beunruhigt durch manche behördlichen Massnahmen sowie die verschiedentlich im Landvolke verbreitete Meinung, in der jetzigen schweren Zeit gezieme es sich nicht, am Ostertage nach der Väter Sitte die Osterfeuer zu entzünden, hat Sohnrey dies Büchlein zusammengestellt, unterstützt vom Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege. Beiträge lieferten ausser ihm eine Reihe von Freunden und Landsleuten aus seiner niedersächsischen Heimat. In Aufsätzen, Erzählungen und Gedichten wird die schöne alte Sitte, ihre Entstehung und ihre in vielen Gegenden Deutschlands noch heute übliche Form behandelt. Hoffen wir, dass die von warmer Heimatliebe erfüllte kleine Schrift zur Erhaltung und Vertiefung des bedeutungsvollen Brauches das ihre beiträgt. — (F. B.)

Isidor Scheftelowitz, Das stellvertretende Huhnopfer. Mit besonderer Berücksichtigung des jüdischen Volksglaubens Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten hsg. von R. Wünsch und L. Deubner 14, 3). Giessen, A. Töpelmann (J. Rickers) 1914. 66 S. 8°. geh. 2,40 Mk. — Das interessante religionswissenschaftliche Problem der Stellvertretung wird hier mit grosser Belesenheit, aber doch nicht ohne starke Einseitigkeit an einer bestimmten Erscheinung, dem weitverbreiteten Huhnopfer, behandelt. Der Verf. setzt an den Anfang seiner Ausführungen den Satz 'An Stelle eines Menschen, der sich eine Gottheit zum Opfer bestimmt oder dessen Untergang ein Dämon herbeizuführen beabsichtigt, kann nach dem primitiven Glauben auch ein Tier treten, womit sich die überirdischen Wesen zufrieden geben'. Wenn dann eine grosse Menge primitiver und antiker Opferhandlungen aus diesem Grundsatz erklärt wird, so ist doch immer zu bedenken, ob wirklich in allen diesen Fällen ursprünglich die Opferung oder der Untergang eines Menschen als eigentliche Forderung vorausgesetzt war. Der Idee des Menschenopfers eine so weite und tiefe Ausdehnung zuzugestehen, wie der Verf. will, ist doch wohl kaum angängig, und in vielen Fällen wird von vornherein die Anschauung gewaltet haben, dass der Zorn der Dämonen durch ein Tieropfer besänftigt werden könne. Und hierfür musste sich das Huhn, als weitverbreitetes und fruchtbares Haustier, von selbst darbieten. Ausserdem liegen in vielen Fällen andere Wurzeln, vor allem die Vorstellung der Übertragung von Krankheiten u. dgl., offen zutage. Das beigebrachte Material ist, wie bemerkt, von bemerkenswerter Reichhaltigkeit und sichert dem Buche seinen Wert, auch wenn man die Grundidee nicht voll anerkennen kann. Verwiesen sei in dieser Beziehung besonders auch auf die Exkurse, z. B. über die Sitte der *καταχύσματα*, den Kreis und die schwingende Bewegung als Abwehrmittel, die angeblichen Ritualmorde der Juden u. a. m. — (F. B.)

K. Spiess, Das deutsche Volksmärchen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1917. IV, 124 S. 8°. geh. 1.50 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 587.) — Das Büchlein bietet wirklich, was das Vorwort verheisst, eine fassliche und anschauliche Übersicht über den heutigen Stand der Märchenforschung. An der Grimmschen Sammlung, die durchaus im Mittelpunkt der Betrachtung steht, legt der Verf. die Welt und das Wesen des Märchens dar, im Verhältnis zur Wirklichkeit, zu sittlichen Forderungen, zum Humor: er gibt gute Bemerkungen über die internationale Verbreitung der Stoffe, die Scheidung von Märchenmotiv, -formel und -typus, wobei er gegen Aarnes Typenverzeichnis manches einzuwenden hat, über den Aufbau und die Technik, besonders über den durch nationale Eigenart und zeitgeschichtliche Verhältnisse beeinflussten Wechsel in der Einkleidung der Motive. Endlich werden die bekannten Theorien über das Alter und den Ursprung der Märchen und den uralten Gehalt, die animistischen Vorstellungen und der Zauberglaube besprochen. — (J. B.)

ΣΤΟΙΧΕΙΑ, Studien zur Geschichte des antiken Weltbildes und der griechischen Wissenschaft, hsg. von Franz Boll. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Heft 1: Franz Boll, Aus der Offenbarung Johannis. Hellenistische Studien zum Weltbild der Apokalypse. 1914. VIII, 151 S. 8°. geh. 5 Mk., geb. 5.60 Mk. Heft 2: Erwin Pfeiffer, Studien zum antiken Sternglauben. 1916. VII, 132 S. 8°. geh. 5 Mk., geb. 6 Mk. — Professor Franz Boll hat sich diese Veröffentlichung geschaffen, wesentlich wohl, um für sein Sondergebiet, die griechische Astronomie und Astrologie, eine offene Stelle zu finden. Und es ist unbedingt höchst verdienstlich, dass er diesem bisher zu unrecht vernachlässigten, wichtigen, aber freilich auch recht schwierigen Gebiet eine grössere Pflege angedeihen lässt, als das bisher geschah. Erstreckt sich doch der Einfluss der antiken Astronomie, wie schon die sieben Wochentage beweisen, von Westasien, und zwar schon in älterer Zeit, bis in unser Vaterland und reicht er doch recht eigentlich vom Himmel oben bis zur Hölle unten und bis an alle vier Ecken der Welt. Denn alle diese Begriffe und Bezeichnungen stammen von der älteren Sternenkunde her. Für den Volkskundler ist die Darstellung des Weltbildes, aber auch die Erklärung zu den apokalyptischen Reitern oder zum neuen Jerusalem, wie B. sie hier auf Grund seines umfangreichen Stoffes und seiner fleissigen und gewissenhaften Arbeit gibt, vom höchsten Wert, weil uns so die moderne

Forschung jene Quellen aufdeckt, aus denen zu allen Zeiten ganze Ströme der wichtigsten und grossartigsten Vorstellungen in die Kunst und die Literatur aller christlichen Völker geflossen sind. – Pfeiffer hat eine fleissige und tüchtige Arbeit über die antike Sternenwelt geschrieben, die sich wesentlich mit der Frage befasst, ob die Auffassung der Griechen (und Römer) mehr darauf hinaus ging, dass die Sterne nur den Lauf der Jahreszeiten anzeigten, oder dass sie auch die Veränderungen der Jahreszeiten wirklich herbeiführten. Unter den Beilagen ist dann noch volkskundlich wichtig der letzte Anhang über die Seele und ihre Wanderung zu den Sternen, die mit der wichtigen Vorstellung des Himmels als der Wohnung der Seligen zusammenhängt. — (Ed. Hahn.)

H. L. Strack, Jüdisches Wörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der gegenwärtig in Polen üblichen Ausdrücke. Leipzig, J. C. Hinrichs 1916. XVI, 204 S. geb. 6 Mk. — Ein jüdisch-deutsches Wörterbuch von E. Bischoff, das während des jetzigen Krieges unsern in Polen und Galizien stehenden Soldaten bereits nützliche Dienste geleistet hat, konnten wir oben 26, 408 empfehlen. Höheren Anforderungen sucht Strack, ein ausgezeichneter Kenner der alt- und neuhebräischen Sprache und Literatur, in dem vorliegenden Wörterbuche zu genügen, das in knapper Fassung ein sehr reichhaltiges, in jahrelanger Beschäftigung gesammeltes Material darbietet. Da er nicht nur ein Hilfsmittel für den mündlichen Verkehr, sondern auch für die Lektüre der jüdisch-deutschen Zeitungen und Bücher liefern will, setzt er die Kenntnis der hebräischen Schrift voraus und gibt die Worte in dieser wieder. Eine deutsche Fixierung der Aussprache, die freilich in den einzelnen Gegenden grosse Verschiedenheiten aufweist, fügt er leider nur selten bei. Wichtig ist die Feststellung der Herkunft der Worte aus dem biblischen und talmudischen Hebräisch, dem Deutschen, Polnischen und Russischen, und hier erweist sich der Autor als trefflicher Führer. Willkommen sind ferner die Bemerkungen in der Einleitung über Aussprache, Grammatik, Betonung, Datumbezeichnung, literarische Hilfsmittel, wenngleich man hier über manches, wie die Aussprache des ע und ת, die Schreibschrift, die sprachlichen Gesetze, nach denen die fremden Bestandteile umgeformt werden, das Alter einzelner Neubildungen, die zugrunde liegende deutsche Mundart, gern noch mehr vernähme. Jüngeren Sprachforschern, besonders Germanisten, eröffnet sich hier ein weites Feld, aber eine zuverlässige Grundlage ist durch Strack geschaffen. — Als Anhang gab derselbe heraus: Jüdischdeutsche Texte, Lesebuch zur Einführung in Denken, Leben und Sprache der osteuropäischen Juden. Leipzig, Hinrichs 1917. 56 S. 1,50 Mk. Eine Reihe charakteristischer Zeitungsartikel aus den letzten drei Jahren in Umschrift mit worterklärenden Anmerkungen. — (J. B.)

C. W. v. Sydow, God Afton, om I hemma är! en studie över de nordiska majvisorna, med facsimiler och musiknoter. Malmö, Maiander 1917. 158 S. 8°. 1,75 Kr. — In Dänemark und Südschweden sind zwei mannigfach variierte Mailieder üblich, mit denen die mit grünen Zweigen herumziehende Jugend den Eintritt des Frühlings begrüsst: ein geistliches und ein Heischelied der Kinder. Jenes geht zurück auf eine dänische, um 1600 von Peder Jensen Roskilde verfasste Dichtung, die ihre Melodie einem älteren weltlichen Mailiede 'Hossbonde om du hiemme est, May vær velkommen' entlehnte, um dasselbe aus dem Gesange des Volkes zu verdrängen. An dies bis auf die Anfangszeilen verlorene Lied des 16. Jahrh. lehnt sich auch das Kinderlied 'God afton, om I hemma är' an. Die zahlreichen Veränderungen des Textes in Dänemark und in den damit in enger Kulturgemeinschaft stehenden schwedischen Provinzen Schonen, Halland und Bleking beruhen z. T. darauf, dass das Lied nur einmal während des ganzen Jahres gesungen wurde. Auch mit dem deutschen Mailiede 'Hier kommen wir vor dieses Haus' (Erk-Böhme nr. 1253) zeigt sich Verwandtschaft. Endlich weist der Verf. der zugleich gründlichen und lesbar geschriebenen Studie aus Flugblättern ein kurz vor 1750 von Anna Brita Elf verfasstes Mailied nach, das nach einem älteren Vorbilde die Seligkeit im Himmel unter dem Bilde des Sommers beschreibt: 'Ack ljuflig tid'. — (J. B.)

Irene Thirring-Waisbecker, Volkslieder der Heanzen, gesammelt mit 16 Melodien. Wien 1916. V, 40 S. gr. 8° (aus Bd. 21 der Zs. f. österr. Volkskunde abgedruckt). — Auf Bünkers treffliche Sammlung heanzischer Kinderreime (1900 folgt hier eine reich-

haltige Lese von Vierzeilern, Liebesliedern, Balladen, Soldaten-, geistlichen Liedern und Kindersprüchen samt den Weisen. Besonders wertvoll sind die zahlreichen alten Balladen Die Herausgeberin hat einige Nachweise über anderweitige Aufzeichnungen beigefügt, leider ohne unsre umfangreichste Volksliedersammlung, Erk-Böhmes Liederhort, heranzuziehen, aus dem sie z. B. ersehen hätte, dass die besonders gelobte Ballade „Ein trotziger Ritter aus fränkischem Land' (S. 20 ein Gedicht von J. F. Ratschky (1779) ist. — (J. B.)

P. Thomsen, Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 260). Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1917. 121 S. 8°. Geb. 1,50 Mk. — Nach einem Überblick über die bisherigen Ausgrabungen der Deutschen, Engländer und Amerikaner schildert der Verf. die Kulturzustände des Heiligen Landes in vorsemitischer, vorisraelitischer, israelitischer, hellenistischer und römisch-byzantinischer Zeit, soweit sie sich aus den Funden erkennen lassen. Es ist natürlich, dass bei dieser Methode ein die ganze Kultur umfassendes Bild nicht gewonnen werden konnte. Anderseits sind Gebiete wie Totenbestattung, Geräte, besonders solche aus Ton, besonders eingehend behandelt. Bemerkenswert ist die Zurückhaltung Th.s gegenüber den Skelettfunden in und unter Mauern, die meist als Beweise für Bauopfer erklärt werden. In der oft behandelten Frage der jüdischen Menschenopfer vermeidet es der Verf. ebenfalls, ausdrücklich dafür oder dagegen Stellung zu nehmen. — F. B.)

W. St. Vidûnas, Litauen in Vergangenheit und Gegenwart. Tilsit, Lituania 1916. 132 S. 8°. 3 Mk. — Viel Liebe und Verständnis für litauisches Volk und Wesen spricht aus dem an Inhalt mannigfaltigen und Bildbeigaben reichen Buche. Es wird nicht nur aufklären, sondern auch um Achtung und Liebe werben für ein Volk, das mehr Lieder Dainos singt, als irgend sonst eine Nation, das durch sein zartes, für die Natur tief empfängliches Gemüt in seiner Sprache für Derbheiten kein Ausdrucksmittel hat und kein Tier quälen kann, das auf die Klêtê (= Schlafhaus der erwachsenen Töchter) all sein Sinnen richtet, auf deren Veranlassung da die jungen Litauerinnen in das Gürtelband, die Jousta, die zartesten, innigsten Lieder und Wünsche hineinarbeiteten und aus dem Garten daneben im Sommer täglich den Rautenkranz fürs Haar pflückten und im Winter in der Spinnstube beim Scheine der Szibintas (= Kienspan) den Klängen der Kanklys (= eine Art Zither) lauschten. — (Johannes Podzuweit.)

Volksthümliches aus Graubünden. Chur, Sprecher, Eggerling & Co. 1916. XVI, 627 S. 8 Fr. — Das ohne Verfassernamen in die Welt tretende Werk ist nichts andres als eine Erneuerung der verdienstvollen 'Volkssagen aus Graubünden', die Dietrich v. Jecklin 1874 bis 1878 in drei Bänden herausgegeben hat. Leider ist diese Arbeit nicht in die rechten Hände gefallen. Jecklins wohlbedachte Anordnung ist einem bunten Durcheinander gewichen, dessen Zweck man nicht einsieht: nicht nur die inhaltlich oder örtlich zusammenhängenden Sagen sind verstreut, sondern auch längere Erzählungen in zwei oder drei Stücke auseinander gerissen. Jecklins 'Erklärungen und Zusätze' (S. 527), die seine Gruppierung voraussetzen, sind ohne Hinweise auf jene Veränderungen geblieben. Eine zusammenhängende Abteilung bilden nur die von Decurtins gesammelten Märchen (S. 577), bei denen man wiederum eine Anführung der seither in seiner Rätoromanischen Chrestomathie (2. 1901) gedruckten Originale vermisst. Neu sind etwa zwanzig Ortssagen. Da ein Sachregister fehlt, kostet es oft Mühe, ein Zitat der früheren Auflage wiederzufinden. — (J. B.)

Konrad Weichberger, Die Planeten-Quadrille. Bremen, H. M. Hauschild 1917. 29 S. 8°. — Ein lehrreiches Beispiel, wie eine vorgefasste Meinung zur Vergewaltigung der Tatsachen führt. Der Vf. vergleicht die 'heilige' Figur des neunzelligen magischen Quadrats (oben 26, 306) mit der achtstrahligen Windrose, mit den um die Erde gruppierten Planeten und mit den phäakischen Tänzern, die in der Odyssee 8, 258 das von Demodokos besungene Liebesabenteuer des Ares und der Aphrodite mimisch darstellen. Nun berichtet zwar das Altertum nur von 7 Planeten und Homer von 9 Phäaken; aber der moderne Prokrustes weiss solche widerspenstigen Zahlen zu strecken oder zu kürzen. Die Alten hatten eben schärfere Augen und rechneten den jetzt nur mit Fernrohren wahr-

nehmbaren Uranos als achten Planeten, und Homer zählte den Sänger mit zu den acht Tänzern, welche die in der Erzählung erwähnten Götter darstellten. Dabei verwechselt W. wohl die neun Ordner (ἀσυγήται) mit den Tänzern (χορῶν), deren Zahl weder bei Homer noch in der Beschreibung der Abbildung auf dem amykläischen Throne (Paus. 3, 18, 7) überliefert wird. Auf weitere astronomische Hypothesen des Vf. mögen Fachleute eingehen. — (J. B.)

Dolfo Zorzut, Instoris e lièndis furlanis, çholtis sù a Cormòns sul Judri cunt-un dos çhàcaris di Vènenl. Guriçe [Görz], G. Paternolli 1914. VIII, 203 S. 2,50 Kr. — Ridiculis, ridàculis altris sflocis par furlan. ebd. 1914. 47 S. 0,60 Kr. — Kurz vor dem Ausbruche des Weltkrieges, der jetzt auch im österreichischen Küstenlande tobt, hat dort ein junger talentvoller Friauler mit Eifer und Glück Märchen und Legenden gesammelt und in zwei Bändchen herausgegeben. Die lebendige und anschauliche Erzählweise des Volkes und die furlanische Mundart, in die auch der Kenner der italienischen Schriftsprache sich nicht gleich hineinfindet, sind getreu beibehalten. Unter den 49 Nummern treffen wir viele Bekannte aus den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm an, z. B. Fürchten lernen, den singenden Knochen, Rumpelstilzchen, die goldene Gans, die beiden Königskinder, den Schmied von Jüterbog, das jung geglühte Männlein, den Meisterdieb: dazu die schon im Ruodlieb begegnenden drei Ratschläge, den im Paradiese verweilenden Bräutigam, die Mutter St. Peters, Christi Wandrungen mit Petrus, das Hemd des Glücklichen und einige Tiermärchen. Es steht zu hoffen, dass wir die wertvollsten dieser hübschen Erzählungen in einer Verdeutschung zu lesen bekommen. — (J. B.)

Aus den

Sitzungs-Berichten des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 26. Oktober 1917. Der Vorsitzende, Hr. Geheimrat Prof. Dr. Roediger, widmete dem verstorbenen Mitgliede Prof. Dr. Schulze-Veltrup sowie der Gemahlin unseres Schatzmeisters Franz Treichel, die im Dienste des Roten Kreuzes für das Vaterland starb, herzliche Worte der Erinnerung. Der hochverdiente Obmann des Vereinsausschusses, Hr. Geheimer Regierungsrat und Stadtältester Ernst Friedel hat im Juni seinen 80. Geburtstag gefeiert, wozu der Vorsitzende ihm namens des Vereins herzlichen Glückwunsch aussprach. Hr. Prof. Dr. Bolte beglückwünschte ebenso nachträglich Hrn. Geh. Rat Roediger und Frau Gemahlin zur Feier ihrer silbernen Hochzeit. Derselbe legte sodann zwei neue Erscheinungen vom volkskundlichen Büchermarkte vor: 'Aus der Heimat', alte und neue Lieder nach Wort und Weise hsg. für deutsche Kriegsgefangene von John Meier, Insel-Verlag 1917, und Robert Petsch: 'Das deutsche Volksrätsel', 1. Bd. des Grundrisses der Deutschen Volkskunde, hsg. von John Meier, Strassburg, Trübner 1917. Hr. Dr. Erich Gutmacher sprach dann über 'Kalewala, das Nationalepos der Finnen, in seiner Bedeutung für die Volkskunde'. Er berichtete ausführlich über die Entstehung des Epos, seine Verbreitung und die Fragen, die sich daran knüpfen. Die Probleme, die uns der Vortrag der Einzelgedichte aufgibt, führen zu den Wurzeln der Kultur zurück, zum Seelenglauben und in die Uranfänge des Zaubers. Die Macht des Zaubergesanges wurde an Beispielen aus dem Epos gezeigt. Daran schloss sich eine Inhaltsangabe des Epos. Bilder des alten und modernen finnischen Volkslebens mit Erläuterungen aus dem

Epos, die Gelegenheit gaben, allerhand volkskundliche Motive vergleichend zu verfolgen, schlossen den Vortrag. In der Besprechung des Vortrages verwies Prof. Bolte als Parallele auf das deutsche Märchen vom Mond, wie es schon Wilhelm Grimm getan. Hr. Geh. Rat Roediger erläuterte die Entstehung der Epen im allgemeinen, und den grundlegenden Unterschied zwischen Lied und Epos, den z. B. Lachmann übersah. Die Entstehung des Kalewala ist erst allmählich bekannt geworden und ausnahmsweise auch der Name des Zusammenfügers der einzelnen Lieder im 19. Jahrh., Elias Lönnrot.

Freitag, den 23. November 1917. Der Vorsitzende Geh. Rat Roediger teilte mit, dass er namens des Vereins die Mitglieder Frau Prof. Marie Andree-Eysn zu ihrem 70. Geburtstage und Hrn. Geh. Rat Prof. Stieda in Königsberg zum 80. Geburtstag beglückwünscht habe. Hr. Oberlehrer Dr. Fritz Boehm besprach einige Aufsätze aus der Prof. Dr. Ed. Hoffmann-Krayer gewidmeten Festschrift und legte andere neue Bücher vor, wie: Beiträge zur Deutsch-böhmischen Volkskunde Bd. 13 und 14 von Jos Rank und Josef Blau; Vlämische Sagen, Legenden und Volksmärchen, hsg. v. Georg Goyert und Konrad Wolter, Jena 1917; Hans Bächtold, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube, hsg. vom Verbande deutscher Vereine für Volkskunde, Strassburg 1917; Die Deutschen Brüder, hsg. vom Champagne-Kamerad, Feldzeitung der 3. Armee, Stuttgart. Hr. Treichel legte wiederum die Jahresschrift des schwedischen Touristenvereins vor. Hr. Prof. Bolte besprach das neueste, E. Friedel gewidmete Heft der Niederlausitzer Mitteilungen mit einem Aufsatze über den sog. Feuerreiter, einen Grafen Reventlow, der noch vor etwa 50 Jahren den bekannten Feuerzauber ausübte, indem er einen Brand umritt, um weiteres Umsichgreifen zu verhindern. Dann sprach Frl. Elisabeth Lemke über die Eidechse in der Volkskunde; sie berichtet selbst folgendermassen darüber: Mit Hinweis auf den 'Drachen', der sowohl im Mythus, wie im (romanischen und gotischen) Baustil nicht nur Schlangen-, sondern auch Eidechsen-Züge erhielt, wurde als wahrscheinlich die Schöpfung des Drachen — dieses gewaltigsten Fabeltiers — auf Funde von Skeletten und Abdrücken sog. vorweltlicher Tiere zurückgeführt. Der Urgreif (Archäopteryx) hat überdies einen Eidechsenschwanz. Bei der sich doch nur langsam entwickelnden Menschheit hat (mit oder ohne Berechtigung) die Furcht eine grosse Rolle gespielt. Abergläubische Gebräuche hielten die einst gefassten Vorurteile fest. Und so ist noch bis zur heutigen Stunde die Harmlosigkeit unserer kleinen Eidechse keineswegs allgemein anerkannt. Das unschuldige Tier wird vielfach verfolgt und gequält oder totgeschlagen: auch im Hinblick auf Abwendung von Unheil und Herbeizaubern von Glücksgütern. Zu den immer noch anzutreffenden Vorurteilen gehört die Annahme, dass die Eidechsen stechen und beissen. Doch glaubt man auch, dass sie vor Schlangen warnten, dem Menschen das Leben rettend. Zahlreiche alte und neue Namen der Eidechse wurden erwähnt. Es folgten Mitteilungen über abergläubische Gebräuche (unter denen die auf Heilung sich beziehenden wohl die zäheste Lebenskraft haben mögen), über die Vorstellung, Eidechsen seien verwünschte Jungfrauen (auch Prinzessinnen, woher wohl zuweilen bei einigen eine Krone entdeckt wird), über Beziehungen zu Hexen usw. In Frankreich ist seinerzeit das Anathema über Eidechsen ausgesprochen worden. In der Bretagne nimmt die Seele die Gestalt einer schwarzen Eidechse an. Einige Beispiele aus der weiteren Völkerkunde zeigten die Eidechse in göttlicher Verehrung. Das zunächst aus Schutzbedürfnis erwählte Familien- oder Stammestier wird in erstaunlicher Häufigkeit auf Gebrauchsgegenständen in Schnitzerei usw. angebracht, oft bis zur Unkenntlichkeit stilisiert, so in Afrika. Die Eidechsen geben auch ein be-

liebtes Muster für Tätowierungen, und schliesslich sind sie als Speise sehr begehrt. (u. a. in Mexiko und Australien). Giftig ist nur die mexikanische Krustenechse. Zuletzt wurde der winzigen Eidechse gedacht, die von dem Künstler (Kaulbach) so liebevoll und sinnig auf dem Umschlag unserer Zeitschrift angebracht ist. Im Anschluss daran wies Hr. Treichel auf die im Preussischen Wörterbuch genannten mannigfaltigen volkstümlichen Bezeichnungen der Eidechse hin, die im Volksglauben auch eine gewisse Rolle als Warner spiele. Ihr Ruf wird im Volksmunde von Ost- und Westpreussen als Quarren bezeichnet. Hr. Oberlehrer Dr. Fritz Boehm gab zu dem Thema Vergleiche aus dem griechisch-römischen Altertum. Münzen mit Eidechsen-Darstellungen von religiöser Bedeutung sind nicht selten; über die sicher vorhandenen Beziehungen zur Mantik ist näheres nicht bekannt, doch galt ihr plötzliches Erscheinen als böses Omen. Sie wird auch als Bild des Todesschlafes wegen ihres Winterschlafes benutzt und dann auch als Symbol der Auferstehung. Ihre Bedeutung in der Volksmedizin beruhte wohl auf der Erneuerungsfähigkeit ihrer Glieder. Aristoteles hat über die Eidechse geschrieben, Aelian Ammenmärchen über sie erzählt, Plinius behandelte sie besonders bezüglich der Volksmedizin, und bei Theokrit tritt sie als Bestandteil eines Liebestrankes auf. In der Kunst ist sie berühmt durch die bekannte Figur des Sauroktonos von Praxiteles, einer Apollo-Darstellung. Hr. Geh. Rat Roediger gab noch einige Ergänzungen in bezug auf die schwierige Worterklärung der Eidechse. Der Hauptbestandteil sei vom mhd. dechsen = schwingen = schwingend sich bewegen abzuleiten, dem ein steigerndes Urwort ei oder ewi = sehr vorgesetzt sei. Konrad von Megenberg (Mitte des 14. Jahrh.) bringt den Namen salburra einer unbekannten Eidechse bei und führt unter anderen Fabeln über sie ihre Heilkraft bei Blindheit an. Hr. Redakteur Dr. Richard Böhme hielt schliesslich einen längeren Vortrag über Volkskundliches und Volkstümliches bei Friedrich Hebbel, der in der Festschrift für Eduard Hahn S. 345 ff. abgedruckt ist.

Berlin. Karl Brunner.

Max Roediger †.

Von **Johannes Bolte** [1]).

In den letzten Wochen, während auf den Schlachtfeldern in Ost und West eine verhältnismässige Kampfesruhe herrschte, ist der Tod mit ehernem Fuss durch die Reihen der Daheimgebliebenen geschritten und hat hier eine reiche Ernte gehalten. Wie viel treue Genossen unsrer Vereinsabende, Männer wie Frauen, ich brauche ihre Namen nicht zu nennen, sind uns in diesen Wintermonaten durch ihn entrissen worden! Als wir uns im Januar in diesem Raume zusammenfanden und die Wahl zum 1. Vorsitzenden, wie natürlich, auf unsern Geheimrat Roediger fiel, da nahm er das Amt mit den ernsten Worten an: 'Zum letzten Male'. Wir ahnten nicht, dass wir den so Geistesfrischen wirklich zum letzten Mal in unsrer Mitte sahen. Am 10. Februar schrieb er mir, er sei eben von einer Erkältung befallen, die ihn merkwürdig angreife und geschwächt habe. Das Leiden steigerte sich zu einer Lungenentzündung, unsere Februarsitzung mussten wir ohne ihn halten, und vier Tage später weilte er nicht mehr unter den Lebenden; am 26. Februar in der Morgenfrühe war er entschlafen.

Erschüttert von dem herben, für seine Familie, seine näheren Freunde und für unsern Verein unersetzbaren Verluste, weilen unsre Blicke auf den vertrauten Zügen, die aus diesem Bilde[2]) zu uns reden; und seinen Lebensgang und sein Wesen uns mit kurzen, schlichten Worten zu vergegenwärtigen ist mir Pflicht und Bedürfnis.

Max Roediger war ein Berliner Kind, mit einem Einschlage aus der französischen Kolonie. Sein Vater hatte Theologie studiert, auch schon in Bernau gepredigt; da stellte sich bei ihm ein Kehlkopfleiden ein, das ihm die Predigerlaufbahn verschloss und ihn nötigte, den stillen Kanzleidienst zu ergreifen. Er gab seiner Braut, der Tochter des Lehrers Desmarets vom Kadettenhause ihr Wort zurück, weil er seiner Krankheit bald zu erliegen fürchtete. Aber die Braut erklärte mutig, sie wolle bei ihm ausharren bis in den Tod: sie heirateten und verlebten noch über

1) Gedächtnisrede, gehalten am 22. März 1918 im Verein für Volkskunde.

2) Ein Ölgemälde von Prof. Fritz Burger war im Saale aufgestellt. Ein andres Bildnis ist dem 25. Bande dieser Zeitschrift beigegeben.

12 Jahre einer glücklichen Ehe. Der einzige Sohn, der ihr entsprass, wurde Maximilian Friedrich Heinrich genannt, er erblickte am 28. Oktober 1850 in der Dessauerstr. 2 das Licht der Welt. Er besuchte das damals von Bonnell geleitete Friedrichs-Werdersche Gymnasium am Werderschen Markt und zeigte trotz mehrfacher Kränklichkeit besonderen Eifer für den lateinischen, griechischen und deutschen Unterricht. Anregend wirkte hier namentlich sein Lieblingslehrer, der originelle Professor Klemens, der später am Luisenstädtischen Gymnasium auch der meinige war. Das Abiturientenzeugnis, das ihn einen der wohlgeartetsten Schüler nennt, rühmt: 'Sein Fleiss erstreckte sich vielfach über das Geforderte hinaus'. Mit einer Reihe von Mitschülern, wie dem späteren Kammergerichtsrat Jungk †, dem Geh. Medizinalrat Posner, dem Geh. Sanitätsrat Körte, dem Direktor des Köllnischen Gymnasiums Prof. Gilow, dem Geh. Baurat Labes, dem Staatsanwalt Wagner †, blieb er bis zu seinem Lebensende in treuer Freundschaft verbunden. Am 23. März 1870, also ein Vierteljahr vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, bestand er die Abgangsprüfung und stand nun vor der Wahl eines Berufes. Gern hätte er wohl, wie er später erzählte, vielleicht durch die Verbindung des Grossvaters mit dem Kadettenkorps beeinflusst, die Offizierslaufbahn ergriffen, und er sah es später mit besonderer Genugtuung, dass seine ältere Tochter einem Artillerieoffizier die Hand reichte und dass sein Sohn als Fahnenjunker in den Dienst des Vaterlandes trat; — aber als er sich 1870 zum Militärdienst meldete, wurde er wegen seiner Kurzsichtigkeit nicht angenommen. Er zog also auf die Universität Heidelberg, um Philologie zu studieren, und zwar die klassischen Sprachen. Er hörte bei Stark Kunst- und Kulturgeschichte der alten Welt, bei Lefmann griechische Grammatik, bei Kayser Äschylus, bei Wattenbach griechische Paläographie, bei Treitschke endlich Geschichte des Reformationszeitalters. In Berlin, wohin er mit dem Ausbruche des Krieges zurückgekehrt war, zogen ihn die Vorlesungen Steinthals zur vergleichenden Sprachwissenschaft hin; er lernte bei Albrecht Weber Sanskrit, wenn er auch sich zugleich von Kirchhoff in Euripides und Pindar, von Haupt in Homer, Horaz und Catull einführen liess; dann aber wandte er sich entschlossen der Germanistik zu, er wurde ein ergebener Schüler Müllenhoffs, bei dem er Kollegien über die deutsche Grammatik, die Geschichte der altdeutschen Poesie, die Germania, den Beowulf, die Edda, die Nibelungen belegte und von dem er in seine deutsche Gesellschaft aufgenommen wurde. Seine ersten Arbeiten richteten sich, wohl auf Müllenhoffs Anregung, auf die Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts, jener Übergangszeit, die Wilhelm Scherer eben in glänzend geschriebenen Studien beleuchtet hatte. Scherer, der für jene lange gering geachteten geistlichen Dichtungen zu interessieren wusste, indem er auf die Verschiedenheit der landschaftlichen Mundarten hinwies und der höheren

Kritik Aufgaben stellte, wirkte damals (1872—77) an der neubegründeten Strassburger Universität in der Vollkraft seiner anregenden und begeisternden Persönlichkeit und sammelte einen Kreis talentvoller Schüler um sich — ich nenne nur Erich Schmidt, Franz Lichtenstein, Rudolf Henning, Philipp Strauch, Johannes Franck, Heinrich Zimmer, Richard Maria Werner, Joseph Seemüller.

Nach Strassburg strebte auch Roediger, um dort seine Studien abzuschliessen, doch hemmte ein Missgeschick seinen Wunsch. Beim Rudern hatte er sich 1873 eine Kniegelenkentzündung zugezogen, die sich durch die verkehrte Behandlung des von Prof. Wilms empfohlenen Heilgehilfen so verschlimmerte, dass seine Studien fast ein Jahr lang unterbrochen wurden und das Bein dauernd steif blieb. Im April 1875 endlich konnte er sich in Strassburg immatrikulieren lassen, wo neben Scherer noch ein zweiter Schüler Müllenhoffs, der Berliner Steinmeyer, wirkte. Schon im folgenden Semester, am 15. Januar 1876, wurde er zum Doktor promoviert und ein halbes Jahr später als Privatdozent in den Lehrkörper der Universität aufgenommen.

Vier Jahre darauf treffen wir ihn wieder in der Heimat. Der Strassburger Privatdozent siedelte an die Berliner Universität über und hielt hier am 10. Juli 1880 seine Antrittsvorlesung über die mhd. Schriftsprache. Zugleich übernahm er noch ein anderes Amt. Nach dem plötzlichen Eingehen der Jenaer Literaturzeitung (Ende 1879) hatte die Weidmannsche Buchhandlung (Hans Reimer) den Plan gefasst, ein neues Unternehmen an ihre Stelle zu setzen. Zum Leiter dieser 'Deutschen Literaturzeitung' wurde auf Empfehlung des inzwischen nach Berlin berufenen Wilhelm Scherer unser Roediger ausersehen, und er hat diesen Posten vom Oktober 1880 bis zum März 1886 mit Gewissenhaftigkeit, Geschick und Glück versehen, bis er ihn infolge von Überbürdung an August Fresenius abgab. So wurde es ihm auch möglich, im September 1880 seine Braut Eda Kaden aus Dresden, deren Gesang er in Strassburg bewundert und die er dann im Hause des Professors Simon kennen gelernt hatte, heimzuführen. Leider dauerte das junge Eheglück nicht lange; jäh wurde es noch vor Ablauf eines Jahres durch den Tod zerrissen, der die Gattin nach der Geburt einer Tochter dahinraffte. Schwer trug Roediger an diesem Verluste, doch seine Mutter siedelte zu ihm über und übernahm die Erziehung des Kindes. Das Jahr 1883 brachte ihm die Ernennung zum ausserordentlichen Professor, als er die Berufung nach Basel auf den durch Moriz Heynes Weggang nach Göttingen freigewordenen germanistischen Lehrstuhl abgelehnt hatte. Roediger wäre diesem ehrenvollen Rufe wohl gern gefolgt, aber die Rücksicht auf seine Mutter, der er die Pflege seines einzigen Kindes übergeben hatte und die sich nicht von Berlin trennen mochte, hielt ihn zurück. Später hat er diesen Entschluss öfter bedauert. Sein Leben war nun an seine Vaterstadt gebunden und

floss gleichmässig in stiller, emsiger Tätigkeit ohne grösseren Wechsel dahin.

Seine germanistischen Arbeiten begannen, wie schon erwähnt, mit Untersuchungen der geistlichen Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts. Er nahm Scherers scharfsinnige Vermutung von sechs verschiedenen Verfassern der Wiener Genesis auf und verteidigte sie gegen Vogt. In seiner Doktorschrift verglich er die Litanei Heinrichs mit den Dichtungen Heinrichs von Melk auf Mundart, Reimkunst, Versbau, Stil und Quellen, um schliesslich trotz vieler übereinstimmenden Züge auf eine Identifizierung beider Autoren zu verzichten. Er gab die Millstätter Sündenklage mit ausführlichen Erläuterungen neu heraus. 1905 folgte eine musterhafte Ausgabe des Annoliedes, jenes merkwürdigen Gedichtes auf den Kölner Erzbischof, das uns Martin Opitz durch seinen Abdruck einer seither verlorenen Hs. aufbewahrt hat, in den Monumenta Germaniae mit ausführlichen Untersuchungen. Seinen textkritischen Scharfsinn bewährte Roediger in seinen kritischen Bemerkungen zum Nibelungenliede (1884), in denen er auf Lachmanns Bahnen fortschritt, ohne sich doch ihm unbedingt und überall anzuschliessen. Wenn er hier, wo ästhetische Erwägungen eine grosse Rolle spielen, nicht immer die Leser überzeugt, so liegt das grossenteils in der Natur der behandelten Probleme. Von seinem eindringenden Studium der Heldensage legen einige kleinere Aufsätze wie der über Ermenrich und Schwanhild im 1. Band unserer Zeitschrift und sein zusammenfassender Bericht in Bethges Ergebnissen und Fortschritten der germanistischen Wissenschaft (1902) Zeugnis ab. Er war, wie seine inhaltreichen Bücheranzeigen erweisen, ein ungemein fleissiger und streng urteilender Arbeiter, aber eilfertiger Produktion durchaus abhold. Hierin glich er seinem Lehrer Müllenhoff, dessen Zurückhaltung er 1887 selber mit den Worten charakterisiert: 'Niemand kann strenger gegen sich selbst und schwerer mit sich zufrieden sein, als Müllenhoff es war, und vornehmlich die hohen Forderungen, die er an die eigene Arbeit stellte, wurden ihm zum Hemmnis für Vorrücken und Abschluss'. Und welches Vertrauen Müllenhoff auf seinen treuen Schüler setzte, zeigt die Bestimmung in seinem Testamente, dass Roediger sich seiner Hinterlassenschaft annehmen solle. So hatte dieser denn nach Müllenhoffs Tod (1884) die neuen Auflagen der Paradigmata und des Laurin zu besorgen, und bald erwuchs ihm auch die schwierige Pflicht, das unvollendet gebliebene grossartige Werk der Deutschen Altertumskunde Müllenhoffs zu Ende zu führen, nachdem Scherer, der dies zunächst übernommen hatte, durch den Tod abberufen worden war. Es galt hier, auf jede eigene Meinung zu verzichten und nur die Ansichten Müllenhoffs aus dessen Kollegienheften und Einzelarbeiten zusammenzustellen und in eine lesbare Form zu bringen. Diese mühevolle Arbeit ist Roediger gelungen und von allen Seiten gedankt worden; aber mühevoll und entsagungsreich war sie,

und mit Recht durfte er 1900 in der Vorrede zum 4. Bande klagen: 'Der Band hat mehr Zeit und Arbeit verschlungen, als sich mit den Pflichten gegen mich selbst verträgt, und bis zu Ende traten mir immer von neuem Hindernisse entgegen, die seinen Abschluss verzögerten. Um so bitterer und qualvoller ist mir der Zwang geworden, so lange Zeit die Gedanken eines anderen denken und möglichst in seinen Worten reden, die eigene Meinung aber unterdrücken zu müssen'. Bis auf den 6. Band, der die Ausbildung und die Geschichte des deutschen Volksepos bis zur Zerstörung des altgermanischen Wesens vorführen sollte, liegt Müllenhoffs Werk nun dank Roedigers Arbeit als ein fertiges, stattliches Ganzes vor und wird noch lange der Forschung die Wege weisen.

Roedigers Lehrtätigkeit an der Universität, die sich über einen mehr als vierzigjährigen Zeitraum (vom April 1876 bis März 1917) erstreckt, entzieht sich den Blicken Aussenstehender; ich vermag nur einige Umrisse zu zeichnen. Am häufigsten trug er seit 1876 die Grammatik der deutschen Sprache in ihrer Gesamtheit oder in ihren älteren Stufen und Mundarten vor, ferner die altdeutsche Metrik (seit 1877), bisweilen (1888) mit Einschluss der neueren, die Mythologie (seit 1881) und Heldensage (1890) und die Geschichte der Literatur bis 1350, 1300 oder 1200. Dazu kamen Übungen im Seminar und Einführungen in einzelne Schriftwerke des Mittelalters vom Heliand und Otfrid an bis ins 16. Jahrhundert, besonders in das Nibelungenlied, Gudrun und Walther von der Vogelweide; daneben behandelte er kleinere ahd. Gedichte, Denkmäler des 8.—12. Jahrh., den König Rother, Iwein, Parzival, die Lyriker des 12.—14. Jahrh., Albrecht von Eyb, mehrmals auch den lateinischen Waltharius Ekkeharts (1889) und die Germania des Tacitus (1912). Dass er mit der ihm eignen umfassenden Gründlichkeit das übrige weite Gebiet der germanistischen Wissenschaft beherrschte und ebenso in der neueren Literatur heimisch war, zeigt sein 1885 angekündigtes Kolleg über Schillers Leben und Schriften, wie er sich ja auch an der Weimarer Goetheausgabe beteiligte, sowie die Übungen über das deutsche Volkslied, die er 1913 anstelle des verstorbenen Freundes Erich Schmidt übernahm. Ausgewählte Kapitel der Volkskunde hatte er, einem vielfach geäusserten Wunsch entgegenkommend, seit 1909 mehrmals in einem einstündigen Publikum vorgetragen. Einen Überblick über die deutsche Philologie gab er nur einmal (1893).

Roediger war ein gewissenhafter Lehrer, dessen Vortrag sich durch Klarheit und Fasslichkeit auszeichnete. Liebevolle Hilfsbereitschaft zeigte er allen Lernenden und Strebenden, die er auch im persönlichen Verkehr durch Ratschläge förderte, wo er nur konnte. Die Unterrichtsverwaltung hat seine Verdienste auf diesem Gebiete 1908 durch die Ernennung zum Geh. Regierungsrat anerkannt. Von seiner Tätigkeit in der wissenschaftlichen Prüfungskommission (1886—1896) weiss ich leider nichts Näheres zu berichten. Aus gemeinsamer Arbeit in der preussischen Volkslied-

kommission ist mir aber seine feine Empfindung für alles wahrhaft Dichterische und seine Gewandtheit in der Textbehandlung und sinnigen Gruppierung der ausgewählten Lieder in frischer Erinnerung. Besass er doch selber ein glückliches und im Familienkreise öfter geübtes Talent, sich in Versen auszusprechen. So verdeutschte er 1892 zur Begrüssung des Berliner Neuphilologentages mehrere der von Haupt und Tobler herausgegebenen französischen Volkslieder, wobei er den Volkston aufs beste traf. Ich kann mir nicht versagen, Ihnen als Probe die Übersetzung der Romanze von Jean Renaud vorzulesen, deren Inhalt Ihnen die dänische Ballade von Herrn Oluf ins Gedächtnis zurückrufen wird (Festschrift 1892 S. 163). Es ist wohl nicht bloss ein neckischer Zufall, dass Roediger im selben Jahre 1892 in der Zs. f. dt. Altertum Textbesserungen zu dem geistlichen Gedichte des 12. Jahrh. von der Hochzeit veröffentlichte. Denn gerade damals hatte er nach langer Witwereinsamkeit eine neue Lebensgefährtin erwählt und seiner heranwachsenden Tochter eine Mutter gegeben. Wiederum hatte die Musik die beiden Gatten in einem befreundeten Hause zusammengeführt, und sie verschönte auch weiterhin das neue häusliche Glück. Als beide im vorigen Jahre das Fest der Silberhochzeit begingen, da standen vor ihnen zwei stattlich herangewachsene Kinder neben der aus der Ferne herbeigeeilten Tochter, dem Schwiegersohne und dem Enkel.

Gross war der Kreis der Freunde, die Roedigers lautere, treue Gesinnung, sein neidloses, durch widrige Erfahrungen nie verbittertes Gemüt erkannt hatten; verschiedene gelehrte Vereinigungen, wie die Mittwochsgesellschaft, die Gesellschaft für deutsche Philologie, die Gesellschaft für neuere Sprachen, zählten ihn mit Stolz zu ihren Mitgliedern; keine aber ist ihm mehr Dank schuldig als unser Verein für Volkskunde. Diesem gehörte Roediger seit seiner Gründung im Jahre 1890, wo Karl Weinhold die jahrelang verwaiste Professur Müllenhoffs übernommen hatte, an; er steuerte schon zum ersten Bande unserer Zeitschrift eine sagengeschichtliche Abhandlung bei, wurde im vierten Vereinsjahre zum Schriftführer und 1901 nach Weinholds Tode zu seinem Nachfolger erwählt. Fürwahr für uns eine glückliche Wahl! War er früher in seiner Kritik literarischer Leistungen mit unerbittlicher Strenge aufgetreten, so entfaltete er hier eine gewinnende Liebenswürdigkeit und ein glänzendes Führertalent; ohne der Würde der Wissenschaft etwas zu vergeben, wusste er die Reihe der Sitzungen anziehend und mannigfach zu gestalten und unsere Verhandlungen vor Einseitigkeit und Verflachung zu bewahren. Ihm stand auch ein anmutiger, schalkhafter Humor zur Verfügung, durch den er öfter trockene Darlegungen würzte. Wie treffend schilderte er in seinen Nachrufen auf verstorbene Fachgenossen und Vereinsmitglieder, unter denen sich der auf Karl Weinhold zu einer wissenschaftlichen Biographie erweiterte, die Eigenart und die besonderen Verdienste des ein-

zelnen! Gewiss erinnern sich manche unter Ihnen noch seines anziehenden Vortrages über Friedrich den Grossen in Sagen und Märchen des Volkes (1912). Bedauerlicherweise ist er nicht mehr zur Ausarbeitung dieser Studie für unsere Zeitschrift gelangt, so oft ich ihn auch mahnte. Auch der von ihm mit Freude ergriffene Plan eines Handbüchleins der Volkskunde für die oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten blieb unausgeführt.

Trauernd blicken wir nach diesem unserm unermüdlich sorgenden, milden Leiter zurück, der in der strengen Schulung Müllenhoffs aufgewachsen, die beste Tradition der Berliner Germanistik verkörperte, der pietätsvoll und doch ohne engherzige Befangenheit in den Bahnen der alten Meister seines Faches wandelte, der mit reichen Kenntnissen ein treues Herz und warme Heimatsliebe verband. Bedrückt fragen wir: Kann diese Lücke je ausgefüllt werden? — Doch er selber antwortet auf unsre Frage mit einer Mahnung, die er vor sieben Jahren nach einem schmerzlich empfundenen Todesfalle an einen Freund richtete:

Trauernd sehen wir zurück;
Doch mit sanftem Schleier
Wehrt die Zeit dem trüben Blick,
Und wir schauen freier.

Nichts, das war, kann je vergehn:
Was erstarb, lebt weiter.
Bleibe nicht bekümmert stehn,
Bleib ein Vorwärtsschreiter!

Trage weiter schlecht und recht
Lebens Lust und Lasten!
Aus uns selbst ein neu Geschlecht
Fasst sie, wenn wir rasten.

Den Lebend'gen ist es Pflicht
Unser Herz zu schenken,
Und die Toten kränkst du nicht,
Willst du nur gedenken.

Ja, wir werden unsern teuren Entschlafenen nie vergessen.

Verzeichnis der Schriften Roediger's.[1])

1875.

Die Wiener Genesis. ZfdA. 18, 263—280 (vgl. F. Vogt, Über Genesis und Exodus in Paul-Braunes Beiträgen 2, 208—317, besonders den Nachtrag auf S. 315).

1) Die Abkürzungen bedeuten: AfdA. = Anzeiger für das deutsche Altertum, Archiv = Archiv für das Studium der neueren Sprachen, DLz. = Deutsche Literaturzeitung, GgA. = Göttingische gelehrte Anzeigen, Nd. Kbl. = Korrespondenzblatt des Vereins für

1876.

Vogt und die einheitliche Genesis. Zur Abwehr. ZfdA. 19, 148—154. — Die Litanei und ihr Verhältnis zu den Dichtungen Heinrichs von Melk. Strassburger Diss. Berlin. Weidmann. 106 S. (zugleich in ZfdA. 19, 241—346). — Die Millstätter Sündenklage. ZfdA. 20, 255–323. — **Rec.** Scherer, Geistliche Poeten II. AfdA. 1, 65–88. — Edzardi, Untersuchungen über S. Oswald. AfdA. 2, 245—262.

1877.

Trierer Bruchstücke II. Ägidius. ZfdA. 21, 331—412. — **Rec.** Orthographische Litteratur (Verhandlungen der Berliner Konferenz. Duden. Michaelis. Bezzenberger. Frikke). AfdA. 3, 256–269.

1878.

Trierer Bruchstücke III. Silvester. ZfdA. 22, 145—209. — Zu Ulrichs von Lichtenstein Büchlein. ZfdA. 22, 380–382. — **Rec.** Der Ackermann aus Böhmen ed. Kniescheck. AfdA. 4, 352—358.

1879.

Rec. Weinhold, Mhd. Grammatik. AfdA. 5, 40—47. — Heliand ed. Sievers. AfdA. 5, 267—289. — Werner, Lambrechts Alexander. AfdA. 5, 416—425. — Steinmeyer-Sievers, Ahd. Glossen I. ZfGymn. 33, 320—322.

1880.

Rec. Wiegand, Urkunden der Stadt Strassburg I. AfdA. 6, 91—94. — Eisen, Raumer und die Rechtschreibung. AfdA. 6, 94–97. — Busch, Mittelfränkisches Legendar. AfdA. 6, 221—227. — Köhler, Mhd. Lautlehre. ZfGymn. 34, 133–136. — Bernhardt, Mhd. Laut- und Flexionslehre. ZfGymn. 34, 136—138. — Dangkrotzheim, Namenbuch ed. Pickel. ZfGymn. 34, 138—143. — Lamprecht von Regensburg. Francisken Leben ed. Weinhold. DLz. 1880, 233. — Khull, Johannes von Frankenstein. DLz. 1880, 371.

1881.

Rec. Braune, Gotische Grammatik. DLz. 1881, 123 f. — Grimm, Briefwechsel aus der Jugendzeit. Mensebachs Briefwechsel mit J. und W. Grimm. DLz. 1881, 664–66. — Walther von der Vogelweide, nachgedichtet von Schröter. DLz. 1881, 818. — Vogt, Salomon und Markolf. DLz. 1881, 1038. — Sanders, Silbenmessung und Verskunst DLz. 1881, 1441 f. — Geistbeck, Historische Wandlungen. DLz. 1881, 1577 f. — Bernhardt, Mhd. Lautlehre[2]. ZfGymn. 35, 359.

1882.

In Sachen der Trierer Bruchstücke. ZfdA. 26, 240 f. — MF. 48, 13. ZfdA. 26, 293 f. — **Rec.** Fabre d'Envieu, Dictionnaire allemand. DLz. 1882, 127 f. — Wenker, Sprachatlas. DLz. 1882, 248 f. — Hartmann, Armer Heinrich ed. Haupt und Martin. DLz. 1882, 534 f. — Simrock, Heliand. DLz. 1882, 1059 f. — Kluge, Etymologisches Wörterbuch. DLz. 1882, 1080. — Pirig, Die jüngere Judith. DLz. 1882, 1578. — Weinhold, Kleine mhd. Grammatik. Paul, Mhd. Grammatik. DLz. 1882, 1698. — Petersen, Göttergläube des Nordens. DLz. 1882, 1752. — W. Grimm, Kl. Schriften 1. DLz. 1882, 1777.

1883.

Rec. v. Muth, Mhd. Metrik. AfdA. 9, 329–339. — J. Grimm, Kl. Schriften 6. DLz. 1883, 11. — Schade. Altd. Wörterbuch[2]. DLz. 1883, 87 f. — Braune, Gotische Grammatik[2]. DLz. 1883, 190 f. — Lehmann, Sprachliche Sünden. DLz. 1883, 234 f. — Lohmeyer, Ulrich von Türheims Willehalm. DLz. 1883, 336. — Sobel, Accente Otfrids.

---

niederdeutsche Sprachforschung, ZfdA. = Zeitschrift für das deutsche Altertum, ZfdPh. = Zeitschrift für deutsche Philologie, ZfGymn. = Zeitschrift für das Gymnasialwesen, ZfVk. = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. — Nicht verzeichnet ist die Redaktion der deutschen Literaturzeitung vom Oktober 1880 bis zum März 1886, die Sitzungsberichte in der Zs. für Volkskunde 4 bis 11 (1894 bis 1901) und die Herausgabe der Schriften zur germanischen Philologie (neun Bände von Traube, Rannow, Kelle, Herrmann, Köhn, Heusler, Ernst Zupitza, Pachaly. Berlin, Weidmann 1888—1899

DLz. 1883, 662 f. — Beowulf ed. Zupitza. DLz. 1883, 1039. — W. Grimm, Kl. Schriften 3. DLz. 1883, 1506. — Lachmann-Haupt, MSF.³ DLz. 1883, 1570 f. — Hahn, Ahd. Grammatik⁵. DLz. 1883, 1679 f. — Andresen, Volksetymologie⁴. DLz. 1883, 1730. — Otfrid ed. Erdmann. DLz. 1883, 1783–85. — Zimmerische Chronik². DLz. 1883, 1823–25.

1884.

Kritische Bemerkungen zu den Nibelungen. Berlin, Weidmann. VIII, 94 S. (rec. Steinmeyer, AfdA. 11, 31–35. Kettner, ZfdPh. 17, 255 f. Schönbach, ZföGymn. 36, 48 f. Symons, Litbl. 1885, 447 f. Chuquet, Revue crit. 1886, 27–29.) — **Rec.** Weinhold, Mhd. Grammatik². GgA. 1884, 431–37. — Weitbrecht, Gudrunlied. DLz. 1884, 521–23. — **Aventinus**, Werke 1 ed. Lexer. DLz. 1884, 1431. — Goedeke, Grundriss² 1. DLz. 1884, 1824–26. — Ziegler, Soldatenlieder. Hermann-Pogatschnigg, Volkslieder aus Kärnten. DLz. 1884, 1890 f. — Bernhardt, Bibel des Vulfila. DLz. 1884, 1659 f.

1885.

Jacob Grimm. Westermanns Monatshefte 29, 29–40. — **Rec.** König Rother ed. v. Bahder. AfdA. 11, 109–116. — Lamprechts Alexander ed. Kinzel. AfdA. 11, 257–281. — Aventinus, Werke 2–3. DLz. 1885, 719 f. — Mannhardt, Mythologische Forschungen. DLz. 1885, 930–33.

1886.

Müllenhoff, Altdeutsche Sprachproben, 4. Aufl. Berlin, Weidmann. VIII, 150 S. (rec. Behaghel, Litbl. 1886, 486). — Laurin, ein tirolisches Heldenmärchen aus dem Anfang des 13. Jahrh. hsg. von Müllenhoff. 2. Aufl. Berlin, Weidmann. III, 76 S. — Deutsche Reimprosa. ZfdA. 30, 84 f. — **Rec.** Jahn, Opfergebräuche. DLz. 1886, 82–85.— Lexer, Mhd. Taschenwörterbuch. DLz. 1886, 119. — Schwartz, Indogermanischer Volksglaube. DLz. 1886, 659–62. — W. Meyer, Aventin. DLz. 1886, 816 f. — Laistner, Nibelungenlied. DLz. 1886, 1063. — Koberstein, Grundriss⁵. DLz. 1886, 1790 f.

1887.

Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. 2. Band. Berlin, Weidmann. XVI, 407 S. — Hildeburg und Ortrun. ZfdA. 31, 282–287. — **Rec.** W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage. DLz. 1887. 1617–20.

1888.

Rec. Aventin, Werke 2, 2. DLz. 1888, 593 f. — Braune, Gotische Grammatik³. DLz. 1888, 769 f.

1889.

Müllenhoff, Paradigmata, 6. Aufl. Berlin, Hertz (rec. Franck, AfdA. 16, 332 f.). — Bemerkungen zu den Denkmälern. ZfdA. 33, 412–423. — **Rec.** Franz. Mythologische Studien. DLz. 1889, 1778 f.

1890.

Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 1. Band. Neuer vermehrter Abdruck. Berlin. Weidmann. XXXV, 544 S. — Jrât. Nd. Kbl. 14, 62. — **Rec.** Möller, Ahd. Alliterationspoesie. DLz. 1890, 1648–50 — Lachmann-Haupt, MF.⁴ DLz. 1890, 1800. — Wagner, Streitzüge. Archiv 84, 149. — Schachinger, Die Kongruenz in der mhd. Sprache. Archiv 84, 150.

1891.

Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. Band 5, 2. Berlin. Weidmann. VII, S. 359 bis 417. — Die Sage von Ermenrich und Schwanhild. ZfVk. 1, 241–250. — Nochmals zum Hildebrandsliede. ZfdA. 35, 174–176; vgl. die Berichtigung AfdA. 17, 184. — Goethes Theaterleitung. Archiv 87, 55–60. — **Rec.** Brandstetter, Luzerner Mundart. DLz. 1891, 271. — Kauffmann, Dt. Mythologie. DLz. 1891, 1050–53. — J. Grimm, Kl. Schriften 8. DLz. 1891, 1568 — v. Sosnosky, Sprachsünden. Archiv 86, 93. — Flaischlen, Literaturtafel. Archiv 86, 415.

1892.

Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 3. Band. Berlin, Weidmann. XVI, 352 S. — Conjekturen zur Hochzeit. ZfdA. 36, 254. — Stôm, stüm Nd. Kbl. 16, 14. — Elf französische

Volkslieder aus der Sammlung von Haupt und Tobler übersetzt. Festschrift des 5. Neuphilologentages zu Berlin 1892 S. 143–167. — **Rec.** Jellinghaus, Arminius. Archiv 88, 78—81. — Hartmann, Iwein 1. Archiv 88, 81–85. — Weede, Diu wârheit. Archiv 88, 108 f. — Wimmer og Jónsson, Håndskriftet 2365. 4°. DLz. 1892, 691.

1893.

Paradigmata zur altsächsischen Grammatik. 2. Aufl. im Anschluss an die 6 Aufl. von Müllenhoffs Paradigmata zusammengestellt. Berlin, Weidmann. 15 S. (rec. W. Schlüter, Nd. Jb. 18, 160—163). — **Rec.** Adam, Parzival. Archiv 90, 411. — Lachmanns Briefe an Haupt. Archiv 91, 74. — Eckart, Niedersächsische Sprachdenkmäler. Archiv 91, 281. — Jiriczek, Die Ilvenische Chronik. Archiv 91, 297. — Boetticher-Kinzel, Denkmäler. Archiv 91, 430—34. — Wolff, Die halbe Bir. Archiv 91, 434 f. — Lukas, Grundbegriffe der Kosmogonie. ZfVk. 3, 464.

1894.

Goethe, Werke. Weimarer Ausgabe 17, 1: Der Triumph der Empfindsamkeit. — Der grosse Waldesgott der Germanen. ZfdPh. 27, 1—14. — Zum Reichtumb Priester Johanns. ZfdPh. 27, 385 f. — **Rec.** Wolfskehl, Germanische Werbungssagen. ZfVk. 4, 220. — Kauffmann, Dt. Mythologie². DLz. 1894, 87 f. — Wright, Gothic language. DLz. 1894, 302 f. — Hess, Geist der dt. Sprache. Cremer, Kein Fremdwort. Wustmann, Sprachdummheiten. X., Sprachverstand. Matthias, Sprachleben. Scheuffler, Ahd. Literatur. Jsb. für neuere dt. Literaturgeschichte. Archiv 92, 78–89. — Gebhardt, Handbuch der dt. Geschichte. Archiv 92, 420. — Friedlaender, Kommersbuch. Archiv 92, 420.

1895.

Julius Zupitza. Archiv 95, 255–58. — Über den ursprünglichen Dialekt des Annoliedes. Archiv 95, 131. — Das Annolied hrsg. in Monumenta Germaniae historica, Scriptores qui vernacula lingua usi sunt 1. 2, 63—139. Hannover, Hahn. (rec. Zbl. 1896, 978 f. Schönbach, DLz. 1897, 1614—17. Wilmanns, AfdA. 23, 346–57. Rosenhagen, ZfdPh. 30, 271–280. Kraus, ZföGymn. 1896, 226–36. Scheel, Jsb. der germ. Phil. 1895, 238 f.)

1896.

Zu Tacitus Germania cap. 28. AfdA. 22, 399. — **Rec.** Sattler, Wolfram. Priebsch, Diu vröne botschaft. Archiv 97, 154. — Warbeck, Magelone. Archiv 97, 161. — Brenl, Bibliographical guide. Archiv 97, 163. — Hartmanns Iwein ed. Henrici. Archiv 97, 393. — Zschiesche, Kultusstätten in Thüringen. ZfVk. 6, 225 f. — Elton & Powell, Saxo Grammaticus. ZfVk. 6, 452.

1897.

Über die Klage. Archiv 98, 414. — Über streitige Punkte in der Erklärung der Nibelungensage. Archiv 98, 420 f., 423. — Ein Stücker drei. Nd. Kbl. 19, 19. — **Rec.** Albertus, Deutsche Grammatik. DLz. 1897, 1213. — Ölinger, Deutsche Grammatik. DLz. 1897, 1213—15. — Saran, Otfrid. DLz. 1897, 1816 f. — Joseph, Frühzeit des dt. Minnesangs. GgA. 1897, 748–52. — Hartung, Altertümer. ZfGymnw. 41, 100—103. — White, Dt. Volkslieder. Archiv 98, 153–55. — Ch. Schmidt, Wörterbuch der Strassburger Mundart. Archiv 98, 146.

1898.

Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 4. Band, 1. Hälfte. Berlin, Weidmann. 381 S. — Ackerbau und Ackerverteilung bei den Germanen. Archiv 100, 361. — **Rec.** Kraus, Gedichte des 12. Jahrh. AfdA. 24, 60–64. — Streitberg, Urgermanische Grammatik. Archiv 100, 378–382.

1899.

Rec. Friedmann, La lingua gotica. Archiv 103, 162.

1900.

Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 4. Band, 2. Hälfte. Berlin, Weidmann. XXIV, S. 385—701. — **Rec.** Braune, Die Handschriften des Nibelungenliedes. Jsb. der germanischen Philologie 1900, 88 f.

1901.

E. Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache, 2. Teil: Deutsch-englisch. Berlin, Langenscheidt (vgl. das Nachwort des 2. Bandes). — Karl Weinhold, Gedächtnisrede. ZfVk. 11, 353–376. — Prieche. Nd. Kbl. 22, 18. — **Rec.** Schönbach, Zeugnisse Bertholds von Regensburg zur Volkskunde. ZfVk. 11, 229–31.

1902.

Deutsche Heldensage und Heldendichtung in: Bethge, Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert. Leipzig, Reisland. S. 579 bis 608. — Die Flutsagen. ZfVk. 12, 226. — Japanische Frauennamen. ZfVk. 12, 226 f. — Berliner Leierkastenlieder. ZfVk. 12, 247 f. — **Rec.** Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft. ZfVk. 12, 237. — Hessische Blätter für Volkskunde 1, 1. ZfVk. 12, 241. — Meitzen, Zur Agrargeschichte Norddeutschlands. ZfVk. 12, 241 f. — E. Schmidt, Gedächtnisrede auf Weinhold. ZfVk. 12, 376.

1903.

Polka. Nd. Kbl. 24, 85 f. — **Rec.** Behaghel, Heliand und ags. Genesis. Archiv 111, 189–192. — Ammann, Das Verhältnis von Strickers Karl. Archiv 111, 430–32. — Herrmann, Saxo Grammaticus. ZfVk. 13, 106 f. — Andree, Braunschweiger Volkskunde. ZfVk. 13, 252 f. — Archiv der Brandenburgia 9. ZfVk. 13, 253–55. — Reuschel, Volkskundliche Streifzüge. ZfVk. 13, 458–60. — Detter-Heinzel, Saemundar Edda. ZfVk. 13, 460–62. Nachtrag S. 476.

1904.

Mierig. Nd. Kbl. 25, 64. — **Rec.** Kaindl, Die Volkskunde. ZfVk. 14, 248–50.

1905.

Max Bartels †. ZfVk. 15, 106 f. — A. Bastian †. ZfVK. 15, 241 f. — Anna Weinhold †. ZfVk. 15, 242. — **Rec.** Wuttke, Sächsische Volkskunde². ZfVk. 15, 356–59.

1906.

Moriz Heyne †. ZfVk. 16, 245–47. — Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 2. Band. Neuer vermehrter Abdruck. Berlin, Weidmann. XXII, 416 S.

1907.

Albert Voss †. ZfVk. 17, 113. — Boemich und Beese. Nd. Kbl. 28, 46.

1908.

Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 5. Band. Neuer vermehrter Abdruck. Berlin, Weidmann. VII, 436 S. (rec. Heusler, DLz. 1908, 3100). — Laurin hsg. von Müllenhoff, 3. Aufl. Berlin, Weidmann. 80 S. — E. H. Meyer †. ZfVk. 18, 234–236. — **Rec.** Wehrhan, Die Sage. ZfVk. 18, 466 f.

1910.

In Berlin, seggt he. Nd. Kbl. 31, 19. — **Rec.** Mielke, Das Dorf. ZfVk. 20, 229–31.

1911.

B. Kahle †. ZfVk. 21, 219. — Nachtrag zum Spruch der Toten an die Lebenden. ZfVk. 21, 281 f. — Schönbachs Segensammlung. ZfVk. 21, 436. — Delegiertentag in Einbeck. Zfk. 21, 318. — Festrede. ZfVK. 21, 219–22. — **Rec.** Borchling, Die nd. Rechtsquellen Ostfrieslands 1. Archiv 126, 222–25.

1912.

Max Fiebelkorn †. ZfVk. 22, 441. — Über abgegriffene Sprachmünzen. Archiv 130, 163.

1913.

Rec. Kleinpaul, Die Ortsnamen. ZfVk. 23, 219.

1914.

Max Höfler †. ZfVk. 24, 437. — Über das Amsellied. Archiv 133, 421. — **Rec.** v. Kralik, Lex Baiuvariorum. ZfVk. 24, 433.

1915.

Das Wesen der deutschen Heldensage und die Ausbildung der Heldendichtung. Archiv 134, 402.

1916.

Axel Olrik †. ZfVk. 26, 428 f. — Verdeutschung der Fremdwörter. Archiv 135, 423.

1917.

Rec. Beucker, Die Entscheidungsschlacht des europäischen Krieges am Birkenbaume. ZfVk. 27, 174.

Berlin.

Ernst Friedel †.

Von **Georg Minden**[1].

Als sich das Grab über den sterblichen Überresten Max Roedigers schloss, war auch schon der Vorsitzende unseres Ausschusses, der achtzigjährige Ernst August Friedel, Geheimer Regierungsrat und Stadtältester von Berlin, dem Tode geweiht. Kurze Zeit darauf, am 10. März 1918, wurde er abberufen. Er gehörte zu den Begründern unseres Vereins und hatte von Anfang an den Vorsitz im Ausschusse geführt. In den 27 Jahren, die seitdem verflossen, war er in Begleitung seiner an allen seinen wissenschaftlichen Bestrebungen teilnehmenden Gattin und in späteren Jahren auch seiner einzigen Tochter fast bei allen unseren Sitzungen zugegen. Fast immer ergriff er in den Diskussionen das Wort und wusste aus dem reichen Schatz seines Wissens etwas Interessantes und das Interessante stets auf fesselnde Weise mitzuteilen. Seine liebenswürdige und verbindliche Art hat ihm in unserem Kreise stets neue Verehrer und Freunde gewonnen. Gestalteten sich doch unsere Sitzungen mit den sich anschliessenden Zusammenkünften zu einer Quelle edler Geselligkeit, an der auch die Damen teilnahmen, und dies schon zu einer Zeit, in welcher fast alle wissenschaftlichen Vereine Berlins noch das weibliche Geschlecht auszuschliessen pflegten.

Ernst Friedel war am 25. Juni 1837 zu Berlin geboren. Er besuchte das Werdersche Gymnasium, bestand Michaelis 1856 das Abiturientenexamen, studierte in Berlin und ward daselbst Auskultator, Referendar und Assessor. Seit 1869 amtierte er als Kreisrichter in Coepenick, wurde im Jahre 1873 zum besoldeten Stadtrat in Berlin gewählt und blieb Mitglied des Magistrats der deutschen Reichshauptstadt bis zu seiner vor wenigen Jahren erfolgten Pensionierung. In seiner kommunalen Wirksamkeit hat er sich grosse Verdienste um die Vaterstadt erworben, von

1) Nach der am 22. März 1918 im Verein für Volkskunde gehaltenen Gedächtnisrede.

denen ich nur die Errichtung des städtischen Friedhofs in Friedrichsfelde, die Schöpfung des Märkischen Museums, zu welchem die von ihm selbst angelegten Sammlungen den Grundstock bildeten, und die Anlegung schöner städtischer Parks, welche er als Vorsitzender der städtischen Gartenbaudeputation auf das wirksamste förderte, erwähnen will.

In den Nachrufen wurde Friedel mit vollem Recht als 'märkischer Forscher' bezeichnet; er stand auch in den letzten Jahren an der Spitze eines grossen literarischen Unternehmens, welches märkischer Forschung gewidmet ist, der Herausgabe der 'Landeskunde der Provinz Brandenburg'.

Ernst Friedel war ein geborner Berliner und hat mit kurzen Unterbrechungen stets in Berlin gewohnt. Sein Elternhaus stand nicht allzuweit entfernt von dem Gotteshause, in dem seine Leiche aufgebahrt war. Sein Beruf als Jurist und Verwaltungsbeamter brachte ihn mit allen Zweigen des weltstädtischen Lebens und mit allen Klassen der Bevölkerung in enge Berührung. Es war also nach allen Richtungen hin ein echter Berliner. Ein kurzes Eingehen auf die Wesensart des Berliners, die von der anderer Weltstädte so verschieden ist, dürfte in diesem, auch der Volkspsychologie gewidmeten Kreise erlaubt sein und auch im Sinne des Verstorbenen liegen. Kennzeichnend für den Berliner ist die Neigung zur Kritik. Er ist scharf im Urteilen, nicht nur gegen andere, sondern auch gegen sich selbst, gegen seine Vaterstadt und seine Landsleute. Man liebt den Berliner auswärts wenig und führt diese Unbeliebtheit auf die grossen Ansprüche zurück, die er überall stellt. In Wirklichkeit beruhen diese angeblichen Ansprüche nur auf der scharfen Kritik, nicht auf Begehrlichkeit. Er gibt sich leicht zufrieden, wenn man nur anerkennt, dass er mit seinem tadelnden Urteil das Richtige getroffen hat. Diese Lust an der Kritik ist aber nur der Ausfluss einer anderen Eigenschaft, des leidenschaftlichen Strebens nach 'Bildung'. Wohl nirgends ist der Trieb, geistige Bildung zu erlangen, möglichst viel zu wissen, alle Gegenstände der Umwelt zu kennen und zu verstehen, durch alle Klassen so stark verbreitet, wie in Berlin. Diese Neigung macht den Berliner auch trotz seines Kritizismus empfänglich für alles Fremdländische. Die Assimilierungskraft Berlins für stammfremde Volkselemente ist ausserordentlich stark, und hieraus entspringt eine grosse gegenseitige Toleranz auf politischem, religiösem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet, eine Toleranz, die sich allerdings mehr durch Handlungen, als in den äusseren Formen und in Worten kundgibt. Alle diese Eigenschaften, die schon von Anbeginn im Wesen des Berliners lagen, haben sich in der reissend schnellen Entwicklung der Stadt während des Zeitraumes, der mit dem Leben unseres teuren Verblichenen zusammenfällt, noch gesteigert.

Dass der Berliner die allgemeinen Eigenschaften des Deutschen und des Preussen teilt und dass für beide, für Preussen schon seit der Zeit,

in welche Friedels Geburt fiel, für die übrigen Deutschen seit der Gründung des Reichs besonders wichtig die allgemeine Dienstpflicht und die allgemeine Schulpflicht ist, brauche ich nur anzudeuten. Aber eingehn muss ich noch auf das Verhältnis des Berliners zu den übrigen Bewohnern der Mark Brandenburg. Dass der Berliner Grosstädter ein anderes Wesen ist, als der märkische Bauer und der märkische Kleinstädter, ist einleuchtend. Berlin hat in viel höherem Grade die mittelalterlichen Baureste durch seine Entwicklung weggeschwemmt, als die anderen europäischen Grosstädte. Darum ist auch die Erinnerung an die Zeiten, wo Berlin eine mit Wall und Graben befestigte märkische Stadt war, wie Brandenburg, Stendal u. s. w., ganz geschwunden. Wenn in Friedels Jugend Charlottenburg und Schöneberg, Pankow und Tempelhof Orte waren, nach denen man 'Landpartien' machte, so gehört auch diese nahe Berührung von Stadt und Land der Vergangenheit an.

Aber trotzdem ist die Wesensverwandtschaft des Märkers mit dem Berliner, obgleich bei letzterem eine starke Beimischung fremden Blutes und fremder Kultur eingesetzt hat, vorhanden und tritt hervor, sobald man etwas tiefer schürft. Eine karg und wenig fruchtbare Natur zwang hier die Menschen, fleissig und strebsam zu sein und alles aus sich herauszuholen, was durch Willenskraft zu erreichen ist. „Wächst das Korn nicht, wachsen die Leute." Und aus der Landschaft auf die Grosstadt übertragen, bewirkt dieser Umstand, dass von allen Weltstädtern die Berliner die fleissigsten, die arbeitsamsten, die am wenigsten genussüchtigen sind.

Es war allerdings nur aus einem äusseren Anlass, dass Friedel vom Vorsitzenden des Vereins für die Geschichte Berlins der Begründer und Vorsitzende der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde, wurde, aber es war für ihn eine innere Notwendigkeit, über die Grenzen der Vaterstadt seine Wirksamkeit auf die Provinz zu erstrecken.

Der für den Berliner charakteristische Sinn für allgemeine Bildung war bei Friedel so lebhaft entwickelt, dass er unerschöpflich erschien. Neben seinem juristischen Beruf, neben den mit seiner Verwaltungstätigkeit in Beziehung stehenden Studien waren es auch alle andern Gebiete der Geistes- und der Naturwissenschaft, für welche er nicht nur Interesse hatte, sondern in denen er auch produktiv tätig war. Praehistorie, Zoologie, Kolonialwesen, Botanik, Architektur, Geologie, Geschichte, — man braucht nur hineinzugreifen in irgend eine Disziplin der universitas literarum und wird finden, dass Friedel etwas darüber geschrieben hat. Jede Erholungsreise wurde ihm zu einer 'Studienreise'; er kannte keine Müdigkeit, wenn es galt, irgend etwas aufzuklären oder zu erforschen. Rührend war, wie er es verstand, alle Dinge in irgend einen Zusammenhang mit der Heimat zu bringen. Aber auch erstaunlich, wie er die Zeit fand, sich mit allen diesen Dingen zu beschäftigen, bis in sein hohes Alter immer bereit, zu lehren, aber auch zu lernen.

Es war ihm vergönnt, das Gemeinwesen, dem er sein Leben gewidmet hatte, stetig wachsen und zu immer höherer Blüte gelangen zu sehen. Es war ihm auch vergönnt, das Bewusstsein zu haben, dass er selbst an dieser Entwicklung mitgewirkt hat. Es war ihm vergönnt, noch diese schwere und opferreiche, aber grosse Zeit zu erleben, in welchem berlinisches, märkisches, preussisches und deutsches Wesen die Feuerprobe besteht. Die Mark Brandenburg hat viele sandige Strecken, die 'Streusandbüchse des Heiligen römischen Reiches' nannte man sie spottweise in früheren Zeiten. Aber das Geschlecht, das dort erwuchs, ist ein granitenes; wer mit ihm anbindet, beisst auf Granit und wird zerschmettert. Unser Nachbar im Osten hat dies jetzt erfahren, hoffentlich wird es auch unser Hauptfeind im Westen bald einsehen.

Friedel hat seinen Wahlspruch 'Literis inserviendo consumor' bis an sein Lebensende durchgeführt. In unserem Verein wird sein Andenken stets lebendig bleiben und wir werden uns noch oft und bei vielen Gelegenheiten nach den Erläuterungen zurücksehnen, die er jedem Thema hinzuzufügen pflegte. Möge es seinen Hinterbliebenen zum Troste gereichen, dass wie viele andere so auch der Verein für Volkskunde an der Trauer um den Dahingeschiedenen innigen und aufrichtigen Anteil nimmt.

Berlin.

Einige Grundfragen der Kinderspielforschung.

Von **Georg Schläger.**

(Vgl. oben S. 106—121.)

II. Kind und Sprachspiel.

Innerhalb der Erforschung des kindlichen Seelenlebens nimmt die für Biologen und Sprachforscher gleich anziehende Beobachtung der Kindersprache, ebenfalls durch Preyers Vorgang lebhaft angeregt, einen breiten Raum ein und hat zu wichtigen Ergebnissen, freilich auch zu grossen Meinungsverschiedenheiten geführt. Ausser den schon genannten Büchern, vor allem von Preyer und Stern (oben S. 111), sind folgende Werke besonders hervorzuheben:

E. Rzesnitzek, Zur Frage der psychischen Entwickelung der Kindersprache, Züricher Diss. 1899; W. Wundt, Völkerpsychologie[2] I, 1: Die Sprache, Leipzig 1900; C. und W. Stern, Monographien über die seelische Entwicklung des Kindes. I: Die Kindersprache, Leipzig 1907; E. Tappolet, Die Sprache des Kindes, Vortrag, Basel 1907; R. Meringer, Aus dem

Leben der Sprache, Berlin 1908. Über einzelne Fragen: G. Lindner, Beobachtungen und Bemerkungen über die Entwicklung der Sprache des Kindes, Kosmos 6. Jahrg. 11. Band (1882) S. 321 ff. 430 ff.; M. Ament, Begriff und Begriffe der Kindersprache, Berlin 1902; E. Meumann, Die Entstehung der ersten Wortbedeutungen beim Kinde, Wundts Philos. Studien 20, 152—214; H. Idelberger, Hauptprobleme der kindlichen Sprachentwicklung, Zeitschr. f. pädag. Psychol. 5, 241—297. 425—456 (auch als Buch erschienen); W. Wundt, Probleme der Völkerpsychologie, Leipzig 1911. — Nicht zugänglich waren mir: Fritz Schultze, Die Sprache des Kindes, Leipzig 1880; G. Lindner, Aus dem Naturgarten der Kindersprache, Leipzig 1898; M. Ament, Die Entwicklung vom Sprechen und Denken beim Kinde, Leipzig 1899; E. Meumann, Die Sprache des Kindes, 1903 (2. Aufl. Zürich 1911); H. Idelberger, Die Entwicklung der kindlichen Sprache, 1904; E. und G. Scupin, Bubis erste Kindheit, Leipzig 1907.

Aus dem ersten triebmässigen Geschrei des Kindes erwächst ganz allmählich der vernunft- und kunstgemässe Gebrauch der Stimme. Einige Wochen herrschen die echten, heftigen Schreilaute vor; allmählich mässigen sie sich, sofern nicht starke Unlustgefühle zur Entladung drängen, und werden so mannigfacher Modulation fähig, eine Vorstufe des Singens; sehr früh mischen sich auch allerlei Versuche der Artikulation ein und leiten zur späteren Spracherlernung hinüber:[1]) es beginnt die wichtige Zeit des Lallens. Auch hier setzt sehr bald die spielerische Wiederholung ein: wie mit Armen und Beinen, so spielt das Kind, selbst das taubgeborene, mit Kehlkopf, Zunge und Lippen, und zwar sind es zunächst reine Muskelübungen,[2]) bei denen das Gehör im Anfang gar nicht beteiligt ist. Es zeigt sich also von neuem die grundlegende Wichtigkeit der Wiederholung, die sich uns bereits im ersten Aufsatz darstellte (oben S. 112. 115), und zwar in ihrer doppelten Bedeutung: einmal verfestigt sie das bereits Gewonnene und lässt die Bewegung gewohnheitsmässig und nahezu selbsttätig abrollen; aber indem so die anfänglich benötigte Aufmerksamkeit für andere Zwecke frei wird, ergeben sich zugleich neue Gewinnmöglichlichkeiten. Selbstverständlich überwiegt das Erstgenannte bei weitem, während sich die zweite Wirkung der unmittelbaren Beobachtung meist entziehen wird; aber sicherlich prägt sich der Unterschied zwischen nachahmend und schöpferischer veranlagten Seelen (oben S. 117f.) hierin mit am stärksten aus. Für den Beobachter, wie gesagt, tritt in erster Linie das wirklich oder scheinbar Maschinenmässige in der Wiederholung zutage.

1 Wundt, Völkerpsych.[2] I 1, 259f. 267f.; Preyer S. 262.
2 Groos, Spiele d. Menschen S. 38f.; Preyer S. 126.

So kann man kleine, aber auch noch grössere Kinder, für die es oft auf Jahre eine Lieblingsbeschäftigung bleibt, Tage und Wochen, ja Monate hindurch dieselben sinnlosen Laute, Silben oder Silbengruppen, später natürlich auch richtige Wörter, Sätze, Verse ohne jeden ersichtlichen Zweck wiederholen hören,[1]) wobei der gequälte Ohrenzeuge nur zu leicht vergisst, dass auch hierin sich unmerkbar ein Stückchen innerer Entwicklung abspielt. Es ist denn nicht verwunderlich, dass dieser Zustand dauernd bleibt, wo die Entwicklungsfähigkeit unterbrochen wird, die inneren Kräfte zum Stillstand kommen: es gibt bestimmte Formen von Geisteskrankheit, bei denen solche sinnlose Wiederholung ein Hauptkennzeichen bildet[2]). Aber auch geisteskräftigen Erwachsenen sind derartige Zustände nicht ganz fremd, auch sie können sich gelegentlich in endlosen Wiederholungen eines und desselben Wort- oder Tonstückes ergehen, sei es nun ein quälender Zwang schwerer Ermüdung oder vielmehr ein wohliges Spiel hinträumenden Behagens. Unwillkürlich drängt sich uns dabei auch der Gedanke an die Dichtung und Musik der Naturvölker[3]) auf, ja selbst an vieles in unserem Kinder- und Volkslied in Wort und Weise, wo gleichfalls ganze Strophenrahmen durch Wiederholung oder ganz leichte Abwandlung desselben Motivs ausgefüllt sein können. In der Tat möchte man hier ein Quellgebiet ursprünglicher Lyrik erkennen, wenn man beobachtet, wie Kinder manchmal lebhafteste Freude in solchen Formen ausströmen lassen, bei denen sich dann ganz von selbst Rhythmus und Melodie einstellt (hierüber soll im nächsten Aufsatz mit gehandelt werden). Wie weit man freilich den Zusammenhang ins Einzelne verfolgen darf, das ist eine der heikelsten Fragen[4]).

1) Vgl. Sp. d. M. S. 12; Stern, Kindersprache S. 149 Anm. 3; H. Gutzmann, Westermanns Monatshefte 79, 359.

2) Preyer S. 258 'Palimphrasie'.

3) S. z. B. Grosse, Anfänge der Kunst S. 238; Wundt, Völkerpsych.[2] 3, 329 f.

4) So scheint es mir nicht zulässig, wenn Groos, Sp. d. M. S. 43 f., nicht nur die Kettenreime unserer Kinder, sondern auch die Verkettung der Strophen untereinander durch beständiges Hinübergleiten einer Zeile oder eines Zeilenpaares in die folgende Strophe auf unsere Erscheinung zurückführen will. Schon in den Gedichten der Molukkenbewohner, die Groos anführt, wie auch bei gelegentlichem Vorkommen in unserem Volkslied (s. z. B. J. Meier, Volksliedstudien, Strassburg 1917, S. 206; auch Fälle wie Erk u. Böhme 3 Nr. 1090 ff.) handelt es sich vielmehr um ein Hilfsmittel fortgeschrittener Kunstübung; in der ursprünglichsten Dichtung, auf die man sich hier allein berufen darf, ist Lied und Strophe eins. In Goethes Nachtgesang 'O gib vom weichen Pfühle' vollends dient und entspringt das Kunstmittel der höchsten Verfeinerung, es malt unübertrefflich das halbträumende Hinübergleiten von einem verschwimmenden Gedanken zum nächsten; und dasselbe muss schon von dem italienischen Liede gelten, das den Dichter zu seinem Meisterlied angeregt hat (Kopisch, Agrumi S. 9 'Du bist das sanfte Feuer', s. dazu Zelter an Goethe am 29. Juli 1804 und H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen III [Lyrik] II 1, 403 Z. 31 ff.). Was aber die Kettenreime betrifft, so liegt ihre Eigenart nicht sowohl in der Wiederholung als in der Gedankenflucht, die freilich echt kindlich ist, und die Weiterführung geschieht nach Ausweis des mitteihochdeutschen Beispiels 'Ez reit ein hêrre' vielmehr durch Umstellen der Satzglieder und Anreimen (Böhme 1, Nr. 1516

Doch zurück zu der Sprachentwicklung des Kindes! Das Schreien geht also in Lallen über, und diese triebmässigen spielerischen Lallübungen herrschen nun eine geraume Zeit, oft über das Ende des ersten Jahres hinaus. Dem Kinde steht in dieser Zeit eine unübersehbare Fülle von Lauten zu Gebote, die es ganz aus sich, ohne jede Nachahmung, freilich zunächst auch ohne Wahl, hervorbringt und miteinander verbindet. Angesichts dieser allseitigen Lautanlage fällt es schwer, ererbte Volks- oder Stammeseigenheiten zu erkennen; fehlen doch selbst die Schnalzlaute der Hottentottensprache nicht[1]). So ergeht sich die behagliche Spiellaune des Kindes in vergnügten 'Lallmonologen' und lässt sich wohl auch auf Zwiegespräche ein, bei denen jedes Verstehen ausgeschlossen und der Spielcharakter ganz besonders deutlich ist[2]).

Auf den ersten Blick gibt das Lallen nur die Vorstellung eines regellosen Durcheinanders. Bei genauerem Zusehen lassen sich jedoch einzelne

bis 1518. 1525 f. 1529; Lewalter und Schläger Nr. 155. 592; über die ganze Gattung jetzt S. Singer, Schweiz. Arch. f. Volksk. 19. 110—122; kluge Bemerkungen über die Form bei W. Götze, Jahrbuch des Vereins f. wissenschaftl. Päd. 4, 274 f.). Groos hat wohl mehr eine andere Art im Auge (Böhme 1 Nr. 1519—1524. 1527 f., Lewalter u. Schläger Nr. 598, bei der eine und dieselbe Tätigkeit durch eine bunte Reihe immer neuer Personen und Gegenstände hindurchgetrieben wird, mehr in der Art von Gesellschaftsspielen wie dem vom Kirmesbauern (Böhme 2 Nr. 620; Lewalter und Schläger Nr. 250 oder entfernter von Zähl- oder Schwellgeschichten wie der vom Jockel, der den Hafer nicht mähen oder die Birnen nicht schütteln wollte (Böhme 1 Nr. 1260, Lewalter und Schläger Nr. 594). Hier wird in der Tat jeweilig ein Satzglied wiederholt und von ihm aus nach Laune ein neues aufs Korn genommen; aber das geschieht planmässig und hat mit sinnloser, überhaupt mit spielerischer Wiederholung nichts zu tun. In den Zusammenfassungen aller gewonnenen Glieder nach jeder Strophe oder am Schluss tobt sich freilich die 'Freude über dieses ewige Häufen und Wiederholen' nach Herzenslust aus (s. Götze a. a. O. S. 280); wieweit indes diese Spielfreude schon die Entstehung der Form bestimmt hat, ob sie sich nicht vielmehr erst an dieser entzündet, das ist eine andere Frage.

1) Vgl. H. Gutzmann, Die Sprachlaute des Kindes u. der Naturvölker. Westermanns Monatshefte 79, 366; Zeitschr. f. pädag. Psychol. 1, 39 f.

2) 'Lallspiele', 'Lallmonologe' usw.: Preyer S. 262 f. 283 ff.; Rzesnitzek S. 7 f.; Völkerpsych.[2] 1 1, 268 f.; Meringer S. 124. 145 f.; 'Lautunterhaltungen' Preyer ebenda, Stern, Psychologie S. 56, Kspr. S. 16, 82; Compayre S. 289; Zusammenstellung von Lallwörtern Idelberger S. 131—137. Wundt a. a. O. S. 289 will völkische Unterschiede erkennen, wie er überhaupt auf die Vererbung grosses Gewicht legt, indes darf man seinen vergleichenden Zusammenstellungen gegenüber nicht vergessen, dass auch das Lautgefühl der aufzeichnenden Erwachsenen stark mitspricht. — Dass die Nachahmung nicht beteiligt ist, geht daraus hervor, dass die im Spiele mühelos beherrschten Laute nur unsicher und mit grosser Anstrengung anderen nachgeahmt werden können, sodass das Kind beim Sprechenlernen gleichsam von vorn anfangen muss: Rzesnitzek S. 12 11; Stern, Kspr. S. 15 ein Fall überraschend früher Nachahmung); Meringer S. 146. 209 ff.; Tappolet S. 85; Meumann S. 163 f. Daraus sollte jedoch nicht geschlossen werden, dass die Lallspiele ergebnislos verliefen, denn mit angebornen Fähigkeiten wie dem Mundspitzen verhält es sich nicht anders, s. Preyer S. 169 f.: der Wille bringt eben eine ganz andere seelische Einstellung mit sich, ganz abgesehen davon, dass bei der Nachahmung anderer das für die Selbstnachahmung so wertvolle Muskelgefühl abgeht. — Auch die Lautübungen taubstummer Kinder sind wichtig für die Frage, ob Nachahmung oder nicht, vgl. Preyer S. 126; Gutzmann a. a. O. S. 359; Rzesnitzek S. 7 scheint auf die Mitwirkung des Gehörs zu viel Gewicht zu legen.

Erscheinungen aussondern, die am häufigsten wiederkehren und auf ganz bestimmte, wenn auch schwer erkennbare oder gar messbare treibende Kräfte schliessen lassen. Dies ist sehr wichtig: es eröffnet uns die Möglichkeit, die Lallübungen mit der späteren Stufe wirklicher Sprachübung, der von den Erwachsenen bereits beeinflussten 'Kindersprache'[1]) zu ver-

1) Die Bedeutung der 'Kindersprache' für die Entstehung und Entwicklung der Sprache wird im ganzen von Philosophen und Physiologen überschätzt, von Sprachforschern unterschätzt: als Gegenpole können etwa Ament und Meringer genannt werden. Soviel scheint mir gewiss, dass trotz einzelnen Neubildungen das Kind als eigentlicher Sprachschöpfer nicht in Betracht kommt. Wohl aber liefern seine Bedürfnislaute und Lallspiele mancherlei Stoff zur Wortbildung, sodass man denn doch von seiner Mitwirkung mit Recht spricht und nur zweifeln kann, ob es jemals gelingen wird, den Anteil des Kindes an der ursprünglichen Sprachbildung mit einiger Sicherheit auszusondern; hier spielt die völlig ungeklärte Frage herein, wie vieles von dem, was wir als anscheinenden Eigenbesitz beobachten, in Wirklichkeit als Erbgut anzusprechen sein mag. — Damit ist nicht geleugnet, dass der sprachbildende Trieb beim Kind ausserordentlich stark und wirksam sein kann. Aber für die tatsächliche Ausbildung der Sprache hat er nicht die Bedeutung, die er unter gewissen Umständen wohl gewinnen könnte: er lebt sich eben in spielerischer Weise, ohne eigentlich praktisches Ziel aus. Nur das Bedürfnis könnte einen starken Einfluss des Kindes auf die Sprachentwicklung herbeiführen. Ob aber ein solches Bedürfnis jemals allgemein bestanden hat, ist sehr zweifelhaft. — Die Frage ist um so schwieriger, als es an gut verbürgten und ausreichend beobachteten Einzelfällen fehlt. So sind nahezu unbrauchbar die von H. Hale aufgeführten Beispiele kindlicher Sprachschöpfung (Proceedings of the American Association for the Advancement of Science 35, Salem 1887, S. 279ff.; hierzu Rzesnitzek S. 18–20, wo noch ein weiteres, recht schwach beglaubigtes Beispiel; Idelberger S. 426–430; Compayré S. 310; Stern, Kspr. S. 339f.). Sie haben den gemeinsamen Zug, dass die Kinder — und zwar waren es bezeichnender Weise jeweils Pärchen; dabei liegen in dem einen Fall offensichtlich aufgeschnappte französische Wörter vor — ihre Muttersprache, das Englische, wohl verstanden, aber sich standhaft weigerten, sie zu sprechen, vielmehr sich selber eine Sprache schufen, die sie geläufig handhabten. Aus den paar mitgeteilten Ausdrücken ist so gut wie nichts zu entnehmen. Die erkennbaren Umstände erinnern also aufs deutlichste an die Geheimsprache, in der sich Wolfgang und Cornelia Goethe unterhielten, wenn sie nicht verstanden sein wollten (Dichtung und Wahrheit Buch 8), und so werden jene Fälle mit diesem und so manchem anderen aus dem Bereich ernsthafter Sprachbetätigung unter die Sprachspielereien zu verweisen sein, bei denen es sich im Grunde weniger um eine Sprache handelt als um einen bestimmten Vorrat mehr oder minder willkürlich zusammengebrachter Ausdrücke. — Ganz andere Bedeutung kommt dem Falle des kleinen Felix Stumpf zu, der bis ins vierte Lebensjahr hinein seine eigne, von keinem Spielgefährten geteilte Sprache starrköpfig gegen alle Angriffe festhielt, dann aber, und zwar plötzlich und sofort ziemlich fehlerfrei, die Sprache seiner Umgebung zu gebrauchen begann (C. Stumpf, Eigenartige sprachliche Entwickelung eines Kindes, Zeitschr. f. pädagog. Psychol. und Pathol. 3, 419–447; dazu Idelberger S. 425–429, Stern, Kspr. S. 260f. 340). Der Hauptsache nach handelt es sich wohl auch hier um spielerisches Tun; auch erklärt sich vieles in dem reichlich mitgeteilten Sprachgut nach Art der 'Kindersprache' im gewöhnlichen Sinne, wie sie sich aus der Lallzeit unter Mitwirkung und Führung der Erwachsenen bildet. Daneben aber sind so deutliche Anzeichen durchaus selbständiger und folgerichtiger Verarbeitung vorhanden, z. B. im Zusammensetzen der Wörter und selbst im Satzbau, auch ist der kleine Sprachkünstler, ich möchte sagen, mit so heiliger Überzeugungstreue zu Werke gegangen, dass wir ihm mit der Annahme blosser Spielerei nicht gerecht werden. Stern hat hier die weise Vorsicht zu weit getrieben und ist dabei selbst zu tatsächlich unrichtigen Angaben gekommen; so stimmt es nicht, dass nach des Vaters Deutungen ein einziger ganz unerklärter Ausdruck übrigbleibe, es sind deren viel-

knüpfen und Gesetz und Regel im Entwicklungsgang aufzuspüren. Freilich darf das nur mit grösster Behutsamkeit und bei dem Stand unserer Kenntnisse unter manchem Vorbehalt geschehen — was ich auch dem Folgenden gegenüber zu bedenken bitte.

---

mehr eine ganze Reihe vorhanden. Indes, Urschöpfung oder nicht: eins ist unzweifelhaft erwiesen, dass nämlich das Kind in der Benennung der Dinge mit Wahl und Willen verfahren kann. Hierfür ein unzweideutiges Beispiel: als der Vater einmal im Scherz Mulch statt Milch sagt, hält Felix, sehr belustigt, diese Lautform sofort fest, bildet sich dazu spielerisch und echt kindlich das Zwillingswort *prullich* — und von Stund an ist ihm *prullich* das feststehende Wort für den Gegenstand und wird genau so ernsthaft und zähe festgehalten wie alle anderen. Wir erkennen daran, und das hat sicherlich auch allgemeine Bedeutung, wie aus spielerischem Anfang eine ernsthafte Spracherscheinung entstehen kann. Gleiche Deutung bietet sich ohne weiteres für viele ursprünglich scherzhafte, dann ernsthaft angewendete Neubildungen dar, etwa die studentischen Prägungen auf — ikus u. dgl.: und wer weiss, ob nicht so manche unerklärliche Ausnahme von feststehenden Lautgesetzen ähnlichen Ursprungs ist? — Eine weitere lehrreiche Tatsache, die gleichfalls von Idelberger und Stern nicht beachtet wird: der Knabe bezeichnete einen langen und dünnen Baustein als *marage* (mit 'französischer' Aussprache des g: ob freilich stimmhaft oder in der bekannten mitteldeutschen Vergröberung?, ohne dass sich für diesen Ausdruck eine Erklärung gefunden hätte; aber noch in seinem 17. Lebensjahr sagte er aus, das Wort habe ihm genau so geklungen wie der Gegenstand aussehe — und dieser Meinung sei er noch jetzt. Beobachtungen verwandter Art hat wohl jeder schon an sich selbst oder anderen gemacht, ich will nur auf F. Polles Bemerkung über den Namen 'Qualle' verweisen (Wie denkt das Volk über die Sprache?[2] Leipzig 1898, S. 70; aber so deutlich wie hier wird es selten, dass die Namengebung einem wenn auch dunklen, so doch gebieterischen Klanggefühle folgen kann. Über die Herkunft des sonderbaren Lautgebildes soll damit nichts behauptet sein, dieses Gebiet ist allzu schlüpfrig. Der öfter als kindliche Urschöpfung angesprochene Fall *tibu* = Vogel bei Strümpells kleiner Tochter, den diese selber später als Entlehnung von einer estnischen Amme aufgeklärt hat (Stern, Kspr. S. 342, mahnt eindringlich zur Vorsicht. Aber mit dem blossen Verneinen ist auch nichts gefördert. Jedenfalls verdienen Stumpfs Mitteilungen ganz andere Aufmerksamkeit, als sie bis jetzt gefunden haben: sie gehören zum Wertvollsten, was wir auf diesem schwierigen Gebiete besitzen, wie ja die Eigenbrötelei oft genug die wichtigsten Einblicke gewährt, und es ist höchst bedauerlich, dass es an zuverlässigen Aufzeichnungen derselben Art so ganz und gar fehlt. — Immerhin gibt es noch einige andersartige Fälle, denen die Forschung nach Ursprung und Entwicklung der Sprache manchen Wink entnehmen kann. So derjenige der taubstumm-blinden Laura Bridgman, die sich als Erwachsene neben der erlernten Fingersprache Namen für bekannte Personen schuf, und zwar mit deutlichem Gefühlswert, indem sie diese Namen zuerst nur bei freudiger Begrüssung oder Erinnerung gebrauchte. Diese Namen waren immer einsilbig, wurden aber häufig verdoppelt: Stern, Kspr. S. 346 das Buch von W. Jerusalem über Laura Bridgman 1891 ist mir nicht zugänglich) erwähnt als in unserer Schrift darstellbar *foo-foo, too-too, pig-pig, st-st* und, was mir bemerkenswert erscheint, *pa-pa-pa*, also mit mehrfacher Wiederholung, wie sie dem Kinde vor dem Eingreifen der Umgebung eignet. In der starken Verwendung der Reduplikation, wie sie übrigens auch die Sondersprache des kleinen Stumpf zeigt, berührt sich diese Einzelsprache mit manchen niederen und höheren Gemeinsprachen Wundt, Völkerpsychologie[2] I 1, 293f. nennt besonders das Chinesische und Japanische; vgl. auch Probleme der Völkerpsych. S. 48f., ferner Rzesnitzek S. 10f., Gutzmann S. 364). Man darf auf zweierlei schliessen: einmal ist diese Silben-, richtiger Wortwiederholung ein Ausfluss natürlicher Lebhaftigkeit (s. Anm. 4) und ein Zeichen mehr gefühls- als verstandesmässiger Namenprägung: dagegen ist es völlig schief, wenn R. M. Meyer, Künstliche Sprachen (Indogerm. Forschungen 12, 250) die Reduplikation 'gewissermassen ein organisiertes Stottern' nennt, denn mit Sprach-

Spiele aus der Lallzeit.

Das Einfachste und Natürlichste scheint es zu sein, wenn sich der Säugling zunächst in Vokallauten ergeht. Dieser Erwartung entspricht es, wenn Preyer im ersten Monat fast ausschliesslich und noch auf lange vorwiegend Vokale, als einzigen schon im dritten Monat häufigen Konsonanten *m* feststellen konnte (S. 262: das Lallen begann bei seinem Sohn in der sechsten Woche). Stern, Kspr. S. 82 verzeichnet als ersten Schreilaut *ä* — daneben freilich sofort *ähä*. Wir haben in letzterem wohl nichts anderes zu erblicken als ein stossweises Herausbringen des Vokals, wobei sich das Hauchgeräusch von selbst einstellt. Auch die Verschiedenheit in der Vokaldauer erklärt sich ganz einfach aus einem sehr natürlichen, geringfügigen Ausruhen am Schlusse, bis der Atem aufhört; auffällig würde sie erst sein, wenn auch das Umgekehrte vorkäme, wovon ich nichts finde (*ata*, Eva Sterns Wort für 'Vater' seit dem 9. Monat, Stern, Kspr. S. 159, ist kein Urwort, sondern gehört schon in die nachahmende Spracherlernung). Dergleichen setzt sich auch in der Lallzeit fort: so verzeichnet Idelberger aus dem 9. und 11. Monat *ö-ö* und *ŏ-ŏ*, *a-a-a* und *ä-ä-a*. Man darf annehmen, dass von einem sehr frühen, schwerlich bestimmbaren Zeitpunkt an die öfter erwähnte Freude an der Wiederholung in ihr Recht tritt.

2. Immerhin ist der reine Vokalklang nicht die Regel; er erscheint sehr früh durch konsonantische Beimischungen getrübt. Das ist auch ganz verständlich, denn schon die körperliche Anstrengung des Schreiens wird gewisse, zunächst noch gänzlich ungeordnete Verschiebungen an Zunge, Gaumen und Kehlkopf mit sich bringen. Hierher möcht ich schon das von mehreren Beobachtern als erster Schreilaut genannte *uä* stellen (Stern, Kspr. S. 145. 303), mit dem offenbar nicht zwei silbisch gleichwertige Laute bezeichnet werden sollen; wenn übrigens selbst in der entwickelten Sprache keine völlig reine Scheidung zwischen Vokal und

hemmungen hat sie nichts zu tun. Auf der anderen Seite ist auch hier das Kind nur mittelbar beteiligt, wie eben das Überwiegen der Doppelung bezeugt s. u. S. 209). Wohl aber liegt etwas der kindlichen Wiederholung Wesensverwandtes vor.

Das Ergebnis dürfte folgendes sein. Der unmittelbare Anteil des Kindes an der ernsthaften Sprachschöpfung ist verschwindend gering. Gross ist dagegen der sprachliche Betätigungstrieb des Kindes. In vielerlei spielerischen Äusserungen, die aber gelegentlich auch ernsthaftes Gepräge annehmen können, finden wir seine Spuren auf den verschiedensten Altersstufen; ob man hierbei von Neuschöpfung oder nur von Verarbeitung gegebenen Stoffes sprechen darf, ist eine sehr schwierige und bisher noch kaum gestreifte Frage. — Auch den Erwachsenen ist der sprachliche Spieltrieb nicht fremd, und so erhebt sich die weitere Frage, der ich hier nicht mehr nachgehen kann, wieviel von dem, was häufig als Kindesanteil aufgefasst worden ist, vielmehr dem Spieltriebe der Erwachsenen zuzuschreiben ist, den man freilich wiederum als einen festgehaltenen Zug kindlicher Wesensart ansprechen darf. Was aber die Sprachen der Naturvölker mit der Kindersprache gemeinsam haben oder zu haben scheinen, erklärt sich wohl restlos aus dem verhältnismässig geringen Abstand in der geistigen Verfassung.

Konsonant zu erzielen ist, so muss dies erst recht für die ungeordneten Anfänge gelten. Sobald aber das eigentliche Lallen einsetzt, werden auch die Konsonantgeräusche klarer und mannigfaltiger; auch Preyer, bei dem die anfängliche Vorherrschaft der Vokale am meisten hervortritt, lässt doch schon vom 43. Tag an die Konsonanten *m*, *t*, *h*, *g*, *r*, *n* hinzutreten (S. 284). Dabei ist es eigentümlich, dass sich ein Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren kaum beobachten lässt.[1]) Wohl kehren in den Aufzeichnungen die Lippen- und Zungenlaute sehr vielfach wieder was sich denn aufs beste aus der Sauggewöhnung erklären lässt; daneben aber erscheint fast noch häufiger als erster Konsonant ein *r* — wohl überall ein Gaumen-r, wie es von Stern, Kspr. S. 15. 146 ausdrücklich angegeben und durch die Ausweichung in *kch* noch besonders bekräftigt wird.

Blosse Konsonanten scheinen so gut wie nicht vorzukommen: in Fällen wie Strümpells *grrr* und Idelbergers *ngr*, *bw* ebenso wie dem von letzterem gebuchten blossen *r* (Stern, Kspr. S. 146f.) kann man dem *r* oder *w* ruhig Vokalwert zuerkennen: es sind Dauerlaute, die nach Belieben kurz oder lang hervorgebracht werden können. Die Verbindung eines Konsonantgeräusches mit einem mehr oder weniger bestimmten Vokal überwiegt durchaus.

3. Hierbei fallen nun gewisse Hauptformen solcher Verbindung immer wieder ins Ohr. Am allerstärksten wohl diejenige, dass ein Vokal den Anfang bildet und ein Konsonant mit demselben Vokal verbunden sich anschliesst. Ich gebe aus dem reichen Stoffe bei Preyer, Lindner, Idelberger, Stern usw. wahllos einige Beispiele: *ärrä* oder *erre* (mehrfach als erste Lallverbindung angegeben), *arra acha amma apa ede ada ara ämä ata awa aga örö ägö aja eigei*, zusammengesetzt *atta-ama* usw. usw.[2]) Es scheint also der Vokal a durchaus zu überwiegen, während i, o, u, ü in den Aufzeichnungen bei diesem Typus nicht oder kaum begegnen: Preyer S. 299 gibt zwar auch *otto* an, aber erst im 20. Monat als Wiederholung des vorgesprochenen Namens. Diese Erscheinung ist an sich, ebenso wie die verschiedene Häufigkeit der Konsonanten, merkwürdig genug und sollte näher untersucht werden, geht uns aber hier nicht weiter an. Wohl aber ist es deutlich und für unseren Zweck sehr wichtig, dass wir in dieser Form der Silbenverbindung eine urwüchsige Spielart des Reims vor uns haben.

1) Fritz Schultze glaubte ein Gesetz der geringsten physiologischen Anstrengung aufstellen zu dürfen; vgl. dazu Rzesnitzek S. 7f.; Gutzmann, Zeitschrift f. pädag. Psychologie 1, 29ff.; Stern, Kspr. S. 146.

2) Auf die verschiedene Wiedergabe der Lautgruppen mit einfachem oder doppeltem Konsonanten braucht man kein Gewicht zu legen, da die Beobachter nur selten phonetisch geschult oder geübt waren. Die Verdoppelung wird nichts anderes bezeichnen als die Kürze des ersten Vokales, wie sie schon oben S. 205 erwähnt und besprochen ist.

Wie sollen wir das auffassen? Daran ist gewiss nicht zu denken, dass im Säugling von Anfang an Gefühl für den Reim als solchen, Neigung oder gar Zwang dazu vorhanden sei. Die Vorherrschaft der Wiederholung desselben Vokals hat auch nichts Befremdliches, ich brauche nur auf die so oft schon hervorgehobene Wichtigkeit der Wiederholung überhaupt in der Entwicklung des Kindes zu verweisen. Die einmal geübte Muskelbewegung bringt sich von selbst aufs neue zur Geltung. Wohl aber wär es seltsam, wenn eine so häufige Übung ohne Rückwirkung bliebe. Die zunächst rein triebmässige Wiederholung wird bald nach Wohlgefallen und Wahl geübt werden, Muskelgefühl sowohl als Klang werden sich einprägen und begehrt werden, und die rein spielerische Weiterführung kommt als besonders wirksam hinzu. So darf man wohl sagen, dass aus dem Reime die Freude an ihm und schliesslich auch seine bewusste Auffassung erwächst. Beides ist in dem oben von Felix Stumpf berichteten Falle deutlich erkennbar; einen noch schlagenderen Beweis, dass verhältnismässig früh der Reim sogar zum bewussten oder unbewussten Zielpunkt in der Sprachbetätigung des Kindes werden kann, gibt eine andere Beobachtung, die ich leider nicht überall bis zu ihren Quellen verfolgen kann. Preyer (S. 277) verzeichnet für die sattsam bekannte Verstümmelung vorgesprochener Wörter mit anderen Beispielen auch *eige-beige* für 'Eisenbahn', *ossen-dossen* für 'unverdrossen'. Da musste offenbar der Reim schon tief im Gefühl sitzen, und zwar unabhängig von jeder Nachahmung — er wirkte ja der Nachahmung entgegen. Übrigens ist es keineswegs ausgeschlossen, dass hierbei auch der Spieltrieb am Werke war und die Wortbildung somit nicht mehr völlig unbewusst geschah; ausgemacht erscheint mir das, wenn Preyers eigener Sohn im 23. Monat das Wort 'danke' zu *dakkn-gaggn-gaggn* erweiterte (S. 305)[1]. Jene beiden Bildungen erscheinen mir auch deswegen bemerkenswert, weil sie grade dem hier behandelten Reimtypus angepasst sind, in besonders bezeichnender Weise die zweite, bei der das Wortende den Gleichklang bestimmt.

Lässt sich diese meine Ansicht aufrecht erhalten, so ist damit eine wichtige Brücke zum kindlichen Spielreim geschlagen. Nicht als ob für die spätere Vorherrschaft des Reimes die Nachahmung ausgeschaltet, der Kinderreim von Lied und Spruch der Erwachsenen losgelöst sein sollte. Aber wir müssen auch die Selbstnachahmung als ursprünglichere, überaus wichtige Quelle in ihr Recht einsetzen. Die Grenze zwischen

1) Bei Stern S. 294 finden sich unter den 'Assimilationen' manche Bildungen einfacherer Art, die man in demselben Sinne verwerten könnte: *ala* 'Paula', *diddi* 'Schnitte' *maumaum* 'bimbaum', *olol*, *ulul* 'Rudolf', *nana* 'Nase' (Axel Preyer, erst im 25. Monat), bei einem französischen Kinde *nana* 'canard', *'popo'* compot, *bubu* 'omnibus', *dödö* 'rideau'. In manchen dieser Fälle mag freilich nach Art der 'Ammensprache' entstellte Darbietung schuld sein. Lautphysiologisch müssen diese Wortformen ganz verschieden erklärt werden; das tut aber der grundsätzlichen Bedeutung des Reimes keinen Abbruch.

beiden Einflussgebieten wird sich schwerlich genau ermitteln lassen; gesucht muss sie trotzdem werden.

Jedenfalls ist es mir recht wahrscheinlich, dass wir hier für eine, überaus häufige Art kindlichen Reimspiels die Wurzel aufdecken. Ich meine Reimformeln wie *arre—barre, ene—mene, one—done, ulen—drulen, ita—fita, ênale—pênale, icken—sticken, ene—zene, ene—(de)mene, abe—(de)babe, ella—(be)zella* usw., wie sie hauptsächlich in Abzählreimen, aber auch sonst (*Edelmann—Bedelmann*) auf Schritt und Tritt begegnen, in Namenverdrehungen wie *Emma—bemma, Emil—zwemil, Erna—(ka)terna, Anna—(wide)wanna, Otto—(bile)wotto, Anneken—panneken, Annele—(po)tannele* eine grosse Rolle spielen und auch in den Verstecknamen des Volksrätsels Raum gewonnen haben: aus Wossidlos zweitem Wörterverzeichnis im Rätselbande seiner Mecklenburgischen Volksüberlieferungen greif ich als Beispiele heraus *acker—(ku)facker, acker—(ku)wacker. Aderjahn un Snaterjahn, äker—bäker, Ami un Stahmi, Amm—gramm, eike—(pe)teike, eje—(pe)teje, ele—(pe)tele, ente—(pe)tente, inte—(pe)tinte, ete—(pe)tete, ida—(po)lida. Emil un Spemil, Itzen—plitzen*[1]. Das sind grundsätzlich genau dieselben Bildungen wie jene der Lallzeit, selbst die Vorliebe für Lippen- und Zungenlaute ist beiden gemeinsam. Freilich erwachsen die Lallreime anscheinend stets aus einsilbiger Wurzel, während die Spielreime so gut wie immer eine zwei-, auch dreisilbige Grundlage haben. Indes glaub ich nicht, dass dieser Unterschied viel zu bedeuten hat. Ganz fehlen die einsilbigen Spielreime im Kinderverse

1) Über solche und verwandte Rätselbenennungen hat R. Petsch ausführlich gehandelt: Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels = Palaestra 5. Berlin 1899, S. 68 ff. Er geht auf das Verhältnis zu den ähnlichen Wortbildungen des Kinderreimes nicht ausdrücklich ein, doch lässt sich erkennen, dass er allgemein dem Rätsel grössere Ursprünglichkeit zuschreiben möchte; vgl. z. B. die Bemerkung über Kettenrätsel und Kettenreime S. 115 f., was ich nicht in vollem Umfange gutheissen kann. Für unseren besonderen Fall ist zu bemerken, dass solche Benennungen sehr wohl im Rätsel erwachsen und dennoch nach Kinderart gebildet sein können: manche von Wossidlos Formeln aber wie *ene mene miker, eine meine vor die Beine* oder *eine meine Rupennest* fallen aus der geläufigen Rätselart heraus und verlaufen so völlig im Stile der Abzählreime, dass die Herkunft kaum zweifelhaft sein kann. — Wertvoll ist auch, was O. Weise, Die Streckformen und die Akzentverschiebung, Niederdeutsches Jahrbuch 40, 55 ff. über unsere Wortbildungen zu sagen hat. Er spricht ihnen, soweit es nicht reine Spielwörter sind, den Zweck der Lautmalerei besonders von Schall- und Bewegungsvorgängen zu und weist mit Recht darauf hin, dass auch mehrsilbige Interjektionen wie *heiopopeio, eischepoleische* usw. dasselbe Gepräge tragen. Weises Leitgedanke, im Gegensatz zu H. Schröder Streckformen, Heidelberg 1906), dergleichen Gebilde nicht durch 'Streckung' im Inneren, sondern durch Umgestaltung und Zuwachs im Anlaut zu erklären, ist für die grosse Mehrzahl der Fälle zweifellos richtig. So wird denn auch das schwierige *eiapopeia* mit seinen mannigfaltigen Nebenformen *heiopopeio, haiderlpupaiderl*, aber auch *heidal bodeidal* usw. seine Erklärung am besten in unserem Sinne finden: ein echtes Lallwort, *eia* oder *eie, heia, heio* ruft zunächst die Reimzwillingsformen *beie peia peio* hervor *eie beie, eichen beichen* kommen in Schlummerliedern wirklich vor, s. z. B. oben 17, 280 f. Nr. 49), und die unbetonte Silbe mit dem hier vom zweiten Reimwort aus bestimmten Anlaut — es ist dies gleichfalls ein häufiger Spieltypus, über den noch zu sprechen sein wird — tritt rhythmusschärfend dazwischen.

nicht, wir erkennen sie in solchen Abwandlungen wie *Eck—Speck—Dreck*, *ex—fex*, *ong—drong*. *O bo Dreck Schneck weg* neben *Oë boë Drecke Schnecke wecke* (Deutsches Volksliedarchiv A 5041, 5054), und auf der anderen Seite verzeichnet Preyer S. 297 als Eigengut des Kindes *ána—nána*, wie denn auch das schon besprochene *eige—beige* das Reimgefühl durchaus nicht auf eine Silbe beschränkt zeigt.

4. Neben dieser kindlich-urwüchsigen Reimart steht ebenso häufig oder noch häufiger eine andere, die aus der einfachen Wiederholung eines Lautes oder einer Lautgruppe erwächst. Besondere Beachtung hat eine bestimmte Erscheinungsform gefunden, die Wiederholung einer Silbe aus Konsonant und Vokal wie *ba—ba—ba*, *da—da*, *nei—nei*, *nannana*, *na—na*, *mä—mä*, *bu—bu*, *mi—mi*, *mo—mo*, *ra—ra—ra*, *krä—krä* (von Stern S. 15 schon im zweiten Monat gebucht), *erre—erre* u. dgl., in Verbindung mit der behandelten Art *appapa*, *ululululada*, *atatata*, *a—bwa—bwa*, *ana—nana*; solche Silbengruppen nehmen oft bestimmte Bedeutung an, so erscheint *a—a—a* als Ausdruck des Erstaunens im neunten Monat, *da—da* als Ausdruck des Wohlbehagens im elften, *hich—hich* im dreizehnten für das Schaukelpferd und seine Bewegung (Idelberger S. 261, 263, 268), und auch sie ergeben sich unwillkürlich bei der nachahmenden Spracherlernung, wie Preyers *bi—bi* aus 'bitte' zeigt (S. 301); wie dann weiterhin die ganze Ammen- und Kindersprache von dieser Wortbildungsform durchdrungen ist, brauch ich nicht zu erörtern. Der herkömmliche Name Reduplikation sollte freilich nicht so allgemein verwendet werden, wie es meist geschieht, sondern auf die eigentliche Doppelung *mama* usw. eingeengt werden, wie sie eben in der Ammensprache herrscht. Es ist nicht immer genügend beachtet worden, dass die urwüchsige Silbenwiederholung des kleinen Kindes durchaus nicht auf diese Doppelung beschränkt ist, sondern bis zur Atemgrenze geht, vgl. bes. Preyer S. 295; erst später gewinnt die eigentliche Reduplikation ihre Alleinherrschaft, und zwar geschieht das unter dem Einflusse der Umgebung, die von bestimmtem Zeitpunkt an die Führung übernimmt[1]).

1 Auf diesen Unterschied ist, wie gesagt, nicht immer geachtet worden, was sich denn in den Aufzeichnungen spiegeln mag, in denen die Doppelung oft mehr als gebührlich hervortritt. Immerhin ist das angegebene Verhältnis unverkennbar. Bei Idelberger muss man in Betracht ziehen, dass die Einwirkung der Eltern auf das Kind besonders stark war. Um so bedeutungsvoller sind die auch hier verzeichneten Fälle mehrfacher Wiederholung; so scheint es mir recht bezeichnend, wenn Kurt Idelberger am 259. Tag ein vorgesprochenes 'heiss, heiss' mit *ch—ch—ch* nachahmte und diese Verbindung längere Zeit als Ausdruck der Freude beibehielt, aber zu *ch—ch* vereinfacht (S. 262, 243). — Somit muss die Doppelung aus der Gehirnbeschaffenheit nicht des Kindes, sondern des Erwachsenen erklärt werden, und wird Meringers seltsame Deutung (S. 217 f.) hinfällig. Man darf wohl annehmen, dass die Erwachsenen sich der Sprechweise des Kindes anbequemen, sich aber mit einer andeutenden Zusammenfassung dessen begnügen, was das Kind in seiner Lebhaftigkeit ohne Mass hervorsprudelt. — In diesem letzteren Sinne kann man es gelten lassen, wenn Idelberger S. 279 f. der kindlichen Wiederholung Affekt-

Dass Wiederholungen der gleichen Art auch im Kinderreim eine grosse Rolle spielen, bedarf nicht vieler Worte. Besonders Anfänge wie *hoss hoss hoss*, *tross tross tross*, *bum bum bum*, *hosche hosche hosche* oben 21, 376. 22, 80. 87, häufiger auf die Doppelung zurückgebracht und dann abgewandelt *tross tross troll*, *ru ru rinne* u. dgl., müssen wir auch da als echt kindlich ansprechen, wo das Lied selbst nicht sowohl vom Kind als für das Kind verfasst ist. Sehr wahrscheinlich ist die kindliche Herkunft, wenn die Wiederholung dient, den Versrahmen zu füllen, ohne dass irgendwelcher Gefühlswert zu bemerken ist, wie Böhme 1 Nr. 502 Sauerkraut und Till Till Till . . .[1]); unzweifelhaft erscheint sie mir in dem verwickelteren Falle, wo ein Wort spielerisch zerdehnt wird wie in dem hübschen Stück Böhme 1 Nr. 498 Meine Mu meine Mu meine Mutter schickt mich her . . ., bei dem man sicherlich nicht an spottende Nachahmung des Stotterns denken darf, sondern nur an eine scherzhafte Streckung. ein reines Formspiel ganz mit kindlichen Mitteln. (Doch will ich anmerken, dass Ähnliches auch im Volksliede begegnet, z. B. Zu Strass- zu Strass- zu Strassburg in der Stadt; Die Mut- die Mutter anbefahl J. Meier. Kunstl. im Volksm. S. CXLIV.)

5. Ebenso sicheres Eigengut des Kindes. wenn auch schwieriger und darum weniger häufig, ist eine dritte Art des Reimes, wenn derselbe Vokal

---

wert zuspricht; die eigentliche Reduplikation aber bedeutet in dieser Hinsicht vielmehr eine Einschränkung. Wieviel freilich unmittelbar der 'Leidenschaft' des Kindes, wieviel dem behaglichen Spieltriebe zuzuschreiben ist, das entzieht sich wohl genauer Erkenntnis. Jedenfalls spricht sich auch in dieser Einzelheit die grundlegende Bedeutung aus, die im Entwicklungsgang der Kindesseele dem Wiederholungstriebe zukommt.

1) Soeben find ich ein recht bezeichnendes Gegenstück dazu in den 'Schnaderhüpflen der Grammatikäler', die J. E. Wackernell mitteilt (Das deutsche Volkslied 19, 98): Jüdle Jüdle hepp hepp hepp. Schweinefleisch ist fett fett fett . . . . Äusserlich haben wir genau denselben Typus. und die Altersstufe des 'Dichters' lässt enge Fühlung mit der Welt des Kinderreims sehr wohl möglich erscheinen; anderseits trägt die Wiederholung hier deutlichen Gefühlswert und entfernt sich dadurch vom reinen Spiel und von der Kindesart. Die Leidenschaft des Schimpfens hat den ursprünglich rein spielerischen Typus umgefärbt. Mir scheint, das ist ein treffliches Beispiel, wie zwei grundverschiedene Empfindungswelten sich berühren und kreuzen. Dass unser Typus jedoch in der des Spieles erwachsen ist, steht mir ausser Frage. Vor ihm steht ein anderer, der nur in der Leitzeile eine Schall und Bewegung malende Silbe verdreifacht zeigt: Weberdi Waberdi wick wick wick u. ä. (Böhme 1 Nr. 883. 1381), Böttcher Böttcher bum bum bum (ebenda Nr. 1347; als Schlusszeile Lewalter und Schläger Nr. 200), Orgel Orgel nut nut nut (Lewalter und Schläger Nr. 678); dazu schon fügt sich, wenn auch im Stropheninnern, ein Judenvers: Da kommt der Jude mett mett mett (oben 17. 272 Nr. 16). Der Bau der einen Zeile hat sich dann durch die ganze Strophe durchgesetzt. — Dass ein Fall wie der im Schles. Weihnachtsspiel (F. Vogt S. 233): Du klaines Kendla du du du Zeist ei am Weschla Stru Stru Stru . . . völlig dem kindlichen Bereich angehört, sei nur eben vermerkt. — Recht deutlich ist die Herkunft vom Kinde, wenn die dreifache Wiederholung dazu dient, den Vers fürs Abzählen zu strecken: man vergleiche Lewalter und Schläger Nr. 402. 406: 'Ede Beck fiel in'n Dreck . . .', mit dem Abzählreim aus Rheydt, Deutsches Volksliedarchiv A 46663: Meister Koch Koch Koch fiel ins Loch Loch Loch, Aber tief tief tief, Dass er rief rief rief: Meine Frau Frau Frau, Zieh mich raus raus raus . . . . . .

im Gefolge verschiedener Konsonanten erscheint: *jä—dä, hä—wä, hei—dei, pa—ta, ha—ja, ta—ha,* in Doppelung *rollo rollo* (Axel Preyer im 22. Monat, beim Singen) usw. Hier scheinen sich die einzelnen Kinder ganz besonders verschieden zu verhalten; das ist begreiflich und dürfte meiner Ansicht eher günstig sein als widerstreiten, denn keine der nächstverwandten Erscheinungen lässt neben und über dem Wiederholungstrieb so deutlich das Streben nach einem Fortschritt erkennen, wie es sich eben nicht bei den meisten Kindern auswirken kann. Sehr bezeichnend ist das Verhalten Felix Stumpfs, bei dem wir sonst schon einen ausgeprägten Eigenwillen feststellen konnten. Zwar sind die Beispiele auch bei ihm nicht zahlreich, aber man gewinnt von ihnen den Eindruck, dass der Wandel des Anlauts, ursprünglich gewiss ebenso spielerisch wie in dem oben behandelten Reimpaar *mullich—prullich*, schon einen festen Platz im Sprachgefühl einnimmt, geradezu wortbildend auftritt. Wenn z. B. die Katze *mi—pi* benannt und der Ausdruck des Wohlgefallens *haja* ebenso zu *haja—baja* verstärkt wird wie der gegensätzliche *ä* zu *ä—bä*, so könnte man wohl bei dem letzten Paar geneigt sein, auf ein Vorbild in der Umgebung des Kindes zu schliessen, aber zusammen mit den anderen lässt es weit eher ein Sprachgesetz im kleinen erkennen. Und das steigert sich zu weit verwickelteren Wortprägungen: *job*, seinen rätselhaften Ausdruck für 'ich', verstärkt der kleine Sprachkünstler zu *job—tobb(e)lob*, wobei man das *e* sicherlich als unbetonte Zwischensilbe in der Art der oben angeführten und noch näher zu besprechenden Fälle wie *ete—(pe)tete* deuten darf, und den beliebten Ausdruck für 'essen' *papu* wiederholt er nicht etwa, wie es andere Kinder tun, sondern entwickelt ihn zu *papu—mapu* — von seinem Vater kaum richtig auf *papa* und *mama* zurückgeführt —, wobei uns ebenso die nach Preyer erwähnte Erweiterung *dakku—gaggu—gaggu* aus 'danke', wie auch das in die niedere Umgangssprache eingedrungene *happenpappen* einfällt. Selbst den gewiss seltenen Fall, dass zur Bezeichnung von etwas Lächerlichem zwei offenbar aus derselben Wurzel erwachsene Ausdrücke, *krapap* und *lapap*, je für sich verwendet werden, müssen wir wohl hier einordnen.

Auch diese Erscheinung finden wir in reichem Mass im Kinderreim vertreten; sie ist da von den beiden anderen, besonders der ersten Reimspielart nicht zu trennen. Wie *ene—mene, Emil—Bemil*, so werden auch *dunke—funke, rebbel—bebbel, Max—Dax, Schnecke—becke—recke, Mutter—Butter—Schlutter* aneinandergereiht, mit Ablautspiel gekreuzt *ming mang—kling klang*. Ganze Abzählreime bestehen aus solchen Schlagreimreihen: *Eck Speck Dreck, Schneck Dreck weg* u. dgl., ganz wie Gross, Seelenleben S. 86 *bang dang wang nang*, Meringer S. 180 die verwickeltere Reihe *ein Bärmann, ein Schermann, ein Meermann, ein Gehrmann* als selbständige Kinderleistung verzeichnet. Aber auch da, wo solches Reimspiel in der Art entwickelter Dichtung als Endreim erscheint, wie in den behaglich

ausgesponnenen Reimen zu dem Namen Meyer (Lewalter und Schläger Nr. 110. 446 f.) oder dem bekannten Scherz 'Frau von Hagen, Darf ich's wagen, Sie zu fragen, Wieviel Kragen Sie getragen' .... (Lewalter und Schläger Nr. 479), dürfen wir unbedenklich den Hauptanteil an der Erfindung dem Kinde zusprechen, wenn auch die schliessliche Ausgestaltung nicht ohne Beihilfe Erwachsener abgegangen sein mag.

Gewiss kommen alle diese Dinge auch bei Erwachsenen vor. Aber da sollte man sich hüten, alles in einen Topf zu werfen. Die reine Wiederholung ist ein stimmunggebendes Kunstmittel in der Dichtung geworden und steht zugleich im Dienste der musikalisch-rhythmischen Füllung; in diesen Fällen eignet ihr meist nichts Spielerisches, sodass man kaum an Zusammenhang mit der Kinderart denken kann. Wenn wir aber im Spottlied auf General Uhrich (Ditfurth, Historische Volkslieder 1856—71 Band 2, Abt. V, 1 Nr. 86) lesen: Uhrich, Duhrich! schwur ich, es muss enden, wobei der Anfangsreimzwilling durch alle Strophen hindurchgeführt wird, so ist das den oben behandelten kindlichen Spielreimen unverkennbar aufs engste verwandt. Auf welcher Seite haben wir nun die Wurzel zu suchen? Die herkömmliche Entscheidung lautet kurzerhand: das Kind ahmt nach, was es von den Erwachsenen hört. Das ist jedoch, so allgemein ausgesprochen, eine unberechtigte, allzu bequeme Auskunft. Wir müssen uns in jedem Falle fragen, ob die Erscheinung besser in die Empfindungswelt des Erwachsenen oder des Kindes passt. Der Uhrich-Duhrich-Reim tritt mit beabsichtigter derber Komik auf; eine solche liegt aber durchaus nicht in der Verwendung des Reims, wie sie dem Erwachsenen geläufig ist, sonst müsste jeder Reim einen gelinden Beigeschmack nach Komik haben und die lyrische Stimmung gefährden; vielmehr muss die komische Wirkung etwas anderem abgelauscht sein — und ich wüsste nicht, was das sein könnte ausser der rein spielerischen kindlichen Reimart, die für den Erwachsenen nun einmal dieselbe unwiderstehliche Komik besitzt wie die Gedankensprünge und sonstige 'Geistesblitze' der Kinder. Hier ist einmal das Kind der Lehrmeister der Erwachsenen. Meist wohl in eigentlicher Nachahmung; doch gibt es glückliche Menschen, denen die spielerische Ader auch im späteren Leben ergiebig bleibt. Mozart gehört zu ihnen, dessen Briefe an das 'Bäsle' aller möglichen Schnurrpfeifereien voll sind und auch in echt kindlichem Reimspiel schwelgen. Ein Pröbchen herzusetzen kann ich mir nicht versagen. Am 5. November 1777 schreibt der fast Zweiundzwanzigjährige an diesen 'Fex-Hex': Allerliebstes Bäsle *Häsle*! Ich habe dero mir so werthes Schreiben richtig erhalten *stalten*, und daraus ersehen *drehen*, dass der Herr Vetter *Retter*, die Frau Bass *Hass*, und sie wie recht wohl auf sind, *Kind* (Leitzmann: *Rind*); wir sind auch Gott Lob und Dank recht gesund *Hund*. ich habe heute den Brief *schief* von meinem Papa *haha*, auch richtig in meine

Klauen bekommen *strommen*. Ich hoffe Sie werden auch meinen Brief *Trief*, welchen ich ihnen aus Mannheim geschrieben erhalten haben, *schaben*. Desto besser, besser desto! Nun aber etwas gescheudes. Mir ist sehr leid, dass der Herr Prälat *Salat*, schon wieder vom Schlag getroffen worden ist *fist*. doch hoffe ich mit der Hülfe Gottes (Leitzmann: *Spottes*), wird es von keinen Folgen sein *Schwein* . . . (L. Schiedermair, Die Briefe W. A. Mozarts und seiner Familie Bd. 1, München 1914. S. 106; Mozarts Briefe ausgewählt und herausgegeben von A. Leitzmann, Leipzig 1910. S. 45f.). Soll man wirklich glauben. dieser blühende Blödsinn sei anderswo gewachsen als in dem lustigen Garten eines rechten Kindskopfes? —

Noch gibt es freilich einen sehr bemerkenswerten Gebrauch solcher Reime, der mit dem kindlichen die grösste Ähnlichkeit aufweist: in Zauberformeln. Die Verwandtschaft ist oft bemerkt worden; hat man doch neuerdings hier eine Hauptquelle der kindlichen Abzählreime auffinden wollen, worüber noch zu reden sein wird. Es ist in der Tat verführerisch, eine geradlinige Abhängigkeit anzusetzen. besonders da sich jener Gebrauch bis ins klassische Altertum — wenn nicht noch weiter — verfolgen lässt. So verzeichnet A. Dieterich, ABC-Denkmäler, Kleinere Schriften S. 214f. unter anderen Silbenspielereien *βαϑ—γαϑ—χαϑ. αϑϑα —βαϑϑα. ερρορα—σερρορα* als Formeln zu Geisterzwang und Dämonenabwehr und zieht nach Büchelers Vorgang. sicher mit Recht, auch das bekannte Zauberwort *abracadabra* heran, das nach meiner Auffassung, unbeschadet der Lautwahl aus dem Anfang des Alphabets. unserem *acker(ka)facker* gleichgestaltet ist. In der Neuzeit begegnet als Zauberformel gegen Tollwut *Matz Datz, Saga Maga Baga* u. ä. (oben 25, 242. 251. 256. 259, mancherlei näher oder ferner Verwandtes im Aufruf des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde zur Sammlung von Zaubersprüchen). Ganz unmittelbar klingt an heutige Abzählreime an die Schutzbriefformel *leck-speck-dreck* in Lindeners Katzipori Nr. 24 (Bibl. des litt. Ver. in Stuttgart 163), bei der man freilich den Verdacht scherzhafter Fälschung nicht unterdrücken kann. So sind auch die Wortzwillinge *hokus-pokus* mit ihren mannigfaltigen Nebenformen (s. Kluges Etymol. Wörterbuch und Weigand-Hirts Deutsches Wörterbuch, sowie Schulz' Fremdwörterbuch) — mögen sie nun aus 'hoc est corpus' umgebildet sein oder nicht[1]) — sicherlich in derselben Münze geprägt. Mit diesem

1) Wenn es der Fall ist, so hat sich in der Sprache der Erwachsenen dasselbe zugetragen. was wir oben S. 207 mit den Bildungen *eig'beige* und *ossendossen* in der Sprache des Kindes beobachten konnten. R. M. Meyer, Künstliche Sprachen, Indogermanische Forschungen 12, 257 erkennt bereits den Reim als Ziel des Lautwandels, ohne an die Kindersprache zu denken: „Man steuert von einem bestimmten Wort weg — aber meist zugleich einem bestimmten Klang zu . . . 'Hocus pocus' ist wirksamer als 'hoc est corpus', schon weil es reimt." Es wäre der Mühe wert, solcher Entwicklung im Munde der Erwachsenen weiter nachzuspüren. Ein wertvolles Beispiel gibt das Wort Hille-

Zaubergebrauch scheint es auch zusammenzuhängen, dass Wortpaare wie *Hipel-Pipel, Stizl-Wizl, Stutza-Mutza, Schurle-Murle*[1]) gern als Namen von Buschmännchen wilden Weiblein, Saligen Fräulein auftreten, s. z. B. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1. Berlin 1904, S. 90ff.; dass viele dieser Namen auch als Katzennamen vorkommen, schliesst beiderseitig gut an.

Ähnlichkeit und Zusammenhang liegen auf der Hand. Aber wie sind sie zu erklären? C. Clemen, Der Ursprung einiger Kinderspiele, Zeitschr. des Vereins für rhein. u. westf. Volksk. 13, 161ff. legt auf diese Übereinstimmung zwischen Zauberspruch und Abzählreim grosses Gewicht[2]) und ist offenbar geneigt, das kindliche Auslosen grundsätzlich als einen Nachklang alter, religiöser Orakelbräuche anzusehen (S. 165). Damit lässt es sich jedoch nicht ohne weiteres zusammenbringen, wenn an anderer

---

bille oben 5, 105. 329), wenn die Herleitung aus Hellebille das Richtige trifft. 'Anreimung des ersten Bestandteils an den zweiten' nennt Hoops den lautlichen Vorgang und greift damit, wie es scheint, über die landläufige Geltung des Namens 'Assimilation' bereits hinaus. Nach meiner Auffassung setzt sich ein im Sprachgefühl festverankerter Typus durch, wohl weniger bewusst, als Meyer es anzunehmen scheint, dieser Typus aber hat seine Heimat nicht sowohl in der Sprache der Erwachsenen als in der des Kindes.

1 Anderer, aber gleichfalls kindlicher Prägung ist der Name *Friemel Friemel Frumpenstiel* für den Wassermann in Schlesien. s Mitt. der Schles. Ges. f. Volksk. Heft 18. 75.

2) Clemen beruft sich u. a. auf die — gewiss bemerkenswerte — Ähnlichkeit einer altbabylonischen Zauberformel. Solcher Übereinstimmungen werden sicherlich noch viele aufzufinden sein: sie sind meiner Auffassung eher günstig, denn wenn sich bei den verschiedensten Völkern bodenständig dasselbe wiederholt, so darf man schliessen, dass es sich um ein Zurückgreifen auf den überall vorhandenen Untergrund aller Sprachbildung handelt — also auf die Kindersprache. R. M. Meyer a. a. O. S. 256f. steuert hierzu manches bei; auch was er ebenda S. 251 f. über die in der Verzückung ausgestossenen Sätze und 'Gedichte' des Spiritisten Albert le Baron mitteilt, ist lehrreich. Aber noch viel deutlicher gleiten so bewusste Bildungen wie die Sätze, in denen Immermann die 'innere Sprache' der Seherin von Prevorst verspottet (Münchhausen 4. Buch 4. Kap.: Schnuckli buckli koramsi quitsch, dendrosto perialta bump, firdeisinn minfeistragon und hauk lauk schnapropäp? — Fressanuidum schlinglansibeest, pimple, timple, simple, ferianke, meriankeman; dazu auch Meyers Bemerkung S. 249', neben Anleihen bei Fremdsprachen und landschaftlichen Schimpfwörtern zu den Formgesetzen der Kindersprache herab. — Übrigens verfährt Clemen nicht durchweg mit der grade hier so überaus notwendigen Behutsamkeit. Wenn er S. 164 sagt, in einzelnen Fällen sei die Entwicklung von Beschwörungsformeln zu Abzählreimen nachgewiesen, und sich dafür auf E. Rolland, Rimes et Jeux de l'Enfance, Paris 1883, S. 242 Anm. 1 zu Nr. 4 beruft, so zeigt ein Blick in das angeführte Buch, dass von solcher Sicherheit keine Rede sein kann. Rolland spricht es nur als seine Meinung aus, dass viele Kinderformeln alte Beschwörungen sind; die Sätze, an die er seine Bemerkung knüpft, haben nichts im besonderen Sinne Kindliches und vor allem nicht den mindesten Zusammenhang mit jenem Kauderwelsch, von dem Clemen ausgeht. Ich bin völlig überzeugt, dass ein Abzählreim auf einen Zauberspruch zurückgehen kann: wie das Kinderlied überhaupt, so bilden die Abzählreime ein weites Sammelbecken, in das sich alle möglichen Quellbäche ergossen haben und heute noch ergiessen; aber wir müssen auch hier ausreichende Bürgschaft verlangen, ehe wir einen solchen gradlinigen Zusammenhang als gesichert hinnehmen und noch Schlüsse von weittragender grundsätzlicher Bedeutung daran knüpfen. Übrigens aber steht es um die Zaubersprüche nicht viel anders, auch sie werden von mancherlei Quellfäden volkstümlicher Überlieferung gespeist.

Stelle (S. 163f.) die Anhäufung sinnloser Ausdrücke als die Hauptsache erscheint, hinter der ursprünglich der Versuch stecken soll, den Namen eines göttlichen oder dämonischen Wesens durch ein Ausproben aller möglichen Namensformen herauszubekommen: man denkt dabei sofort an das Märchen vom Rumpelstilzchen (Bolte-Polívka, 1, 490) und der oben genannte Gebrauch mancher Abzählwörter als Namen von Waldweiblein und dergleichen scheint dazu aufs beste zu stimmen. Indes kommen wir damit nicht aus, denn gerade die eigentümliche Bildungsweise solcher Namensformen findet so keine Erklärung. Für diese wird man denn doch wieder auf den kindlichen Sprachschatz angewiesen sein. Dann aber entfällt die Notwendigkeit, eins aus dem anderen entstehen zu lassen, vielmehr ist es einfacher und darum wohl auch richtiger, gemeinsames Schöpfen aus demselben Vorrat anzunehmen. Es handelt sich eben in allen Fällen um Kauderwelsch, und da bietet sich das der kindlichen Spielwörter ganz von selbst dar, während die Erfindungskraft des Erwachsenen grade durch Sprachkenntnis und entwickeltes Sprachgefühl eingeengt ist. Was eigentlich keinen Namen hat oder wenigstens keinen aussprechbaren, das wird auf solche Weise mit Spielnamen bezeichnet. Bei Lindener scheint nur diese Herkunft ganz deutlich zu sein: neben den angeführten Drillingswörtern stehen noch *reuse leuse mäuse, nisse schisse frisse* — wem fällt dabei nicht Mozarts Spiel mit Schlagreimen ein? Und derselbe Lindener (Rastbüchlein Nr. 1, dieselbe Ausgabe) liefert auch ein sehr bezeichnendes Beispiel der Übertragung solcher Namen auf Unnennbares (‘das kindermachen hatt aber noch wunderbarliche seltzamme namen, dann es wunder thůt und macht, als: stropurtzlen . . . *raudi mauli* [dies in anderer Verwendung auch S. 61. 80. 182], *schiri-miri* . . . *pirimiri* . . .’), wozu ich aus einem saftigen österreichischen Soldatenkehrreim das Wort Tschurimuri = vulva beisteuern kann. Das hat mit Zauberei gewiss nichts zu tun. Kurz, alles scheint darauf hinzuführen, dass die Kindersprache hier den Stoff, mindestens das Formgesetz zu vielseitigem Gebrauche geliefert hat[1]).

1 Es kann mir natürlich nicht einfallen, eine so verwickelte Frage kurzerhand und nach einer Formel abzutun. So ist es gewiss erwägenswert, ob man so häufig begegnende Verbindungen wie *hax pax max*, bei Gryphius *Haccus Maccus Baccus* u. ä. (zu *hokus pokus*) nicht an die mittelalterlichen Anhäufungen des Namen Gottes anknüpfen soll, unter denen gelegentlich auch *Pax* erscheint (vgl. Bolte oben 13, 144 ff.; Klapper, Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. Heft 18, 28). Dann bleibt jedoch die Reimabwandlung noch immer zu erklären. — Auf vereinzeltes Auftreten von *hokus pokus, kurle murle puff* u. dgl. ist weiter kein Gewicht zu legen.

Freiburg i. Br.

(Fortsetzung folgt.)

Volksetymologie und Sagenbildung.

Von **Wilhelm Schoof.**

In seinem Buch über die deutsche Volkssage[1]) behauptet Otto Böckel, dass in den Flurnamen der Gewanne viel Erinnerung an Taten der Vorzeit stecke, Namen, die bis jetzt noch wenig beachtet wurden, obwohl in ihnen mehr Geschichte fortlebe, als die Chronisten früherer Jahrhunderte aufzuzeichnen der Mühe wert erachteten; er meint, dass manche Sage erst durch die Flurnamen der Feldmarken richtig verständlich werde und dass eine umfassende genaue Sammlung deutscher Flurnamen auch der Sagenforschung erspriessliche Dienste leisten würde. In der Tat nehmen in der Umdeutung von Eigennamen die Flurnamen (Wald-, Berg- und Gemarkungsnamen) die erste Stelle ein; nirgends ist die mythenbildende Volksetymologie so emsig an der Arbeit wie hier, auf keinem andern Gebiet hat die Deutung von Namen zu solchen Missverständnissen geführt wie hier. Das erklärt sich zum Teil daraus, dass die älteren urkundlichen Formen viel seltener zu ermitteln sind als bei den Ortsnamen, weil die Anlegung von Saalbüchern und Katastern mit Aufführung der einzelnen Grundstücke erst aus verhältnismässig viel jüngerer Zeit stammt als die urkundliche Aufzeichnung von Ortsnamen, zum Teil auch daraus, dass die Kartographen die Flurnamen vielfach willkürlich nicht in der vom Volke überlieferten Form, sondern in vermeintlichem Hochdeutsch aufgezeichnet haben. Besonders in Fällen, wo die Eintragung durch ortsfremde, der Mundart unkundige Beamte geschah, sind hier zahlreiche Verdrehungen und Entstellungen von Namensformen vorgekommen. Deshalb ist für den Flurnamenforscher genaueste Kenntnis der Mundart eine unerlässliche Bedingung, um einen in seiner jetzigen Form nicht mehr zu erklärenden Namen kritisch prüfen zu können.

In sehr vielen Fällen ist aber den Landleuten selbst die Bedeutung alter Flurnamen längst verloren gegangen, ehe es Katasterbücher gab. Denn mit der veränderten Bewirtschaftung des Bodens (Aufteilung der gemeinen Marken, Einschränkung der Weidewirtschaft, Rodungen von Wald- und Weideflächen, Aufforstungen, Ansiedlungen) und mit der Veränderung von Bodenverhältnissen (Verkoppelung, Besitzwechsel usw.) wurden die uralten Namen, die zum grössten Teil noch in eine Zeit hinaufreichen, als die ersten Ansiedler den heimischen Boden in Bewirtschaftung oder Besitz nahmen, den nachfolgenden Geschlechtern immer mehr unverständlich und entsprechend den veränderten neuen Verhältnissen

1) In der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" Bd. 262. 2. Aufl., Leipzig 1914, S. 4.

entstellt und umgetauft. So wurzeln viele Namenentstellungen weniger in falschen Eintragungen der Katasterbeamten, als vielmehr in der Neigung des Volkes, Namen, die keinen Sinn mehr ergeben, durch Umdeutung oder Anlehnung an ihm bekannte Wörter sich mundgerecht zu machen. Diese Neigung des Volkes zur Erklärung von Wörtern, deren ursprüngliche Bedeutung dem Volksbewusstsein verloren gegangen ist, nennen wir schlechthin Volksetymologie. Den Grund aller volkstümlichen Erklärungen sieht Andresen[1]) in dem Sprachbewusstsein, welches sich dagegen sträubt, dass der Name leerer Schall sei, vielmehr einem jeden seine besondere Bedeutung und eine zweifellose Verständlichkeit zu geben bemüht ist. In sorgloser Hingabe an den Gleichklang genügt es, etwas zu haben, worauf man sich stützen kann, etwas zu denken, das zu passen scheint, mag es, bei Lichte betrachtet, noch so unsicher und unwahrscheinlich oder unzweifelhaft verkehrt, ja völlig sinnlos sein. An diese unverstandenen, vom Volke umgedeuteten Namen knüpft die Namensage an, die der schöpferischen Gestaltungskunst, der inneren lebendigen Volksphantasie entspringt und nach Regell[2]) nichts anderes ist als ein poetischer Versuch, den abgestorbenen Namen sinnvoll wieder zu beleben, oder nach Miedel[3]) meist ein kindlicher Versuch einer Erklärung. Da mit der allmählichen und wiederholten Entstellung der Namen den Bewohnern deren Verständnis völlig verloren gegangen ist, suchen sie die Deutung auf allerlei Vorfälle zu gründen, die im Volksmund umgehen, deren Irrigkeit und Ungereimtheit aber vielfach leicht aufzudecken ist. Regell bemerkt hierzu: „Nur selten ist die Dichtung rein aus dem Namen herausgesponnen, meist sind geschichtliche Erinnerungen, die um die Örtlichkeit schwebten, als Einschlag benutzt. Oft gehören diese demselben Vorstellungskreise an, aus dem der Name hervorgegangen ist, oft aber auch sind sie einem ganz fremden Gedankengang entlehnt, auf den nur der lautliche Gleichklang führte".

Die so entstandenen Sagen und Namendeutungen werden von dem Volk als etwas Selbstverständliches hingenommen, es beruhigt sich ohne weiteres mit der überlieferten Auslegung, selbst wenn sie noch so wunderlich und auffällig klingt, weil es nie die Frage über deren Ursprung zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht hat. Für die Namenforschung dagegen muss als eine wichtige Grundregel gelten, dass Flurnamen nie nach zufälligen Einrichtungen oder Ereignissen, sondern nach markanten, dauernden Merkmalen bezeichnet werden, und dass erst später, nachdem ihre Verständlichkeit abhanden gekommen ist, zufällige, äussere Kennzeichen eingedeutet worden sind.

1) Deutsche Volksetymologie, 6. Aufl., Leipzig 1899, S. 2.

2) Etymologische Sagen aus dem Riesengebirge (Germanische Abhandl. Bd. 12, Breslau 1896) S. 134.

3) Ztsch. f. Deutsche Mundarten 1912 S. 371.

Wenn wir von dieser Tatsache ausgehen, so ergibt sich bei kritischer Prüfung unserer Flurnamen durch Zusammenstellung und Vergleichung älterer, insbesondere volkstümlicher Wortformen vielfach in überraschender Weise die ursprüngliche Bedeutung der in ihrer jetzigen Form nicht mehr ganz verständlichen Namen, und der Sagenforschung bietet sich hier ein weites, bisher noch wenig beachtetes Feld.

Besonders zahlreich wuchern solche Sagen in romantischen, überhaupt in wald- und wasserreichen Gegenden empor. Hier werden falsch verstandene Namen von steilen Abhängen und Felsen, einsamen Waldschluchten, stillen Weihern und Quellen, erratischen Blöcken und uralten Bäumen Gegenstand der schöpferischen Volksphantasie. Kriegslegenden, mythologische und kirchliche Gestalten, geheimnisvolles Treiben von Hexen und Dämonen (Teufelssagen) spielen eine grosse Rolle.

So entstanden durch volkstümliche Entstellung alter, unverständlich gewordener Namen die Sagen von den Kinderteichen und Ammenbornen, den Mordeichen und Teufelskammern, von den Taufsteinen, Höllentälern, Donnerkauten, Hexentanzplätzen, von den Wichtelhäusern, versunkenen Goldschätzen usw. Im Folgenden gebe ich eine Auswahl von Sagen, die aus unverständlich gewordenen Flurnamen entstanden sind, soweit sie sich auf Grund meiner Flurnamenstudien bis jetzt ergeben haben, und zwar vorläufig nur von Natursagen, während ich mir die Behandlung von Sagen mit geschichtlichem Hintergrund und von christlich-religiösen Sagen vorbehalte.

Im Anschluss an Böckels oben erwähntes Buch unterscheide ich dabei drei Hauptteile von Natursagen:

1. Erratische Blöcke, Felsen, Bäume in der Sage,
2. Quellen, Bäche und Sümpfe in der Sage.
3. Berge und einsame Täler in der Sage.

1. Erratische Blöcke, Felsen, Bäume usw.

Von jeher haben vereinzelt oder in Gruppen vorkommende erratische Blöcke (sog. 'Findlinge') auf die Phantasie des Volkes einen tiefen Eindruck gemacht. Da man sich das Wesen dieser Steine nicht erklären konnte, wurde der freien Erfindung in Sage und Dichtung weiter Spielraum gelassen. Die merkwürdigen Bildungen der Steine und Eindrücke auf der Oberfläche liessen die Sage entstehen. Den inneren Anlass dazu boten vielfach auch die Benennungen solcher Steine.

Ein Findling befindet sich in der Rhöngegend links am Wege von Sparhof nach Heubach, wo die Strasse nach dem Heubachtale hinabzieht. Er wird in der Grenzbeschreibung der Vogtei des Klosters Fulda Steinenstamph (vgl. ahd. *stamph* Klotz, Block), d. h. Felsblock genannt und heisst heute im Volksmund Taufstein, weil er stark mit Tauf (dauf, dof, daft = Moos) überzogen ist. Vgl. Haas in den Fuld. Gesch.-Bl. 1912 S. 14 der darüber weiter bemerkt: „Die Legende, wonach

der hl. Kilian heidnische Germanen getauft haben soll, kann somit erst in neuerer Zeit entstanden sein. Mit einem wirklichen Taufstein hat übrigens der Felsblock nicht die entfernteste Ähnlichkeit. Die Namen der übrigen Taufsteine (in Thüringen, im Vogelsberg usw.) sind ebenso wie der obige zu erklären. Dass sie neueren Ursprungs sind, bezeugt wohl auch der Umstand, dass Landau (vgl. Gau Wettereiba S. 171) trotz aller Bemühungen den Namen des Vogelsberger Taufsteins in keiner alten Urkunde hat finden können." Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Taufstein in der Ohm bei Cölbe (Kr. Marburg), für dessen vermeintliche Bedeutung sich bisher keinerlei geschichtliche Belege haben finden lassen. Vgl. auch den Taufstein bei Waldkappel in Hessen.

An die Taufsteine schliessen sich allerhand Sagen. So soll der Taufstein im Vogelsberg ehedem ein heiliger Berg gewesen sein, eine Opferstätte für die Heiden, bis Bonifatius dortselbst eine Kapelle gebaut und aus der Quelle die ersten Christen im Vogelsberg getauft hätte. Seit dieser Zeit soll der Berg den Namen Taufstein erhalten haben. Ein Felsen auf der Herrchenheimer Höhe, von welchem herab Bonifatius den Heiden gepredigt haben soll, heisst noch heute die Bonifaziuskanzel[1]). In andern Gegenden, wo Bonifatius nicht als Schutzheiliger verehrt wird, heissen solche Felsen oder Bergvorsprünge Kanzel, Teufelskanzel, Pfaffenstein, Predigerstein, Predigtstuhl usw., z. B. in den Sudeten und Alpen, wie überhaupt in felsigen Gegenden. Vgl. Regell a. a. O. S. 150ff.

Weitere Namen von Steinen und Felsen, deren Entstehung das Volk sich durch mehrere Sagen zu erklären sucht, sind: Bilstein, Hirschstein, Scharfenstein, Teufelstein, Venusstein, Totenstein, Riesenstein, Hünenstein u. a. m.

Bilstein oder Beilstein bezeichnet durchweg felsige Berge und findet sich allein in Hessen 20 bis 30 Mal, z. B. im Höllental am Meissner, bei Witzenhausen usw. Von den bisherigen Deutungen vermag die Grimms (DWb. 1, 1376) nicht mehr zu bestehen, der den Namen von mhd. *bil* 'Ort, wo das Wild zum Stehen gebracht und gefällt wird' ableitet. Auch die Erklärung Vilmars (Kurhess. Idiot. S. 37), der in Bilstein ein verloren gegangenes starkes Verbum *bilu, bal* usw. vermutet, das 'hervorspringen' bedeute, so dass dieser Bergname 'den hervorspringenden, steil aufsteigenden Stein' bezeichnet hätte, ist nur dem Sinne nach richtig. Wie Haas in den Fuldaer Gesch.-Blättern 1912 S. 86 hervorhebt, findet sich Bil auch allein als Bezeichnung für felsige Berge, und er ist der Ansicht, dass Bilstein ein tautologisches Kompositum ist, d. h. dass das Volk, als die ursprüngliche Bedeutung von Bil unverständlich wurde, ein erklärendes Wort hinzufügte, welches denselben Sinn ergab. Dieser Ansicht bin ich in meinem Aufsatz 'Der Name Bielefeld' (Ravensberger Blätter 1916 Nr. 5/6) entgegengetreten und habe nachgewiesen, dass *Bil* nicht 'Fels' bedeutet und nicht gleichbedeutend ist mit dem ahd. altsächs. Substantiv *Bil* 'Steinbeil', sondern auf einen alten Flurnamen ahd. *biunda*, mhd. *biunde* 'Privatgrundstück' (im Gegensatz zur Allmende) zurückzuführen ist, da Bil in Flurnamen wie Bielwiese, Bielefeld, Bilheide, Billenfeld nicht den Sinn von 'Fels, Bergkegel' haben kann. Vgl. auch meine Abhandlung 'Hessische Bergnamen, 1. Der Bilstein' (Hessenland 1917 Nr. 9/10).

Die Sage knüpft an den Bilstein, wie überhaupt an steil abfallende Felsen gern den Sprung des kühnen Ritters, der, von seinen Feinden verfolgt, den tollkühnen Ritt in den Abgrund wagt,[2]) andrerseits sieht sie in dem Bilstein, der

1) Hessler, Sagenkranz aus Hessen-Nassau, Kassel 1913 S. 254.

2) Hessler a. a. O. S. 94.

eigentlich Bildstein geheissen haben soll, ein ungeheuer grosses Götzenbild, das in alten Zeiten noch viel höher gewesen sein soll[1]). Auch als Opferstätte für einen Götzen Bill ist der Bilstein gern vom Volk gedeutet worden. Da auch auffallend hervorspringende Steine in der Ebene Bilstein genannt werden, hat man die Bilsteine wohl auch für Gerichts- oder Malstätten gehalten, wahrscheinlich irregeleitet durch den zufälligen Gleichklang mit einem älteren Wort bill 'Recht' (vgl. recht und billig, Unbill). So wenig wie bei den Namen Bilstein an ehemalige Jägdplätze zu denken ist, weil der Name auch da begegnet, wo der Wald seit alter Zeit schon verschwunden ist, wie z. B. im Feld zwischen Lohre und Felsberg oder zwischen Fritzlar und Zennern, ebensowenig können die Bilsteine wegen ihrer Lage teilweise auf den höchsten Bergesspitzen zu Gerichtsstätten geeignet gewesen sein. Bei der Herleitung des Namens Bilstein von dem alten Flurnamen *binnda* bleibt zu beachten, dass Gebirge und Höhen selten einen Gesamtnamen führen, dass bei ihrer Benennung bloss der Boden der an ihnen liegenden Gemarkungen in Betracht kommt und dass deren Bezeichnung ohne weiteres auch für die Höhe als solche gilt. Es hat daher in alter Zeit eine Höhe in der Regel mehrere Namen, welche nichts anderes sind als die Namen der einzelnen Parzellen, die an ihr unterschieden werden. Hat ein Berg einen Gesamtnamen, so findet man bei näherem Zusehen, dass derselbe ursprünglich einem einzelnen Teile, mitunter sogar einem einzelnen Punkte angehört hat. Es fallen daher die Bergnamen häufig zusammen mit den Feldnamen.

Diese grundlegende Regel ist bisher bei der Deutung von Gebirgsnamen zu wenig beachtet worden, und so erklären sich die mannigfachen Deutungsschwierigkeiten wie auch die zahlreichen schiefen Deutungen von Bergnamen mit Hilfe von Mythologie, keltischen Bestandteilen usw., während in der Regel die Erklärung viel näher und einfacher liegt.

Ähnlich wie mit Bilstein verhält es sich mit dem häufig vorkommenden Bergnamen Scharfenstein, Scharfenberg, Scharfeneck. Höchstwahrscheinlich ist auch hier der Ausgangspunkt ein alter Flurname ahd. *scara*, *schara*, mhd. *schar*, Waldanteil, Weiderecht im Walde eines andern, vgl. Grimm, DWb. 8, 2175; Buck, Obd. Flurnamenbuch S. 233; Preuss, Lipp. Flurnamen S. 128 und Schiller-Lübben, Mittelniederd. Wörterb. unter Schaar, Scheer: Weidegerechtigkeit, Weidegerechtsame; Schmeller, Bayr. Wörtb. 2, 443: die *schar*, Verrichtung oder Arbeit, zu welcher unter mehreren jeder der Reihe nach verbunden ist, S. 445 1047/48: die *wat-schar* Anteil an einem Grundstück, S. 459: *scharfeld* (Feld, das umgegraben, nicht gepflügt wird?); Vilmar, Idiotikon S. 341: „*Schar*, *Scharland* heisst das Grabeland, welches in den verlassenen und jetzt abgetragenen Festungsgräben von Ziegenhain und Giessen angelegt worden war; auch der um die Wälle und Wallgräben angelegte Weg hiess *Schär* (*Schör*), und der Wallgraben hiess *Schärgraben*. Auch anderwärts finden sich Feldplätze, welche auf der Schar benannt werden."

Nach Grimm, DWb. 8, 2176 bezeichnete *schare*, *schar* im alten Markrecht einen Teil des Markgutes, der abgeerntet werden kann, Weideland, Grasland der Mark im Gegensatz zu *boden* als bewachsenem Waldgrund. Vgl. hierzu Vilmar, Idiot. S. 347: *land scheren* die Äcker, die man besät hat, auch abernten, und Crecelius, Oberhess. Wörtb. 2, 719: die *schar* Schnitt, Ernte, Ertrag. In Ditmarsen bedeutet *scheren* geradezu: das Vieh die Weide abfressen lassen. Vgl. auch Birlinger, Wörtb. zum Volkstümlichen aus Schwaben, der den in Schwaben öfter vorkommenden Flur- und Waldnamen der *Schören* als 'kahle, steinigte, vielleicht ausgereutete Höhe, die wie abgeschoren aussieht' erklären möchte.

1 Ebd. S. 255.

Der Ausgangspunkt der Bedeutungsentwicklung dieses Flurnamens, über den ich mir näheres Eingehen vorbehalte, scheint demnach ahd. *scëran* mhd. *schërn* 'abschneiden, abmähen' zu sein, das sich mit mhd. *schern* 'teilen, abteilen, zuteilen, der Reihe nach eine Verrichtung übernehmen' vermengt hat

Dieses Wort *schär* muss sich in dem Flurnamen zu der Bedeutung verengt haben, „ein Grundstück oder Weideland, welches der Reihe nach unter gegenseitiger Ablösung abgeerntet oder bestellt wird, dann auch der Anteil an einem Grundstück auf eine bestimmte Frist". Wie in Hessen, Schwaben findet sich *Schär, Schor*, in mundartlicher Färbung auch *Scher, Schier, Scheer, Scheuer, Schauer*, in einer grossen Zahl heute unverständlich gewordener Flurbenennungen, z. B. in Nassau[1]): aufm Schor, aufm Schorn, beim Schorn, Schorstein, Schornstein, Schornberg, Schornholz, Schornstück, Schornwies, Schorzwies, Schörle, aufm Schorp, Schar, Schär, Scharbühl, Scharfeld, Scharheck, Scharwald, Scharbel, Scharbenstück, Scharrwald, Scharenberg, Scherb, Scherbelgraben, Scherbenstücker, Scherersberg, Scherersseifen, Schermerskopf, d. i. Schirmbergskopf, Schermeskraut, Schermeswies, Schern, Scherwies, Schernfurt, Schernholz, Schernwies, Scherrholz, an, in der Scheer, in Scheeren, Scheerbaum, Scheermark, Scheerstrut, Scheerstück, Scheersberg, Schier, ma. Scheer, Schierdrisch, Schiersgrube, Schiersheck, Schiessbach, Schiessberg, Schiessbusch, Schiesseck, Schiessgarten, Schiessgraben, Schiesskopf, in der Schürr, vielleicht auch Scheuer, Schauer, Scheuerberg, Scheuerholz, Scheuernberg, Scheuernfeld, Scheuerngarten usw., in Lippe[2]: Schaar, Schaar- und Scharrbrede, Schambrede, (=Scharenbrede), Schaumbusch, 1721 Schombusch, Schambusch (Schoren-, Scharenbusch), Scherenkrug, Scheurenbusch, Schiere, 1721 die Schiering, Schierenberg, 1721 Scherenberg, Scherenbrede, Schierenegge, die Schierenecken, die Schieren- und die Schiedernbirken, der Schiersgrund, der Schoren, (Gehölz bei Detmold), 1384 der Schoer, 1650 Schorren; der Schore und die Scharen, 1721 die Scheuring, die Scheuring, 1721 die Schüring, Schiering, Schörung, Schorenkamp, Schorbke, Schorbeke, Schurbusch, Schürenbusch, das Schürfeld, die Schürstelle usw. thüringisch[3]) bie dem schar an dem anspan 1450, heute Schierwiese, ma. Schiersweasen, Gem. Emleben (Amt Gotha) und ebenda das Schar, ma. 's Schaer, Gemeinderied westlich vom Dorf usw.

Dieser weitverbreitete Flurname wurde später unter veränderten Wirtschaftsverhältnissen unverständlich und daher vielfach mit gleichlautenden Wörtern vermengt, insbesondere mit ahd. *scorro, scarro*, mhd. *schorre, schor*, Gen. *des schorren, des schorn* 'hervorragender, schroffer Fels, Felszacke', vgl. *scerrën*, mhd. *schorren, scharren* 'ragen, aufragen, emporragen' (von schroffen Felsen, hervorstehenden Knochen), vgl. Schade, Altd. Wtb. 2. 802. Neben *scorro, scorrâ* finden sich die ahd. Nebenformen *scarra, scerra* 'Fels', vgl Buck aaO. S. 233: iuxta scarram 1290. *Scarra* in Bergnamen wurde an den Begriff 'scharf' volksetymologisch angelehnt wegen der eigentümlichen, scharfzackigen Felsgebilde oder des scharf abfallenden Geländes (vgl. ital. *scarpa* 'scharf abfallender Boden, Böschung', frz. *escarpe* 'Böschung', *escarper* 'senkrecht abschneiden') mancher Berge. So konnte wohl aus einem Scarren-berg oder Scarrenstein durch Volksetymologie ein Scarfenberg oder Scarfenstein werden. Wahrscheinlich ging die Umdeutung zu Scharfenberg und Scharfenstein von solchen Flurnamen aus, die bereits mit feld, bühel und ähnlichen Wörtern zusammengesetzt waren und durch den Zusatz berg, stein, eck verdeutlicht wurden. So konnte ein Flurname Scar-feld

1) Kehrein, Nassauisches Namenbuch S. 538. 540. 541. 547.
2) Preuss, Lippische Flurnamen S. 128. 130. 134. 136
3) Gerbing, Flurnamen des Herzogtums Gotha S. 68.

durch den Zusatz von berg zu Scarfeldberg, Scarfelberg bzw. Scarfenberg und dann zu Scharfenberg umgestaltet werden oder Scar-bühel-stein zu Scar-bel-stein, Scarbenstein zusammengezogen und dann zu Scarpenstein oder Scharfenstein umgedeutet werden.

Da von der Natur merkwürdig geformte Steingebilde den Naturmenschen in der Einsamkeit bei eigenartiger Beleuchtung oder aus dem Dunkel der Nacht aufragend wie Menschen erscheinen und eine heilige Scheu erwecken, zugleich die Volksphantasie mächtig anregen, ergab sich leicht die Anregung zu allerhand Sagen, wie in Hessen die vom Scharfenstein bei Gudensberg nahe der Frankfurter Landstrasse, ein hoher kahler Basaltfelsen, in welchem sich eine schöne Jungfrau mit allerhand kostbaren Schätzen befindet, die alle sieben Jahre das dunkle Felsengrab verlässt, um an das Tageslicht zu treten[1]).

Ähnlicher Umdeutung verdanken ihr Entstehen die Namen Riesenstein und Hünenstein. So hiess der hohe schmale Felsblock, der früher von dem hessischen Dorfe Grossenritte bei Kassel aus der Erde aufragte und 1911 von dem Besitzer des Grundstücks eingegraben wurde, eigentlich der Riesstein. Nach Buck a.a.O. S. 217 gehen hier mehrere Wörter ineinander über, vgl. mhd. *rise*, *rise* 'steiler Abhang, Rinne an einem Berge', oberschwäb. steinrusse, steinrüsse, steinrise an Stellen, wo lose Steine vom Berge rutschen, ferner bayr. die Reisen und die Risen (Schmeller 2, 147), schweiz das Ries, die Riesi (Stalder 2, 276). Vgl. auch die nass. Gemarkungsnamen Reisberg, Reisbruch, Reiswies, ma. Rösswies, Resswies, Riss- oder Riesbach, Rissbirnbaum, Risselstein usw. Aus einem solchen Riesstein, der 'losgerissener, abgerutschter, einzeln für sich stehender Felsblock' bedeutet, hat das Volk einen Riesenstein gemacht und daran Sagen von den Riesen, Vertretern eines Germanenstammes von übermenschlicher Grösse und unbändiger Kraft, geknüpft, welche Steine von mächtiger Grösse auf weite Entfernungen schleuderten[2]). So erzählen die Bauern von dem Riesenstein bei Grossenritte, ein Riese habe ihn vom Hirschstein bei Elgershausen losgerissen, um damit den Kirchturm von Altenbauna zu zerschmettern, aber der Stein sei ihm zu früh aus der Hand gerutscht und bei Grossenritte ins Ackerland gefallen[3]). Diese Riesensagen wurden später vom Volk in Teufelssagen umgewandelt, und so erklären sich wohl die zahlreichen Teufelssteine, von welchen sicherlich eine ganze Reihe nichts anderes als Tuff- oder Taufsteine d. h. mit Moos überwachsene Steine sein dürften.

Auch die Hünensteine erklären sich ähnlich wie die Riesensteine durch Umdeutung aus Hünstein von ahd. *hôh* 'hoch' und Vermengung mit lautähnlichen Wörtern, die dem Volksbewusstsein entschwunden waren und daher mit den Hünen (Riesen) in Verbindung gebracht wurden. Vgl. dazu Hoops, Hünen und Hunnen. Germanist. Abhandl., Hermann Paul dargebracht, 1902 S. 178; Paul u. Braunes Beitr. 30, 328; Helm, Hess. Bl. f. Volksk. 2, 83ff. und meine Ausführungen über den Namen Hunsrück im Hessenland 1912 S. 347ff.; Hess. Bl. f. Volksk. 1912 S. 225ff.; Zeitschrift des Vereins f. rhein.-westfäl. Volksk. 1914 S. 93ff.; Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 24, 374ff. Die Hünsteine können auch, soweit sie nicht identisch sind mit Hünenburg, Hünenkopf (jetzt meist entstellt zu Hühnerkopf) u. ä., ursprünglich sog. Hundssteine (vgl. Hundsgraben) d. h. Steine, die zur Verschanzung einer Hundsburg oder Hünenburg dienten, oder Grenzsteine zur Einfriedigung eines Hundsrückgebietes gewesen sein. Die

1) Hessler a. a. O. S. 12.
2) Böckel a. a. O. S. 29ff.
3) Hessler a. a. O. S. 35.

Hünensagen ähneln daher auffallend den Riesensagen, da man auch in ihnen die Verkörperung von etwas Übermächtigem, Gewaltigem sah, wie die Vermengung der Hünen mit den Hunnen beweist. Die Sage von den Hünen auf der Hünenburg über dem Dorfe Hohenrode im Schaumburgischen[1]) gleicht bis auf die Namen der oben erwähnten Sage von dem Riesenstein bei Grossenritte.

An die Hirschsteine, auch Hirz- oder Herzsteine genannt, knüpft sich gern die Sage von einer in eine Hirschkuh verwandelten Prinzessin, wie z. B. an den in schroffen Felswänden abfallenden Hirzstein[2]) im Habichtswald mit Spuren ehemaliger Befestigungsanlage. Da ahd. *hiruz*, mhd. *hirz*, ma. *hirs*, *hirz*, *herz*, *hersch* dem hochd. 'Hirsch' entspricht, ergab sich die Umdeutung von Hirs- oder Hirzstein in Hirschstein und im Anschluss daran die sagenhafte Ausschmückung. In Hirzstein dürfen wir das uralte Wort *hurt* (vgl. Graff, Ahd. Sprachschatz 4, 1026. 5, 753) Trift, Bergwald, Bergweide, Waldweide, ein spezifisch fränkisches Wort, wittern, welches immer eine Gemeinweide für ein Dorf, in der Regel für eine mehrere Dörfer umfassende Hirtengenossenschaft bezeichnet.

Als mit der Aufteilung und Aufforstung der Gemeinweiden die Erinnerung an die ehemaligen Weideverhältnisse bis auf die letzten Spuren verschwand, suchte man für die alte Bezeichnung, die als letzter unverstandener Zeuge einer andern Zeit noch übrig geblieben war, nach andern Erklärungen, um den dürftigen Inhalt, den der Wortsinn ergab, durch willkürliche Umdeutungen zu bereichern. So wurde das alte *hart*, umgelautet *hert*, in *härts*, *härz*, *herz* umgedeutet, z. B. das Härtsfeld, welches 1314 noch das Hertvelt heisst (Buck a. a. O. S. 102). Ebenso erklärt sich die Flurbezeichnung Hersfeldergrund bei Nentershausen (Bz. Kassel), die Anlass zu einer geschichtlichen Sage aus dem Siebenjährigen Krieg geliefert hat, wobei die Bewohner der Stadt Hersfeld beteiligt gewesen sein sollen[3]). Von *herz* schritt die Umdeutung infolge vermeintlicher Dialektübertragung weiter zu *hirz*, *hirsch*, nicht selten auch, unter dunkler Erinnerung an die ehemaligen Wirtschaftsverhältnisse, zu *hirt*, *hirte*, zuweilen unter Vermengung mit *hirz*. So erklären sich viele Hirtsbrunnen, Hirtengassen, Hirtwege und Hertwege, die wohl auch zu Heerwegen wurden. Der modern klingende Name Heerstrasse ist oft eine uralte Weidenstrasse (Triebweg zur Weide für das Vieh), ähnlich wie Rennweg, Rennstieg, Weinstrasse usw. Ein moderner Hirtenberg in der thüringischen Flur Elgersburg, Amtsgerichtsbezirk Liebenstein, heisst im Volksmund noch Hartebargk[4]), aus einer hessischen Flurbezeichnung Hirzessprung in der Gemarkung Felsberg, wie sie sich im alten Kataster findet, wurde bei der Verkoppelung in den 80er Jahren Hirtensprung usw.[5]).

Ganz ähnlich verhält es sich mit Namen wie Totenstein[6]), Totemannstein[6]), Räuberstein[7]), Goltstein, Hessenstein, Opferstein, Fürstenstein, Drachenstein, Venusstein[8]), Höllenstein u. a. m., welche in den seltensten Fällen mit den Vor-

1) Hessler a. a. O. S. 199, vgl. ebd. die Sage von den Hünen vom Deister- und Bückeberg.

2) Hessler a. a. O. S. 44ff.

3) Der Name der Stadt Hersfeld ist dagegen aus Hairulfesfelt zu deuten.

4) Gerbing, Die Flurnamen des Herzogtums Gotha, Jena 1910, S. 194.

5) Nach einer Mitteilung des Herrn Prof. Fenge in Potsdam.

6) Z. B. am östl. Eingang zum Meissner bei Abterode, ein anfragender Fels mit der Gestalt eines Bären, vgl. meine Ausführungen in Ztsch. f. d. deutschen Unterricht 26, 904 ff.

7) Vgl. Gerbing a. a. O. S. 493.

8) Ein zerklüfteter Felsblock auf dem grossen Feldberg im Taunus, heute Brunhildenstein oder Teufelskanzel genannt. Vgl. dazu meine Ausführungen über Venusberg oben 24, 394.

stellungen, welche unser naives Sprachempfinden damit verbindet, etwas zu tun haben, vielmehr, als ihr ursprünglicher Sinn verloren ging, vom Volk umgestaltet und mit sagenhaften Ausschmückungen versehen worden sind.

Neben merkwürdigen Stein- und Felsgebilden regten altehrwürdige, kronenreiche Bäume die Phantasie der Naturmenschen an. Insbesondere gelten Linden, Eichen, Buchen, Birnbäume als geweihte Bäume. Hohe, mächtige Linden wurden als Andachtsstätten aufgesucht, alte, knorrige Eichen waren dem Gotte Donar geweiht.

Bekannt ist die Sage von der Donareiche bei Geismar, die vermutlich ursprünglich nichts mit dem Namen des Gottes Donar zu tun hat, sondern ebenso wie die Donnerberge, Donnerhauks, Donnerhaine, Donnerwiesen, Donnerswäldchen usw. andern Ursprungs ist. Nach Buck aaO. S. 48 nannte man Donnereichen auch die Grenzzeichen. Vgl. ebd. Donnerlöcher (14. Jh.), Donnergrub (15. Jh.). Es ist wahrscheinlich, dass in Donareiche, Donnereiche eine Zusammenziehung eines Kompositums enthalten ist, etwa Dorn- oder Durnberg, Dörnberg, älter Dorinberg. Hieraus wurde, ähnlich wie Weibergrund aus Weinberggrund, durch Assimilation Donnberg, ma. Donnerich, Donnerch, Donner. Vgl. dazu Flurnamen wie Silber, Silbertal aus Silberg, Silberich, Silbergtal u. ä. Es würde also Donnereiche aus Dornbergeiche zu deuten sein zu einer unbekannten Wurzel *durn, dorn*, die wir in zahlreichen Flurnamen[1]) am, beim Dorn, die Dörn, Dorn (Pl.), Dornacker, Dornbach, Dornberg, Domburg, Dornbusch, Dorndriesch, Derneich, Dornfeldchen, Dorngraben, Dornhahn, Dornheck, Dornstrut, Dornwies, Dornstück, Dörnberg, Dörnhof, Dörntal, Dörnebusch, Dörnehohl, Dörnernbusch, Dornsbach, Dornswies, Dörnigwies, Dörnchen, Dörncheswies u. a. m., wahrscheinlich auch in den hessischen Ortsnamen Dörnberg bei Kassel (1074 Thurinkiberge), Dörnhagen (1253 Durhain, 1414 zum Dorrenhagen, 1425 Dornhain), Dornhain, Wüstung bei Eschwege (1492 Dornhain), Dörnholzhausen bei Frankenberg, Dörnbach, Dernbach u. ä. wiederfinden. Vgl. ferner vorm Dornberge (1521), ma. Därebârgk, andrerseits am Dörrenberg (1584), ma. om Därebârgk in der Gemarkung Hartershausen, Grafschaft Schlitz, und Haas in den Fuld. Gesch.-Bl. 1911, 178, welcher Dörnberg aus Degerenberg zu got. *digrs*, ahd. *tegar*, mhd. *deger*, 'dick, stark' erklärt, ohne dass diese Annahme hinreichend begründet ist, wie aus den oben angeführten zahlreichen Belegen hervorgeht. Auch im Niederdeutschen scheint die Wurzel *duru, dorn, dörn* bekannt gewesen zu sein, vgl. die lippischen Ortsnamen[2]) Dörenschlucht, Dörenkrug, Dörenberg, Doerland, Döringsfeld, Dören (Pl.), bezw. Hellendören, Spissendören, Leffendören, 'vielfach dornige Flächen'. Die nicht mehr bestehende Donnermühle bei Blomberg soll ihren Namen davon haben, dass sie nur nach Gewitterregen hinreichendes Wasser gehabt habe (!).

Gewisse alte Bäume galten bei den Germanen als Verkünder der Zukunft. So ist die Sage vom dürren Baum bekannt, der mit dem nahenden Sieg und Frieden wieder zu blühen beginnt[3]). Ein prophetischer Birnbaum befand sich nahe am Untersberg bei Salzburg[3]), bei Süderheistede (Ditmarschen) eine Linde, der Wunderbaum genannt, der verwelkte, als Ditmarschen seine Freiheit verlor[3]). Sie gelten wie die

1 Kehrein, Nassauisches Namenbuch S. 371.
2) Preuss, Die lippischen Flurnamen S. 40 ff.
3) Böckel a. a. O. S. 85.

Hungerbrunnen, Hungerbäume, Hungerbuchen und Hungereichen, die sich oft in der Nähe oder über den Hungerbrunnen befinden, als Verkünder von Teuerung und Hungersnot bei den Dorfbewohnern.

In den 'Beiträgen zur volkstümlichen Namenkunde' 1. Hungerbrunnen, Honigbaum und Verwandtes (oben 24, 273 ff.) habe ich die Entstehung dieser Sage auf ein unverständlich gewordenes uraltes Maskulinum got. *undaurus*, ahd. *untarn*, mhd. *untern* 'der Mittag, die Mittagszeit' zurückgeführt. Vgl. Graff, Ahd. Sprachschatz 1, 385; Schade, Altd. Wtb. 2, 1051; Vilmar, Idiot. S. 423; Crecelius, Oberhess. Wtb. S. 841/42; Pfister, Nachtr. zu Vilmars Idiot. S. 307/08; Kehrein, Volkssprache in Nassau 1, 417; Schoof, Hess. Bl. für Volksk. 1912 S. 112; Schmeller, Bayer. Wtb. 1, 116. Hierzu gibt es ein Verbum *untarôn* (vom Rindvieh auf der Weide) sich in den Mittagsstunden niederlegen und Rast machen; *der unter* oder *unner*, *unner* bezeichnet nicht nur die Zeit, sondern auch den Platz, wo der Hirte mit seinem Vieh um Mittagszeit ausruht. Da nun in der Mundart nt vielfach zu ng wird, wurde aus einem Unter(n)berg im Volksmund ein Unger(n)berg und aus einem Unter(n)baum, d. h. einem alten, kronenreichen Baum, in dessen Schatten die Viehherde Mittagsrast hielt, ein Unger(n)baum und hieraus später bei veränderten Bodenverhältnissen durch Volksetymologie Hungerberg, Hungerbaum. Da die Ruheplätze sich meist in der Nähe einer Quelle oder eines Baches befanden, so wurde ein Unterborn oder Unterbach, d. h. ein Bach oder Born, der sich auf der Unger befand, später, als man den Namen nicht mehr verstand, zu einem Hungerborn oder Hungerbach umgedeutet. So erklären sich zahlreiche, heute unverständlich gewordene Flurnamen, z. B. in Thüringen Hungerborn[1]), Hungerhaugk[1]), Unterberg, 1589 Ungerberg, ma. Öngerbägk usw., in Nassau[2]) Hungerbach, Hungerberg, Hungerborn, Hungerbrunnen, Hungerfeld, Hungergewann, Hungerscheid usw., in Hessen Hungerberg bei Caldern, Wabern, Niederaula, Rossbach (Kr. Hünfeld), Hungerbach bei Sielen, Hungergraben bei Halsdorf, Hundergraben bei Rossdorf, Hungertal bei Münchhausen und bei Todenhausen (Kr. Marburg), Hungerbreide (1551) bei Vockerhagen), in Oberdeutschland[3]) Hungerberg (14. Jh.), Hungerich (14. Jh.), Hungerbom (1446), Hungerbach (1576), Hungerbühl (1599), Hungerstall (1344) usw. Vgl. auch die Hungerburg über Innsbruck. Nach Buck a. a. O. S. 119 stammt das Wort Hunger in 'vielen Flurnamen' von einer alten Gepflogenheit der Hirten, das Vieh zu gewissen Zeiten in einen eingezäunten Ort zusammenzutreiben, den man Hungerplatz hiess, angeblich so, weil das Vieh hier nichts zu fressen bekam. 'So müssen die vielen Hungerbühle, Hungerbäume verstanden werden, und so verstehen es die Hirten in Oberschwaben jetzt noch'. Er bemerkt, dass die Hungerberge häufig bei den alten Weidegründen liegen. So kommt Buck um eines Haares Breite der Lösung des Rätsels nahe, wenn er auch bis zu dem eigentlichen Kernpunkt der Frage nicht vorgedrungen ist.

So ist auch der Name des sagenumwobenen Untersbergs bei Salzburg von altd. *untarn* herzuleiten, der im 16. Jh. neben Underberg auch als Wunderberg vorkommt, ein Beweis, wie früh der Name des Berges und seine einstige Bedeutung als Weideplatz dem Volksbewusstsein entschwunden ist. Wenn Much in der Zeitschrift für deutsches Altertum 47, 71 die alte Form Unternsberg, welche deutlich

1) Gerbing a. a. O. S. 553. 549. 573. Die Behauptung Schades a. a. O. S. 1051, dass dies Wort in Thüringen und im eigentlichen Hessen unbekannt, trifft demnach nicht zu.

2) Kehrein a. a. O. S. 464.

3) Heilig, Flurbenennungen aus Baden. Ztsch. f. dtsch. Mundarten 1906, 1907, 1908.

auf *untarôn*, *untern* hinweist, als mons inferni deutet, so muss dem widersprochen werden. Denn eine derartige Auslegung kommt über die volksmässige Auffassung nicht hinaus, welche unter Einwirkung des lautlichen Gleichklangs (unter) und der in den Berg führenden unterirdischen Gänge und Höhlen einen Totenberg daraus macht. Vgl. dazu Böckel a. a. O. S. 67; Grimm, DMyth. S. 536.

Wie aus einem Untern- bezw. Unterberg ein Wunderberg gemacht wurde, so konnte aus einem Unter(n)baum, d. h. einem Baum, unter welchem das Vieh Mittagsrast hielt, ein Wunderbaum werden, da man in alten Bäumen eine geheimnisvolle Kraft sah und in dem Bauminnern den Aufenthaltsort eines Gottes vermutete (vgl. die Donareiche in Hessen). Die Sage schreibt daher solchen Wunderbäumen prophetische Gabe zu, wie dem alten Birnbaum am nahen Untersberg bei Salzburg (vgl. Böckel a. a. O. S. 85) und der Linde bei Süderheistede in Ditmarschen.

Die Auffassung des Naturmenschen lässt dem Baum auch eine befruchtende, lebenspendende Wirkung zuteil werden, wie sie andererseits in ihm den Verkünder von Elend und Not sieht. So erscheint neben Hungerbaum auch die Benennung Honigbaum, die aus demselben Vorstellungskreis herausgewachsen ist wie Wunderbaum, Wunderbuche.

1586 heisst es in dem hessischen Saalbuch von Blankenstein uff dem Honnigbaum, 1584 findet sich in einem Kataster der Grafschaft Schlitz offm Honigacker. Ähnlich finden sich in Hessen: Honigwiesengrund bei Elnhausen, Honigbettchen (Hungbettchen) bei Wolfshausen, der Honigacker bei Bürgeln, der Honiggrund im Honigbach bei Rosental, der Honigbeerengarten bei Allendorf (Kr. Kirchhain), das Honigholz bei Balhorn, der Honigberg bei Hoheneiche usw., in Nassau[1]: Honigbaum, Honigberg, Honigbirnbaum (= Honigbergbaum), Honigborn, Honigfeld, Honiggarten, Honiggewann, Honigheck, Honigrück, Honigstück, Honigwies, vor Honig usw. Buck kennt einen Forstort Hönig und ist geneigt, ihn mit Hongen, Hungen 'abgestandene Bäume' in Beziehung zu setzen. Ich glaube, dass Hönig, Honig nichts anderes als eine dialektische Form für Hungerberg ist. Ähnlich wie Donner(berg) aus *Dornberg, Dornberich, Dörnig bezw. Donnerich, Donnerch, so dürfte Honig aus Hungerberg, Hungerberich, Hungerich[2]), Hunich, Hünich. Hönig mit totaler Dissimilation und volksetymologischer Anlehnung an nhd. 'Honig' entstanden sein, wobei die Beziehung auf gutgedüngten Boden mitgespielt haben mag, denn *untern*[3]) (*nunern*, *onnern*) findet sich transitiv auch in dem Sinne 'mit dem Miste, welchen die Schafe während ihrer Mittagsruhe zurücklassen, den Boden düngen' und die *unter* (*onner*) bezeichnet nicht nur die Mittagsruhe einer Schafherde, sondern auch den Dung von der Mittagsruhe einer Schafherde. Zur lautlichen Entwicklung vgl. den Bergnamen König, Altkönig und meine Ausführungen in der Zeitschr. f. d. dtsch. Unterricht 1914 S. 499 ff.

Wie Honigbaum und Hungerbaum wahrscheinlich identisch sind und ihren Ursprung auf germanische Wirtschaftsverhältnisse (Weidewirtschaft) zurückführen, ähnlich verhält es sich mit dem seltsamen Namen Königsbaum und Kinderbaum.

1) Kehrein a. a. O. S. 461.

2) Daher der Flurname Hungrig, meist zusammengesetzt wie Hungrig(er) Wolf.

3) Vielfach zu Hunnert, Hundert umgedeutet, z. B. in Thüringen hundert acker, vgl. Kehrein a. a. O. S. 464. Mit dem Begriff der Hundertschaften hat vielfach Kontamination stattgefunden.

In dem eben erwähnten Aufsatz über den Namen Altkönig habe ich mich ausführlich über den Zusammenhang zwischen König und Kind in Flurnamen verbreitet. Neben ahd. *kuo* 'Kuh' scheint noch eine Nebenform *kun* mit den dialektischen Nebenformen *kon*, *kin*, *kien*, *kün* bestanden zu haben. Vgl. Graff, Ahd. Sprachschatz 5, 752: *chunes-velt* und *kune-stat*. Buck aaO. S. 148 verzeichnet Cunloch, Conloch, Kuenloch (16. Jh.), im Kunstall (1564), und in einer Urkunde von 1429 heisst es: „Die 53 Kühberg an Breitenfeld und 100 Künberg in Preitenfeld . . ., auch die 53 Kuenberg usw." So erklären sich wahrscheinlich, falls nicht ein verschollener Wortstamm zugrunde liegt, thüringische Namen[1]) wie der Kienberg (1259 Kynberg, Kinberg, 1325 Kynberg), am Kienberg, das Kiesbergsfeld, ma. Kiesbärgk, Cumbach (1111 Chünbach, 1206 Cumbach), hessische wie Kühnbach, Hof bei Hersfeld (1335 Kunebach), Kienborn, Kineiche, die Kühn (Wald) und das Kühnfeld, und nassauische wie Kuhnewald, Kühnstück, ma. Kinnstück, Kühner, Kühnwies, Kühnedriesch, Kühnerberg usw.

Da für Kühnstück mundartlich Kinnstück vorkommt, neben Kien sich auch Kin findet (Kinberg, Kineiche, Kinngrube), die Erinnerung aber an die einstmalige Bedeutung dieser Namen im Volke erloschen war, suchte es dem unverständlichen Wort Kinberg einen neuen Inhalt zu geben. So wurde aus Kienberg ein Kindberg, Kindsberg, Kindelberg oder Kinderberg[2]), in dem der lautliche Gleichklang von mundartlichem Kinn (Kinder) einen neuen Vorstellungskreis schuf und den alten unverständlich gewordenen Namen von dem Boden, auf welchem er erwuchs, ganz loslöste.

Nicht anders erging es einem Kühunnerbaum, d. h. einem alten, weitverzweigten Baum, der dazu bestimmt war, den unter ihm ruhenden Kühen Schatten zur Mittagszeit zu spenden, indem er in einen Kinner- oder Kinderbaum umgestaltet wurde. Nach Buck aaO. S. 21 standen solche Kinderbäume ebenso wie die Schicksalsbäume und die heiligen Bäume an der Mark, waren also Grenz- oder Orientierungsbäume bei der Begehung der Markgrenzen. Flugs ist die Sage bei der Hand, dem Namen einen ausschmückenden Inhalt zu geben. So befindet sich ein Kinderbaum im Bauernforst am Wege von Knesebeck nach Boizenhagen (Provinz Hannover), ein verkümmerter, aber sehr alter Baum mit einem Stamm von 1,20 m und Scheitelhöhe von etwa 15 m. Der Sage nach soll hier ein Kind, das nach Knesebeck zur Taufe gefahren wurde, vom Wagen gefallen sein. Erst in der Kirche wurde es vermisst[3]). Die Kinderbäume nehmen also die Bedeutung der Schicksalsbäume (vgl. unten Hexenbäumchen, Hexenlinde, Unholdenbaum, ungeheure Eiche) an.

Wie Honigbaum aus Hungerbergbaum, ist Königsbaum (oder Königseiche) meist älterer Herkunft und vielleicht ganz ähnlich aus Künnich, Kinnich, Könnig[4]) entstanden. Bei der Umbildung zu 'König' blieb die Erhabenheit und das Majestätische solcher alten Bäume nicht ohne Einfluss, da das Erhabene unwillkürlich zu einem Vergleich mit einem König herausfordert, während in Wirk-

1) Gerbing a. a. O. S. 351. 498 Anmerk. u. ö.

2) Hier kann auch Zusammenziehung aus Kühunner, Kühunnerberg (Berg, wo die Kühe ruhen) vorliegen.

3) Vgl. Forstbotanisches Merkbuch. Nachweis der beachtenswerten Bäume, Sträucher und Bestände im Königreich Preussen. Hannover 1907 S. 147.

4) Vgl. Ztsch. f. d. dtsch. Unterricht 1914 S. 508 und Bildungen wie der Herbergsrain, ma. Herwichsrai, 1584 im Herrbich, ma. of de Hervich, offiziell auf der Herberg (Hotz, Flurnamen d. Grafschaft Schlitz S. 31).

lichkeit solche Bäume in alter Zeit auf den Weidegründen gepflanzt wurden, um dem lagernden Vieh Schatten für die Mittagsruhe zu gewähren. Ein solcher Baum ist die Königseiche bei Brückenau, die über 1000 Jahre alt ist, deren Äste sich 15 m weit ausbreiten und einen Schatten von 30 m geben[1]). Die Sage lässt gern berühmte Könige unter solchen Bäumen Versammlungen oder Gericht abhalten, wozu sie sich auch vorzüglich geeignet haben mögen.

Dem uralten Volksglauben, dass Bäume übernatürliche Kräfte besitzen, entspricht es, wenn ihnen eine zauberische oder dämonische Gabe beigelegt wird. Hierher gehört neben der schon oben erwähnten Sage von dem Kinderbaum die Sage von den Hexenbäumen, Hexenlinden, Wandereichen (wo es 'wanert'), ungeheuren Eichen, Weiberbäumen, unholden Bäumen usw.

Buck a. a. O. erwähnt, dass das Wort Hexe in Flurnamen vor dem 16. Jahrhundert überhaupt nicht zu treffen ist. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass der Begriff erst später vom Volk eingedeutet worden ist, als man das ursprüngliche Wort nicht mehr verstand, das durch seinen lautlichen Gleichklang daran erinnert. Buck a. a. O. führt einen Flurnamen Hechsenacker aus 1156 an, welcher 983 Haesenacker, 1028 Hasinacker, 1062 Haissenacker, 1095 Hahsinacker, 1129 Hassinacker lautet, eine thüringische Flur Hasenwinkel[2]), welche im Volksmund Hosewinkel heisst, ist 1594 als Hassenwinkel bezeugt, eine andere Hesswinkel heisst im Volksmund Hässwinkel, vgl. hierzu aus Hessen der Heisswinkel, Gemarkung Friebertshausen (Blankensteiner Saalbuch von 1586), am Heissenstein, Gemarkung Ulfen (Sontraer Saalbuch von 1538), im Hessbecken, Gemarkung Veckerhagen (Gieselwerdersches Saalbuch von 1551) und häufig vorkommende Flurnamen wie Hasenwinkel, am Hasenlauf, Hasenstock, auf dem Hasengarten, Hessengrund, Hessenkuppel, Hessenspitze, Hessenkuppe, Hessenhagen, Hessenweg, Hesslar, Hessenstein, Hessenwald (z. B. bei Saarburg), Hessenliede, Hessenborn, Hessengraben, Hessenmark, Hessenrod bzw. Hessenrode, Hessental, Hessendell, am Hessen, aufm Hess. im Has, im Hasen, Hasenacker, Hasenbäumchen, Hasenberg usw. Wahrscheinlich gehen hier mehrere Wörter ineinander über, welchen ein heut verschollenes *Ass Ess* 'Weide, Weideplatz' zugrunde liegt. Daher die Umdeutung zu 'Hase' und 'Hesse' (vgl. das Haselthal 1612, welches 1640 das Hesseltal genannt wird, Gerbing a. a. O. S. 446), die darauf schliessen lässt, dass das Wort schon früh nicht mehr verstanden wurde. Von 'Hesse' muss dann die Umdeutung zu Hexe weiter fortgeschritten sein[3]): Hexdell, Hexenberg, Hexengründchen, Hexenkippel, Hexenkirchhof, Hexenplatz, Hexenrain, Hexentanz, Hexentisch, Hexenwies usw. Ein uralter Birnbaum auf der Weidenhöhe, nördlich vom thüringischen Dorf Haina (Amtsgerichtsbezirk Friedrichswerth) hiess das Hexenbäumchen. Dort sollte es nicht geheuer sein. Die Kinder fürchteten sich vorbeizugehen. Nach der Separation wurde er gefällt[4]). Eine Hexeneiche oder Teufelseiche in der thür. Flur Volkenroda (Amtsgerichtsbezirk Tonna), ein mächtiger Baum, stand auf dem Pfingstrasen. Der letzte Stumpf soll 1871 vom Blitz zerstört worden sein[5]). In dem Forstort Lindenwand soll vor uralten

1) Oesterwitz, Führer durch den Vogelsberg und die Rhön S. 10.
2) Gerbing a. a. O. S. 258.
3) Kehrein a. a. O. S. 450.
4) Gerbing a. a. O. S. 16 Anm. 25
5) Ebd. S. 396.

Zeiten eine Hexenlinde gestanden haben. Zur 'Walper' ziehen noch heute Burschen und Mädchen hinauf und feiern da[1]).

Nach Buck a. a. O. S. 109 findet sich Hexe in einer Menge Namen, wie Hexenbirnbaum, Hexentännele, Hexenwäldle, Hexenbühl usw. Ob darin ein altes Ess, Essen 'Weide, Weideplatz', vgl. Kuhessen 'Weidegerechtsame, Weideplatz', enthalten ist (Buck a. a. O. S. 61), das zu Hessen, Hexen umgedeutet wurde, lässt sich mangels urkundlicher Belege nur vermuten, nicht beweisen. Tatsache ist nur, dass dieses Wort Ess, Essen zahlreiche Umdeutungen erfahren hat, namentlich infolge seiner Vermengung mit Esch (bebaute Flur). Espe (Espe), Esche (Eschenbaum), u. ä. Zu der vermuteten Umdeutung Essen zu Hexen würde der Name des obenerwähnten Hexenbaumes auf der Weidenhöhe des Dorfes Haina wie der Hexeneiche auf dem Pfingstrasen[2]) von Volkenroda einen Anhaltspunkt bieten, und es liegt der Schluss nahe, dass die Hexenbäume alte Weidenbäume zum Lagern für die Viehherden gewesen sind und dieselbe Bedeutung gehabt haben wie die Hunger-, Honig- und Königsbäume.

Nach Buck a. a. O. S. 110 wurde früher statt Hexe Unhold in Flurnamen gebraucht, aber selten, so 1420 an dem Unholdenbaum. Ob hier eine Umdeutung aus Un-holl, Un-höll[3]), Un-hell mit seinen Nebenformen Un-holde, Un-hälde, Un-hölde, Un-helde vorliegt oder aus Unholz 'am Stamme dürr gewordenes Holz, verdorrter Baum' (vgl. auch Ur-holz Buck a. a O. S. 286: 1193 arbores non fructiferae vulgo urhulze), vermag ich nicht zu entscheiden. Die Unholdinnen, die bei Nacht durch die Luft fahren, heissen in älteren Urkunden des 9. bis 15. Jahrhunderts die wilden Weiber (domus wildero wibo = Hexenhaus, Buck a. a. O. S. 296). Es ist möglich, dass der in der Sage vorkommende Weiberbaum einer Umdeutung aus Weinberg-baum, d h Weidenberg-baum entsprungen. Vgl. Buck a. a. O. S. 297: bi dem Winbirboam (1586) und meine Deutung von Flurnamen wie Weiber-wand, Weiber-rain, Weiber-wies, Weiber-gärten, Weibelwies, Weibrich, ma. Weiwerch, aufm Weibern oben 24, 272 ff. Kehrein a. a. O. S. 600 verzeichnet auch Flurnamen wie Wildweiberhäuschen, Wildweiberhöhle, Wildweiberlei usw. Nach Buck sind Namen wie Weibertreu, Weibeslist von der Sage erfunden. Es würde demnach Weiberbaum derselben Gruppe von Namen angehören wie Hexenbaum, Hunger-, Honig-, Königs-, Kinderbaum.

Auch Namen wie ungeheure Eiche — eine solche stand im 16. Jahrh. bei Hombressen im Reinhardswald — fasst das Volk weniger im Sinne von 'mächtig, ungewöhnlich gross' auf als im Sinne des mhd. *ungehiure* 'fremdartig, unheimlich, nicht recht geheuer'. Vgl. Vilmar, Idiot. S. 424. Wir haben es hier ähnlich wie bei dem Flurnamen Ungedanken[4]) mit einer volksetymologischen Umdeutung zu tun. So heisst ein enges Tal auf der Nordseite des Rennsteigs zwischen steil abfallenden Felsen der Ungeheure Grund, 1505 der ungeheurgrunth, 1510 der ungehenger grunth, 1512 der ungehüren grund, 1557 der ungeheuerte grund, 1587 ungeheure grund, im Volksmund aber der ungehirm ground[5]), ebenso dort ein Ungeheurer Grund, der im Volksmund der Ungehurend Groind heisst, und im

1) Ebd. S. 548 Anm. 5.

2) Die Pfingstrasen, Pfingstweiden oder Pfingstgehege waren Gemeindeland und lagen in der Regel vor dem Ort; darum wurden sie später meist als Festwiese oder Pfingstwiese benutzt. Vgl. Buck a. a. O. S. 204; Arnold, Ansiedlungen und Wanderungen S. 530.

3) Vgl. Kehrein a. a. O. S. 585.

4) Vgl. dazu meine Ausführungen in Hessenland 1914 Nr. 22 ff.

5) Gerbing a. a. O. S. 420, 446, 490.

Talgrund das ungeheure Thal, 16. Jahrh. im ungeheurenthal, im Volksmund Ungeheuerdôal[1]), weiterhin 1168 Ungehurenwiesen[1]), 1733 das Hurenhölzchen (in der Nähe des ungeheuren Grundes, in welchem es 'nicht geheuer' sein soll). Vgl. hierzu in Hessen: der Ungeheuerbach bei Sichertshausen, der Ungehörntegrund bei Görzhain, der Ungernzeif bei Sachsenhausen in Nassau[2]), der Ungeheuersgraben, ein Graben in der Nähe eines Huteplatzes in Baden[3]), das ungehure veld (1341), ein Weidefeld usw. Vgl. dazu den lippischen Flurnamen auf dem Unglücke, Preuss a. a. O. S. 153. Es ist ungewiss, ob der zweite Teil von Ungeheuer ahd. *hurt* 'Flechtwerk aus Weiden oder Reisig' (vgl. nhd. 'Hürde'), obd. *hurde*, vgl. 1196 in Hurden, 1311 der Hurdacker (Buck a. a. O. S. 119) in sich schliesst, oder altd. *hur*, *horo*, *hurn* 'Sumpf', das sich umgedeutet zu Horn, Hirn, Heuren in zahlreichen Flurnamen findet[4]), z. B. Heurenbach 1320, Huerinbach[5]), im Hirn, Hirnwein, Katzenhirn, Hornbach, Hornweg, Hornwiesen, Hornwald usw. Bei dem ersten Teil dürfte es sich um eine verstärkende Silbe handeln, hervorgerufen durch die Anlehnung an den Begriff 'ungeheuer'.

Ähnlich wie Ungeheuer nach volkstümlicher Auffassung ein Gespenst bedeutet (das Wort 'Gespenst' ist nach Vilmar dem Volke fremd), so wurde auch das in Hessen, Nassau, Bayern, Thüringen übliche Wort *wânern* (= hochd. 'wandern umhergehen') und Wânerding[6]) im Sinne von 'gespenstisch umgehen, spuken', 'Gespenst' in ähnlich klingenden Flurnamen, insbesondere Waldnamen, eingedeutet, woran sich dann allerhand Gespenstersagen anknüpften, die vielfach im Volksglauben noch bis zum heutigen Tage so fest eingewurzelt sind, dass die davon betroffenen Gegenden bei Nacht ängstlich gemieden werden. In Thüringen gibt es in der Flur Aschara eine Wanderecke, in Nassau eine Wannelwies und einen Wannersberg, in der hessischen Grafschaft Schlitz einen Wännerrück, 'wo es wanert', ebendort eine Flur in der Wanne beim Judenkirchhof. Dort soll es 'wanern', weil der Friedhof nah ist. Eine von Hersfeld oberhalb der Glimmesmühle nach Gittersdorf führende Waldung über die Waanerecke wird von den Dorfbewohnern gemieden, weil es dort wanert, usw. So gibt es auch verschiedentlich Wandereichen und Waanereichen, bei denen es nicht geheuer ist. Über den Zusammenhang dieser Umdeutung mit dem zugrundeliegenden Wort Winne, Wonne oder Wanne vgl. meine Darlegungen oben 24, 272ff.

Ein ähnliches Missverständnis liegt dem Flurnamen Mordeiche zugrunde, der gewöhnlich mit einem dort begangenen Mord in Zusammenhang gebracht wird, wie überhaupt Mord und Totschlag eine grosse Rolle in der Umdeutung alter Flurnamen spielen[7]). Davon zeugen die zahlreichen Mordberge, Mordwiesen, Mordäcker, Mordkuhlen, Mordkampe usw. Gewöhnlich führen sie auf ahd. mhd. *muor* 'Sumpf, Moor' zurück, wie z. B. die lippischen Flurnamen Mordkamp, (1701 Mortkamp), Mordkuhle, Mordwiese. Ein Grundstück in der lippischen Flur in Hakedahl, das noch 1728 das Mohrtkamp (d. i. morastiges Kamp) heisst, tritt im neuen Kataster

1) Gerbing a. a. O. S. 420. 446. 490.

2) Kehrein a. a. O. S. 585.

3) Ztsch. f. dtsch Unterricht 1910 S. 230

4) Buck a a. O. S. 109f.

5) Vgl. auch Henrings, ein Waldteil in der Nähe von Hersfeld.

6) Vgl. Vilmar a. a. O. S. 441; Crecelius, Oberhess. Wtb. S. 892; Kehrein a. a. O 1, 438; Schmeller, Bayer. Wtb. 2, 939.

7) So gibt es in der Grafschaft Schlitz eine Flur am Todschlag. Dort 'wanerts', und bei Nacht getraut sich selbst der Beherzteste nicht in die Gegend am Weingarten (Hotz a. a. O. S. IX).

als Mordkamp[1]) auf, eine Strasse in Detmold, die 1687 Mörderstrasse, 1756 Möhrstrasse genannt wird, heisst jetzt Meierstrasse[1]). Oft ist aber ahd. mhd. *muor* 'Moor' bereits aus älterem *Mark* 'gemeine Mark, gemeinsamer Besitz an Wald und Weide' umgedeutet worden, wie ich das in meinen Beiträgen zur hessischen Ortsnamenkunde (Hessenland 1914 Nr. 6 u. 7) nachgewiesen habe. Wie aus Markweg ein Marktweg, aus Markacker ein Marktacker geworden ist, so wurde aus Marktacker unter dialektischem Einfluss über Määdocker vielfach Mordacker, aus Markt- bzw. Määdberg Mordberg, aus Märkerskuppe (wohl für Markbergskuppe) Mörderskuppe und so dürfte auch die Meierstrasse in Detmold, früher Mörderstrasse, auf Markbergstrasse zurückgehen. Ein thüringischer Forstname Mordfleck in der Nähe des Rennsteigs[2]), heute teils Wald, teils weite Bergwiese, heisst 1534 Mordtfleck, 1587 Mortfleck, 1612 die Mordfleck, 1665 Mordflecken, Marktflecken, Marckflecken, im Volksmund Mardfla(e)ck. Nach der einen Auffassung soll der Mordfleck den Namen von 'Raubgesinde und Schnapphähnen haben, so in Kriegszeiten allda sich aufgehalten haben, nach der anderen soll dort der Sage nach im Bauernkrieg ein Treffen geliefert worden sein.

Auch der Flurname Judenbaum wird in den wenigsten Fällen etwas mit den Juden zu tun haben. Vielmehr wird Judenbaum (z. B. in der Gemarkung Oberaula bei Hersfeld) ebenso wie die in Hessen und Nassau ziemlich häufig vorkommenden Flurnamen Judenberg, Judenstrauch, Judenborn, Judenbrunnen, Judenkopf, Judenstruth, Judenacker, Judenstein, Judenstück, Judental, Judenwies usw. auf eine verschollene Wurzel *Jud*, *Jüd* oder *Jod* bzw. *Gut-*, *God-* zurückzuführen sein, welche später bei der zunehmenden Ausbreitung der Juden umgedeutet worden ist. Vgl. thüring. am Jüdenbög, die Jüdengärten, am Judenschacht, ma. Judenschächte, Judenkopf, ma. Jüdekopf. Auf dem Jüdenkopf nördl. von Laudenbach soll ein Jude erschlagen worden sein (Gerbing a. a. O. S. 572 Anmerk. 8). Förstemann 2, 864 stellt Judenau, Judenburg usw. zu einem Personennamen Judo, wohl mit Unrecht, denn dazu kommen die Namen viel zu oft vor.

Über Totenbaum und die daran sich knüpfenden Volkssagen vgl. unten das bei Totemann, Totenberg, Totengrund Gesagte. Die Totenbäume gehören in das Gebiet der Mordeichen und Mordbäume. Das über die heiligen Bäume und heiligen Eichen Gesagte berührt sich mit dem, was unter Donareiche gesagt worden ist, wenn ihre Umdeutung nicht eher der christlichen Zeit angehört. Wie ich in den 'Fuldaer Geschichtsblättern 1913 S. 150 nachgewiesen habe, liegt vielen mit heilig zusammengesetzten Flurnamen (vgl. Heiligenberg, Heiligenacker, Heiligenbach, Heiligenborn, Heiligengarten, Heiligengraben, Heiligengrund, Heiligenrain, Heiligenstrauch, Heiligenstück, Heiligenwald, Heiligenwies usw.) das ahd. Adjektivum *helid* 'sich vorwärts senkend, geneigt, abschüssig', mnd. *helde*, *helle*[3]) 'abschüssig, steil, abfallend' (vgl. Heyne, D. Wb. 2, 21; Kluge, Et. Wb. S. 120) in einer Weiterbildung auf *-ig* zugrunde. Die volkstümliche Form hillig, hilg (vgl. Hilgenberg, Hilgenbach) wurde von den Kartographen irrtümlich als nhd. heilig aufgefasst, vielfach wurde die Umdeutung auch durch Beziehungen des Grund und Bodens zu einem nahegelegenen Kloster hervorgerufen (Klosterbesitz). So bemerkt auch schon Preuss a a. O. S. 67, dass der Name der heiligen Eiche bei Schönhagen

1) Preuss a a. O. S. 8 u. 105.
2) Gerbing a. a. S. 518.
3) Z. B. im hellen Grund bei Hatzbach nach der Volksauffassung 'eine sehr in der Sonne liegende Vertiefung'.

(1721) schwerlich das Wort heilig, sanctus, enthalte, weil eine Beziehung zu einer geistlichen Stiftung nicht vorhanden sei. Er bietet eine Ableitung von ndd. *hellig* 'dürr', die auch möglich ist, wenn auch nicht in allen Fällen. So hat die Heiligenmühle bei Friedenwald in Hessen zweifellos ihren Namen von der Lage in der Helle, d. i. dem abschüssigen Wiesengrund (vgl. ahd. *halda*, mhd. *halde* 'Bergabhang'), ihren Namen erhalten. In die Zeit des Christentums und der Klöster gehören Umdeutungen wie St. Wendelseiche, ma. die Wengelseech auf dem Wendelsbergerfeld bei Loshausen in Hessen. Die Umdeutung wurde durch eine auf dem Berge errichtete Kapelle des St. Wendel hervorgerufen, während ursprünglich Wendelseiche identisch ist mit Namen wie Winterbaum[1]), dem altd. *winne* oder *wind* 'Weideplatz' zu Grunde liegt.

So lässt sich an der Hand dieser Namen verfolgen, dass die altehrwürdigen Bäume, welche die Volksphantasie so lebhaft beschäftigt und zu so merkwürdigen, sinnreichen Umdeutungen und Namensagen veranlasst haben, in der Regel nichts anderes als uralte Weidebäume auf ragendem Bergeshang gewesen sind, von den Altvordern in altersgrauer Zeit zu dem wohlweislichen Zwecke gepflanzt, den Herden und Hirten eine schattige Ruhestätte zur heissen Sommermittagszeit zu verschaffen.

---

1) Vgl. z. B. beim Wintterbaum, in einem Schlitzer Messbuch von 1584 (Hotz a. a. O. S. 24).

Hersfeld.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Die Sankt-Michaeli-Prozession in Gaissach.

Mit 2 Abbildungen.[1]

Die Kirche des Pfarrdorfes Gaissach, das $^3/_4$ Stunden südöstlich von Tölz (Oberbayern) liegt, ist wohl die älteste Urtaufkirche des Isarwinkels. Ihr Patron ist der hl. Michael, und dieser Umstand läßt, neben anderen Anhaltspunkten, auf eine ehemals germanisch-heidnische Kultstätte schliessen; dasselbe gilt von einer früher nordöstlich des Ortes gelegenen Coronakapelle. In diesem altehrwürdigen Dörfchen findet alljährlich am Feste des hl. Michael (29. Sept.), dem Kirchweihtage der Gemeinde, eine Prozession um den Ort statt[2]).

Abb. 1.

Nach dem Nachmittagsgottesdienste verlässt der Zug die Kirche, voran die Schuljugend im Sonntagsstaat, die Jungfrauen folgen (s. Abb. 1) in der schönen Tracht, junge frische Gesichter, und auch die uralte 'ehr- und tugendsame Jungfrau' von 70 Jahren hat, wie alle Jahre, den Kranz, den sie wohl bald ebensolange trägt, heute wieder auf ihre weissen Haare gesetzt, und geht hinter der jungen Schar drein, die in ihrer Mitte die Bilder der Mutter Gottes (auf der Ab-

1) Die beiden Abbildungen fanden sich im Nachlasse meines Vaters, Dr. M. Hoefler ich möchte hiermit dem unbekannten Spender, seine Einwilligung zur Veröffentlichung voraussetzend, herzlich dafür danken.

2) Über sonstige Gebräuche am Michaelstage vgl. Sartori, Sitte und Brauch 1, 256 ff. M. Hoefler oben 11, 193. 1, 301.

bildung ist nur die Rückwand sichtbar) und der Mutter Anna trägt. Nach ihnen kommen der Veteranenverein und die Michaelibruderschaft, mit der Figur ihres Patrons, einer künstlerisch wertvollen, alten Holzschnitzerei. Ihnen reiht sich nun die 'Gaissacher Schützenkompagnie' an (s. Abb. 2). Länggries, Wackersberg und Gaissach sind die einzigen Orte des Isarwinkels, in denen sich diese Reste eines Aufgebotes bis heute erhielten, das in früheren Tagen dem bayerischen Landesfürsten zur Kriegszeit gestellt werden musste. Heutzutage besteht die Kompagnie aus etwa 50 freiwillig beitretenden unverheirateten Burschen. Voran schreiten drei Paare mit Schwegelpfeifen, uralte Marschweisen blasend, nach deren Takte die ganze Schar marschiert, weiter folgen zwei Trommler, und dann stolziert in seiner ganzen Würde der Hauptmann der Kompagnie mit blankem Degen daher,

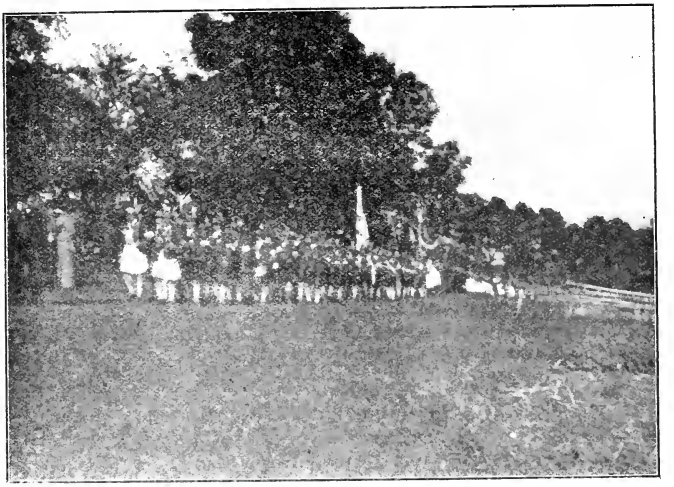


Abb. 2.

ein markanter, grauhaariger Kopf, stramm und aufrecht; mit Kommandoworten, die nur dem Eingeweihten verständlich sind, befehligt er seine Leute, die, Gewehr geschultert, geführt von zwei 'Pionieren' mit weissledernem Schurzfell und Hacke, im Gleichschritt sehr langsam und feierlich einhermarschieren. Alle tragen lange grüne Schossröcke, weiss-grüne Wadelstrümpfe, grüne Stopselhüte mit weiss-roten Buschen drauf und am linken Arm weiss-blau-weisse Binden, die in eine Rosette enden. In ihrer Mitte wird die Fahne getragen und den Schützen voraus die Figur ihres Patrons, des hl. Sebastian, über deren Ursprung uns eine Inschrift auf der Hinterseite der Rückwand belehrt: 'Des Hl. Sebastiani zu Ehren ist diese figur von der allhiesigen pfarrgemeinde gaissach errichtet worden in dem Jahre 1772 vor abwendung der damahlen gefährlichist grassierenden Kranckheit'. — Der Sängerchor schliesst sich an, fahnen- und kerzentragende und weihrauchschwingende Ministranten, dann kommt als feierlicher Mittelpunkt der Prozession der Traghimmel; unter ihm schreitet der Pfarrer, die Monstranz in Händen. Den 'Himmel' begleiten vier Männer in langen dunkelblauen Radmänteln, die mit Efeu

umwundene Lanzen tragen[1]). Den Schluss des Zuges bilden die Frauen. — An gewissen, nach den vier Himmelsgegenden bestimmten Stellen macht die Prozession halt. Gebete werden gesprochen, und der Pfarrer segnet mit der Monstranz Felder und Fluren, unter dem Läuten der Glocken und der Salve aus den 50 Gewehren der Kompagnie. Bei der Rückkehr des Zuges zur Kirche treten die Schützen in der Dorfstrasse an, auf Kommando geht ein Ruck durch die Kompagnie, die Gewehre werden mit dem Ladestock geladen, und 'Gewehr bei Fuss' erwarten sie den Pfarrer. Sowie dieser aus der Kirche tritt, ruft der Hauptmann: „Drei Schuss für den Hochwürdigen Herrn N. N., Pfarrer der Gemeinde Gaissach!" Der Herr Pfarrer geht darauf durch die, von zwei Reihen der Schützen gebildete Gasse, während das Kommando „Feuer!" ausgeführt wird, wartet den zweiten und dritten Schuss ab und sagt dann: „Ich danke Euch, Ihr Schützen!" — Dieser kirchlichen Feier des Tages folgt der weltliche Teil mit Würsten, Nudeln und Musik.

Bad Tölz (Oberbayern). Hedwig Buller-Hoefler.

Begnadigung zum Stricktragen oder zur Heirat.

Oben 16, 195 hat H. F. Feilberg den verbreiteten Volksglauben besprochen, dass vornehme Leute, die wegen eines Verbrechens zu Zuchthausstrafe verurteilt sind, sich einen Stellvertreter kaufen können und dass solche Verbrecher oft auch von der Todesstrafe zum lebenslänglichen Tragen einer Kette oder einer Schnur um den Hals begnadigt werden. Die dort angeführte Sage über die Gräfin v. Lynar steht ausführlich in Meiches Sagenbuch des Königreichs Sachsen 1903 Nr. 1235, eine weitere pommersche Sage von einem General in Polzin bei Haas, Pommersche Sagen 1912 Nr. 290. Doch wir besitzen noch deutlichere Zeugnisse.

In Österreich war es nach Hormayrs Taschenbuch für vaterld. Geschichte 1839, S. 418 ehedem Sitte, dass militärische Verbrecher, die wegen Verrats, Feldflucht oder feiger Übergabe den Tod verdient hatten, aus Milderungsgründen eine schmachvolle Freiheit erhielten, indem sie fortan am Halse oder Knopfloch die rote (oder seidene) Schnur oder auf dem Hut das Hasenpanier tragen mussten[2]). — In einem andern Falle, den ich aus einer gleichzeitigen Zeitungsnachricht[3]) zu belegen vermag, wird dem zum Galgen Verurteilten das Leben geschenkt mit der Bedingung, zur Erinnerung an die erlassene Strafe stets einen Strick um den

1) Vgl. über solche bei Flurumgängen häufig gebrauchten 'Prangerstangen' M. Andree-Eysn, oben 10, 90 und 'Volkskundliches' S. 95.

2) Nicht richtig aber scheint mir Gertrud Fauth in ihrem feinsinnigen Buch über Jörg Wickrams Romane 1916 S. 114 eine Stelle in der 1555 erschienenen Erzählung Von guten und bösen Nachbarn (Wickram, Werke 2, 255, 28) auf diese bei Wander, Sprichwörterlexikon 4, 309 angeführte rote Schnur, die doch eine Begnadigung bedeutet, zu beziehen. Wenn die Mutter des anstatt des Helden erstochenen Jünglings klagt: 'Mein sún hat die schnúr darob nemen müssen', so heisst das vielmehr: er hat die Zeche bezahlt, ist gestorben, wie auch Grimms DWb. 9, 1400 nach der verbreiteten Redensart 'von dér Schnur zehren' = 'aus dem eigenen Geldbeutel leben' erklärt. Frl. Fauth hat wohl die türkische Sitte, dem verurteilten Grosswesier eine seidene Schnur zu übersenden vorgeschwebt.

3) Eberhard Buchner, Das Neueste von gestern 3, 300 nr. 544 (1912) nach der Vossischen Zeitung 1780, nr. 142. Vgl. K. Braun in Westermanns Monatsheften 45, 220 (1879 und Staatsbeschreibung des schwäb. Kreises 2, 213 (1781).

Leib zu tragen, und dies als ein im 18. Jahrhundert gewöhnlicher Brauch bezeichnet:

Am 27. Oktober 1780 übte die gefürstete Äbtissin zu Lindau am Bodensee ihr Begnadigungsrecht an einem vom Stadtmagistrat zum Tode verurteilten Delinquenten aus. Der Maleficant hat die Äbtissin, die sich mit ihrem Gefolge am sog. Baumgarten befand, auf Geheiss des Beichtvaters fussfällig um Erlösung. Darauf ergriff sie den Strick, woran er vom Nachrichter geführt wurde, schnitt ihn ab und sagte: 'Ich erlöse dich im Namen des Allerhöchsten und der übergebenedeyeten Jungfrau Maria'. Hierauf wurde der Erlöste ins Stift genommen, gespeist, beschenkt, zur Besserung seines Lebens ermahnt und seinem anwesenden Vater übergeben. Der Strick wurde ihm, wie gewöhnlich, um den Leib gebunden und ihm befohlen, ihn lebenslang zum Denkzeichen zu tragen.

Diese Errettung des Verbrechers durch die Äbtissin, die in der Schweiz auch der Frau des Landvogts oder einer Ehefrau, die sieben Söhne nacheinander geboren, zustand[1]), mahnt uns an eine in Volksliedern mehrfach besungene Rechtssitte, wonach ein zum Galgen Verurteilter von einem Mädchen freigebeten werden konnte, wenn er dies zu ehelichen versprach. Viele Zeugnisse hierfür findet man bei Liebrecht (Zur Volkskunde 1879 S. 433), Böckel (Volkslieder aus Oberhessen 1885 S. XLVII—LII), R. Köhler (Kl. Schriften 3, 251), Falk (Die Ehe am Ausgange des Mittelalters 1908 S. 18—21) zusammengestellt. Ein weiteres liefert uns die Vossische Zeitung v. J. 1730 (bei E. Buchner 2, 237 nr. 491) aus Lublin. Dort erhielt ein Mann, der ein dreizehnjähriges Kind ermordet hatte, auf dem Richtplatze Pardon, weil ein Frauenzimmer ein weisses Tuch auf ihn warf und dadurch ihren Willen kundgab, ihn zum Gatten zu erwählen. — Zu einem förmlichen Wettbewerbe um die Rettung eines Galgenvogels kam es 1686 in London. Zwanzig Jungfern überreichten (zufolge dem Berliner Dienstagischen Mercurius 1686 bei E. Buchner 1, 210 nr. 423) hier am 30. Oktober dem Könige Jakob II. eine Bittschrift, „worin sie bei S. Majestät vor einen jungen Kerl, der gehenket zu werden condemnieret war, um Pardon baten mit Vorgeben, daß eine von ihnen sich mit ihm unter dem Galgen wollen trauen lassen; welches S. Majestät zu verwilligen beliebet mit Beifügung, daß es ihm leid sei, daß er sie nicht alle an einen Mann helfen könne". Die Auswahl unter den zwanzig mildherzigen Damen mag dem Burschen nicht leicht geworden sein; wir hören aber auch von Fällen, wo der Verbrecher bei der Wahl zwischen dem Tod am Galgen und dem Leben an der Seite der heiratslustigen Erretterin schwankte und sich schliesslich dem Galgen zuwandte. Er schaute, heisst es bei Birlinger, Aus Schwaben 2, 460, die spitznasige alte Jungfrau an und sagte: 'A spitzig Nasen, spitzig Kinn, da sitzt doch der Teufel drin; mach lieber Gingerl, Gangerl'[2]).

Berlin. Johannes Bolte.

1) J. Grimm, Rechtsaltertümer 4. Aufl. 2, 525. Man darf dabei an die römische Sitte erinnern, nach der die Begegnung des zum Tode geführten Verbrechers mit einer Vestalin jenem Begnadigung erwirkte (Plutarch, Numa c. 10).

2) So schon Geiler bei J. Adelphus, Margarita facetiarum 1508 Bl. E 4a: 'Quidam ductus ad suspendium velatis oculis, dum sibi diceretur esse illic quandam mulierem, quae sibi nubere vellet et redimere de patibulo, rogavit oculos eius revelari, quatenus eam posset discernere. Qui visis labiis tenuibus et naso acuto inquit: Nihil, nihil; malo suspendi quam talem ducere'. — Dazu R. Köhler 3, 251; E. Schmidt, Euphorion 8, 614 (zu Lessing, Schriften 1, 24 nr. 94); H. Sachs, Fabeln 5, 367 nr. 828.

Das Hickelspiel in Frankfurt a. M. in seiner kriegsgemässen Entwicklung.

(Mit 15 Abbildungen.)

Auf der Kriegsausstellung in Frankfurt a. M. (15. August bis 31. Oktober 1916) war in der Abteilung 'Die Frankfurter Jugend und der Krieg' auch das Hickelspiel vertreten, vom Verfasser dieses bearbeitet. Auf zwei grossen Zeichenbogen war das Spiel zeichnerisch dargestellt, und zwar in den Formen a) vor dem Krieg, b) während des Kriegs; auf angefügten Schreibbogen waren kurze erläuternde Erklärungen gegeben. Einer Anregung aus volkskundlichen Kreisen folgend, seien in nachstehenden Ausführungen die Hauptpunkte des zweiten Teils dargelegt, nämlich, wie die Kriegszeit mit ihren sich tief einprägenden Ereignissen das schon in Friedenszeiten bei der Frankfurter Jugend äusserst beliebte Spiel beeinflusste. Da Herr Rektor K. Wehrhan an dieser Stelle[1]) bereits eine eingehende Abhandlung über das Frankfurter Hickelspiel brachte, so soll hier nur auf die Abweichungen und die Weiterentwicklung des Spiels, wie sie durch den Krieg bedingt ist, näher Bezug genommen werden.

Während früher das Spiel in der Hauptsache zwei Spielformen mit ungefähr einem Dutzend Einzelspielen aufwies, bemerken wir in dem Kriegsspiel nach jeder Seite gut die doppelte Zahl. In auffallender Weise ergaben sich im Sommer 1917 die Kinder diesem Spiel. Schliesslich mussten Polizei und Schulbehörde wegen des Übermasses der Kreidezeichnungen auf Fusssteig und Fahrdamm dagegen einschreiten, was vom Standpunkt des Volkskundlers aus gewiss bedauerlich erschien.

Wenn auch das laute und lebhafte Soldatenspiel dem ruhigen Hickelspiel Platz machte, so trug doch diese sonst friedliche Spielbeschäftigung fast durchgängig kriegsgemässen Charakter.

Spielform A (vgl. Wehrhan oben 21, 240 ff.): Abbildungen 1—4.

Die Spiele dieser Gruppe entsprechen oder ähneln in Zeichnung und Ausführung früheren Spielen mit der Benennung Schlange, Schnecke, Tisch, den Buchstaben- oder sog. Enneschenspielen, benannt nach dem Buchstaben N, dem Windmühlenspiel. Die Ausführung ist die einfachste; die Kinder hickeln durch die Formen mit oder ohne Stein, dabei dürfen die Striche nicht mit dem Fuss oder dem Stein berührt werden. In Figur 2 wird das Spiel verschärft, wenn auf die Zacken geachtet werden muss.

Spielform B (Wehrhan 21, 234 ff.): Abbildungen 5—6.

Mit diesen können wir die Spiele früherer Benennungen vergleichen wie das Häuschen, Deutscher Kreis, Französischer Kreis, die Woche, das Eierspiel. Die Kinder hüpfen durch die einzelnen Felder, ohne die Striche zu berühren, wieder mit und ohne Stein. In Abb. 6 sind die Namen nicht feststehend. Die Kinder wählten damals hauptsächlich Heerführer des westlichen Kriegsschauplatzes.

Spielform C: Abb. 7—9.

In diesen Spielen treten vollständig neue Figuren auf. Die Spielweise ist eine zweifache: Bei Abb. 7—14 wird der Stein aus dem Mal durch 'Schnicken' mit dem Fuss bis an den Kopf vorgearbeitet. Von hier aus wird er in die einzelnen Häuschen geworfen, mit 1 beginnend. Der Spieler hüpft nach, hebt den Stein auf und durchhickelt die ganze Figur. Wer ohne Missgeschick durchgekommen ist, erhält in dem Streifen ein Feld, das er abteilt und mit seinem

1 Oben 21, 234—243; dort auch weitere Literaturangaben.

Namenszeichen versieht. (Eine ähnliche Spielfigur heisst 'die Laterne'.) In dem 101-Spiel (Abb. 8) sind die Ziffern nicht lückenlos, sondern auf ungefähr eingeschrieben. Wirft der 1. Spieler den Stein z. B. auf 19, so macht er sich in dem rechteckigen Streifen ein Feld, in die eine Hälfte schreibt er sein Namenszeichen, in die andere die Ziffer. Jetzt folgen die andern Spieler, z. B. O mit Ziffer 92. Das Spiel wird fortgesetzt, bis der Streifen aufgeteilt ist. Dann werden die Zahlen der Spieler aufgerechnet. Wer die höchste Zahl hat, ist Sieger. Wer über den Streifen oder ausserhalb des Kreises wirft, ist ab und wird abgelöst. Grosse Ge-

Abb. 1.

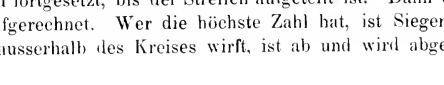


Abb. 2 u. 3.

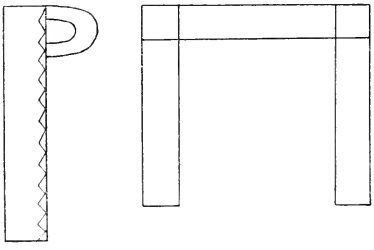
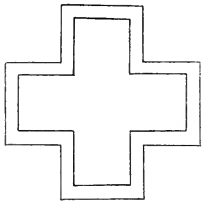


Abb. 4.



15	16
13	14
11	12
9	10
7	8
5	6
3	4
1	2

zweimal

Abb. 5.

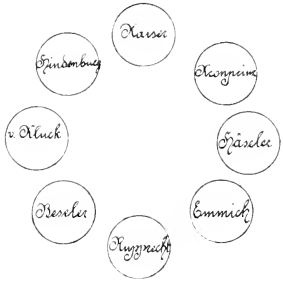


Abb. 6.

duld und Ausdauer sind zur Erreichung eines Erfolges erforderlich. Bewundern muss man hierbei oft Schüler, die bei den Anforderungen der Schule versagen.

Über die eigentliche Bedeutung der Figuren wissen die Kinder keine Auskunft zu geben. Die Phantasie des Erwachsenen jedoch, mit dem Geist der Zeit erfüllt, könnte versucht sein, dem kindlichen Spiel eine bestimmte Deutung zu geben. In dem Festungshickel (Abb. 9), nach Spielform b zu spielen, und in einem andern Festungsspiel als Messerspiel geben uns die Kinder selbst die Anregung. In beiden Spielen müssen zuerst die äusseren Forts gewonnen sein, ehe man in das Innere der Festung eindringen kann, um in dem Mal als Sieger auszuruhen. Ebenso könnte man die Spiele mit den Figuren 7 und 8 als kind-

iche Nachahmung des mühsamen und ausdauernden Vordringens unserer Soldaten an ein Fort, einen Brückenkopf oder eine Höhe in Feindesland auffassen.

Spielform D: (Abb. 10—15).

Bei den zahlreichen Spielen dieser Form kommt in der Ausführung etwas Neues hinzu, nämlich das Sprunghafte. Sobald zwei Felder nebeneinander liegen, so

Abb. 7.

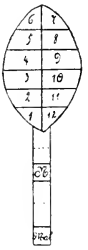


Abb. 8.

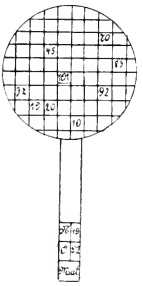


Abb. 9.

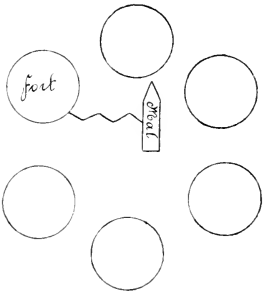
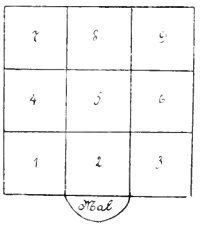


Abb. 10 und 11.



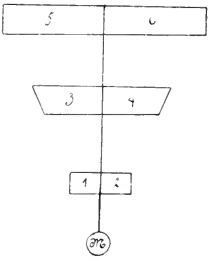
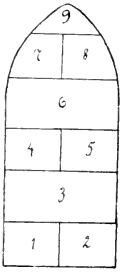


Abb. 12.



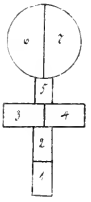


Abb. 13.

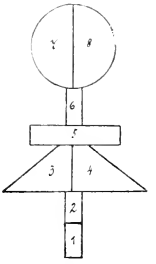


Abb. 14.

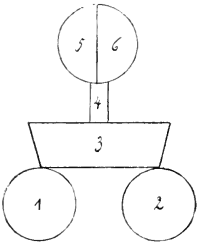


Abb. 15.

werden sie nicht durch blosses Hüpfen, sondern durch Springen erreicht, also mit zwei Beinen aufspringend. Im letzten Feld angekommen, wird kehrt gesprungen und dann der Weg noch einmal zurückgelegt. Diese Spiele stellen somit hohe körperliche Anforderungen an den Spieler, was öfters, bei verschärfter

Ausführung, zur völligen Ermüdung und Erschlaffung führt. Beim 'englischen Kasten' (Abb. 10) wird aus dem Mal in 1 gehüpft, in 2 und 4 gesprungen, in 5 gehüpft, in 3 und 7 gesprungen, in 6 und 8 gesprungen (schwierig), in 9 gehüpft, kehrt gesprungen, den Weg ebenso zurück. Bei einer verschärften Ausführung werden in den Hüpffeldern die Beine überkreuz gestellt. Ein Junge wollte aus dieser Schiefstellung die Bezeichnung 'englisch' erklären. Die Spielfigur Abb. 11 stellt deutlich ein Flugzeug, Abb. 12 eine Granate vor.

In Abb. 13 u. 14 begegnen wir eigenartigen Formen. Der obere Kreis bedeutet den Kopf, die doppelten Rechteckfelder die Arme; ein Junge sagte: „das sieht aus wie ein Flieger"; die unteren Rechtecke stellen die Beine dar. Bei der Figur 'Die dicke Frau' (Abb. 14), die auch, wenn unter dem breiten Rechteckfeld noch ein Quadrat ist und so die Figur schlanker wird, das Mädchen genannt wird, stellen die spitzen Felder den Rock vor.

Der Verfasser will in dieser Abhandlung nicht Anspruch auf Vollständigkeit erheben, da die Ausführungen des Spiels mitunter in den einzelnen Stadtteilen, selbst nach den einzelnen Schulgattungen, nach dem Grade der Gestaltungs- und Zeichenfähigkeit verschieden sind. Namentlich erfreut sich 'der dicke Mann' (Abb. 13) grosser Beliebtheit und vielseitiger Darstellung. So wurde ihm nach der Kriegserklärung Amerikas häufig ein 'Indianerkopf' aufgesetzt. Auch befindet sich die Entwicklung der Spiele beständig in Fluss. Vor mir liegen noch nahezu hundert verschiedene Hickelzeichnungen, die, wenn sie auch nicht mit den Kriegsereignissen in enge Beziehung gebracht werden können, doch in der Kriegszeit entstanden sind.

In Zusammenhang mit dieser Frankfurter Spielbewegung steht eine Abhandlung in der Zeitschrift 'Deutsche Gaue' 1916 S. 167. Dort heisst es: „Auf dem Asphaltpflaster im Städtlein sah man im Mai auf einmal magische Figuren mit Kreide gezeichnet, oft 5, 7 hintereinander, rund 1 m breit und 3 m hoch. Und die Buben und Mädel sah man, wie sie ein Hölzchen in die Felder warfen. Anfangs glaubten wir, sie knobeln das Datum des Friedens aus. Allein es war ein ganz neues Spiel. Einen Namen haben sie ihm noch nicht gegeben und wer es aufgebracht hat, weiss ich nicht. Unsere Nachbarin meint allerdings, das hätten die gefangenen Russen eingeführt, und sie lasse ihre Mädel das Spiel nicht spielen, weil sie solche 'Kratteln' dabei machen müssen." Es folgt jetzt Zeichnung und Ausführung des Spiels, das im wesentlichen mit 'Himmel und Erde' übereinstimmt.

Es wäre gewiss eine dankbare und lohnende Aufgabe, auch in andern deutschen Gauen eine planmässige Sammlung dieser Hickelspiele, namentlich der in der Kriegszeit entstandenen, zu versuchen.

Frankfurt a. M. Joseph Dillmann.

Beiträge zur Volkskunde Osteuropas.

(Fortsetzung zu Jahrg. 26, 322—330.)

20. Fluchbrief gegen Diebe.

Fr. A. Wickenhauser veröffentlicht in seiner 'Geschichte des Bistums Radautz' (in der Bukowina) 1. Bändchen S. 191 f. folgenden Fluchbrief des damaligen Bischofs von Czernowitz.

„Dosothei von Gottes Gnaden Bischof der kaiserlichen Bukowina. Tun zu wissen mit diesem unseren Fluchbriefe, wienach Theodor Halip, Priester aus dem Dorfe Opri-

scheni. vor uns gekommen ist und angezeigt hat, dass er nicht geringen Schaden durch einen Diebstahl erlitten hat, indem ihm dort unter seinen Nachbarn 4 Ochsen, 1 Stute und 1 Kalbin gestohlen wurden. Ebenso hat auch der Insasse desselben Dorfes Basil Stratulat angezeigt, dass man auch ihm 11 Pferde und 6 Ochsen gestohlen hat. Da nun unsere Seele diese Beschädigungen und die verabscheuungswürdigen Frevel dieser Diebstähle, welche unselige und keine Gottesfurcht kennende Leute verübten, nicht ertragen kann, so haben wir vermöge der uns vom gerechten Gott und unserem Erlöser Jesu Christo durch die heil. Apostel gegebenen Gewalt „zu binden und zu lösen", über . . . . . und über die Seelen derjenigen, welche den obgenannten Diebstahl verübt haben, über diejenigen, welche hievon wissen und über jene, welche davon erfahren haben und dies nicht anzeigen, entschieden, dass alle diese von Gott dem Herrn, dem gerechten Richter und Erlöser Jesu Christo, von seiner reinsten Mutter, von den heil. 12 Aposteln, von 318 heil. Vätern der Kirchenversammlung von Nikäa und allen Heiligen verflucht seien. Eisen, Erz und Stein und aller harte Stoff soll verwesen, aber ihre Leiber sollen nach dem Tode unverletzt und ungelöst bestehen! In der künftigen Ewigkeit sollen ihre Seelen zugleich mit Juda an den ewigen Qualen teilnehmen, in dieser Welt aber auf ihnen der Grimm Gottes lasten und über sie und über ihre Kinder sich ausgiessen! Sie sollen in ihrem Leben keinen Erfolg haben, ihre Arbeit und Mühe ihnen zum Verderben gereichen, ihre Weiber sollen Witwen bleiben, ihre Kinder . . . . . gehen, keine Nahrung finden und jeden Gedeihens bar sein: alles Übel soll über sie kommen! Das Zittern des Kain und die Geschwüre des Geesi soll auf ihren Leibern haften . . . . . auf dem Wege vertilgt werden, und ihre Kinder mit ihrer Habe auf ewig verderben. Jene aber, welche den verübten Schaden zurückstellen, die Wahrheit in Furcht Gottes bekennen, sowie jene, welche diesen Frevel und die Übelthäter dieses Diebstahls kennen und entdecken, denen soll verziehen werden, und sie sollen gesegnet werden von Gott dem Herrn! — So soll es sein!

1786. Dezember 3. Dosothei Bischof."

21. Weitere Beiträge zum modernen Aber- und Zauberglauben. Moderne Sagenbildung.

Schon oben 21, 401 f. ist eine kleine Sammlung von Zeitungsberichten veröffentlicht worden, aus denen hervorgeht, wie kräftig der Aberglaube noch gegenwärtig sich äussert. Hier folgen einige neue Beiträge, von denen jene, die mit dem Weltkrieg zusammenhängen, besondere Beachtung verdienen.

Der Frosch als Bräutigam. Ein Kulturbild aus der Bukowina entrollte sich vor dem Strafgerichte in Czernowitz, vor dem eine aus vier Köpfen bestehende Zigeunerfamilie wegen Betruges angeklagt war. Anfang Dezember erschien die 16jährige Zigeunerin Samfira Moldawan bei dem Dienstmädchen Frosina Lastiwka und versprach, ihr mit Hilfe von 27 Teufeln einen Bräutigam zu verschaffen. Sie nahm dem Mädchen einige Perlenschnüre und fünf Kronen sowie ein Hemd ab, indem sie sagte, dass sie diese Gegenstände für das Zauberwerk brauche. Infolge einer Aufforderung der Zigeunerin erschien die Lastiwka einige Tage später bei der Zigeunermutter. Samfira nahm dem Mädchen einen Pelz ab, den sie trug, verlangte von ihr noch zehn Kronen und stellte dann eine Schüssel vor sie hin, in die das Mädchen ein Paar Ohrringe und einen Ring werfen musste. Die Schüssel wurde hierauf mit einem Tuch zugedeckt, die Zauberin murmelte einige Zaubersprüche, und als das Tuch entfernt wurde, erblickte das Mädchen in der Schüssel einen Frosch, der ihr von der Zigeunerin als ihr künftiger Bräutigam vorgestellt wurde. Auch anderen abergläubischen Leuten wurden auf diese Weise Geld und Wertsachen entlockt. Die Zigeuner verstanden es, ihre Kundschaften zu überzeugen, dass sie ihnen mit Hilfe des Teufels Gutes erweisen können. Die Zigeunermutter wurde zu zwei Jahren, Samfira Moldawan zu acht Monaten, die Zigeuner Wasyl Balusiak und Wasyl Moldawan zu je drei Monaten schweren Kerkers verurteilt. („Der Freimütige" Wien, März 1912.)

Teufelsglaube im 20. Jahrhundert. In den ungarischen Gemeinden Vaskoh und Baresd wurde ein heftiges Erdbeben verspürt. Im ersten Orte wurden durch die

Erschütterung die Kirchenglocken in Bewegung gesetzt. Der Bewohner bemächtigte sich grosse Angst. Eine Wahrsagerin hatte dem Volke vorgemacht, dass der Teufel Hunger leide und deshalb die Erde erschüttere. Das Volk schleppte Kälber und Ziegen herbei und warf sie in die Höhle, wo der Teufel angeblich wohnte. Der Wald wurde an zwei Stellen in Brand gesteckt, um den sich dort aufhaltenden Teufel zu vertreiben. (Bukowiner Nachrichten, 15. Nov. 1910.)

Hexenglaube in Ungarn. Wie aus Budapest gemeldet wird, lief vor kurzem an den Magistrat der Stadt Zilah ein Gesuch ein, welches nichts weniger fordert, als die Verbrennung zweier Menschen wegen Hexenmeisterei. Das an die Zeiten des Mittelalters mahnende Dokument ist streng nach amtlichen Formen abgefasst und hat folgenden Wortlaut: Unterfertigter macht hiemit die Anzeige gegen den Zilaher Wasenmeister Mitru Kucital, recte Johann Fülöp. Der Betreffende vertilgt sowohl die in der Herde, als auch in privaten Stallungen befindlichen Schweine schon seit Jahren mit irgend einem Gifte aus Gewinnsucht, denn jedes umgestandene Tier fällt in seine Hände und wird von ihm teils verkauft, teils selbst verzehrt. Ich bitte daher, gegen ihn das strafgerichtliche Verfahren einzuleiten. Ausserdem zeige ich auch seine Frau wegen Hexerei an, denn sie versteht es mit Hilfe einer Teufelsmaschine, alle ihr nicht genehmen Personen für ewige Zeiten zu verderben. Dass die betreffende Weibsperson tatsächlich eine Hexe ist, beweist der Umstand, dass sie auch einen Schweif besitzt, ferner einen Mund wie eine Kröte. Ihre Wohnung ist gefüllt mit Stricken gehängter Menschen und mit deren Knochen, mit welchen sie Wunder wirken kann, wenn sie in diese hineinbläst. Ich beantrage das Abschneiden des Schweifes dieser Frau, da sich in diesem ihre Wunderkraft verbirgt. Ferners bitte ich, dass sowohl Johann Fülöp als auch dessen Frau zum Tode verurteilt werden, da sie nur zum Schaden der Menschheit auf der Welt sind. Auch mich haben beide derart ins Verderben gestürzt, dass ich auch jetzt noch krank und elend darniederliege. Ich erwarte die baldige Erledigung dieser meiner Bitte und verbleibe mit untertänigster Ergebenheit Georg Fritzi. Zilah, am 27. Juli 1911. (Deutsches Volksblatt für Syrmien, 19. Aug. 1911.)

Eine behördlich konzessionierte Kartenaufschlägerin. Ungarische Blätter erzählen, dass im Ofenpester Ministerium des Innern eine sonderbare Untersuchung verfügt wurde. In Steinamanger lebt nämlich eine alte Frau, die in den dortigen Blättern Inserate einrücken liess, in denen sie nicht nur ihre Kunst, Karten zu legen, der p. t. Gesellschaft empfahl, sondern auch hinzufügte, dass ihr die Ausübung ihrer Kunst vom hohen Ministerium des Innern gestattet worden sei. Diese Inserate sendete ein offenbar weichherziger Anonymus an das Ministerium, das sofort eine hochnotpeinliche Untersuchung einleitete, die schliesslich ergab, dass der armen, alten Frau in der Tat das ungarische Ministerium vor zehn Jahren das Kartenaufschlagen in aller Form gestattete. Die Urkunde mit der eleganten Unterschrift des Ministers und mit dem feierlichen Siegel des Ministeriums befindet sich in den Händen der Kartenaufschlägerin. (Bukowiner Nachrichten, 6. Dez. 1910.)

Dabei darf nicht vergessen werden, dass moderne Sibyllen auch im Westen noch in grosser Zahl tätig sind. Dazu vgl. man die Nachricht aus dem Jahre 1910 über die 2000 Kartenlegerinnen in Berlin (oben 21, 403).

Warum russische Bauern revoltieren. An der Grenze zwischen Österreich und Russland, im Kreise Belgorai (Gouvernement Lublin), befindet sich ein Flüsschen, das sich für die Holzflössung bisher sehr wenig geeignet erwiesen hatte. Daher beschloss die Verwaltung des Verkehrsbezirkes, eine Partie von Ingenieuren dahin zu entsenden, um den Fluss für den genannten Zweck geeigneter zu machen. Mit grossem Misstrauen sahen die Bauern am Ort den ihnen unverständlichen Arbeiten der Ingenieure zu. Es begannen allerlei Mutmassungen in den Köpfen der Leute zu spuken: die einen meinten, dass man den Bauern das Flussland abnehmen wolle, andere behaupteten, die Ingenieure wollten dem Flüsschen den Abstrom nach Österreich versperren, wodurch die Holzflössung unmöglich werden würde. Es fanden sich sogar besonders weise Leute im Dorfe, die versicherten, die Regierung wolle die Cholera aus Petersburg nach Österreich fort-

schwemmen, und während die Seuche an den Dörfern vorbei durch den Fluss ziehen würde, könne man ein allgemeines Sterben in den anliegenden Dörfern erwarten. Das Ergebnis dieses hirnverbrannten Geredes der Dörfler war, dass schliesslich die Bauernbevölkerung, Männer und Weiber, sich mit Sensen, Heugabeln und Knütteln bewaffnete und gegen die Ingenieure mit Drohungen, die Arbeiten sofort einzustellen, auszog. Die Intervention der Polizei half nichts. Vergebens suchten der Kreischef, der Chef der Landwächter und die Ingenieure selbst den Bauern das Unsinnige ihres Benehmens auszureden. Erst nach einem Widerstand von zwei Wochen gaben die Bauern der Gewalt nach. Es trafen Kosaken ein, nahmen Verhaftungen unter den Rädelsführern vor, und erst jetzt konnten die Ingenieure unter militärischer Bewachung ihre Arbeiten zum Besten der Bauern fortsetzen. (Bukow. Nachrichten, 30. Okt. 1910.) — Als Gegenstück zu diesem Berichte diene folgender: Als in der Bukowina 1865 die erste Bahn gebaut wurde, nahm ein Ingenieur in einem Felde Sonnenbäder. Wegen der herrschenden Dürre waren die Bauern erregt. Sie glaubten, dass der Ingenieur, um seine Arbeiten zu fördern, das Wetter hexte, überfielen und schlugen ihn. Vgl. meinen Aufsatz 'Die Wetterzauberei bei den Ruthenen' in Mitt. d. k. k. geogr. Gesellschaft, Wien 1894.

Vater Illiodors Prophezeiung. Der Weltuntergang muss nun doch herangenaht sein, daran lässt die Erklärung des Vaters Illiodor, des durch seine Exzentrizitäten bekannten Mönches im Zarizyner Kloster, keinen Zweifel. Vor der furchtbaren Katastrophe soll der Antichrist in der Welt erscheinen, und dieser Zeitpunkt soll in zwei Wochen erreicht sein. Illiodor und mit ihm eine Anzahl anderer Mönche und auch streng orthodoxe Kirchengeistliche ermahnen das Volk, sich zu retten. Aber wie man sich retten soll, dazu weiss weder Vater Illiodor noch sonst jemand einen praktischen Rat. Den Leuten in Zarizyn und Umgebung soll denn doch geholfen werden können. Vater Illiodor lässt gegenwärtig drei Tunnels von 9 Fuss Tiefe unter dem Kloster graben und im Klosterhof riesige Kanäle ausschaufeln. Gegen 300 Gläubige und Anhänger des Wolga-Propheten, darunter viele Frauen und Kinder, arbeiten an den Unterhöhlungen. Binnen 25 Tagen muss das ganze Werk vollendet sein, das heisst gerade zur Ankunft des Antichrist, worauf dann die Gläubigen unter dem Kloster und tief unter dem Hofpflaster Rettung suchen können. Illiodor erklärt, bis unter die Erde reiche die Macht des Teufels nicht, und da beim Weltuntergang auch keine Erderschütterungen erfolgen würden, so könnten die Gläubigen in ihrem Versteck froher Dinge sein, bis die Posaune des jüngsten Gerichts ertöne. Die weltlichen Behörden lassen den überspannten Mönch ruhig gewähren und müssen es auch tun, da sie sich in Kloster- und Kirchenangelegenheiten nicht einmischen dürfen. Bukow. Nachrichten, 25. Okt. 1911.)

Russische Legenden über Przemysl. Nach der 'Siebenbürgisch-deutschen Tagespost' vom 30. Jänner 1915 veröffentlichte die in dem damals von den Russen belagerten Przemysl erscheinende 'Lagerzeitung' einen Brief, der bei einem gefangen eingebrachten russischen Infanteristen des 326. (wolhynischen) Regiments gefunden worden war. Dieser Brief schildert die ungeheuren Schwierigkeiten der Belagerung, erzählt von der vernichtenden Wirkung der österreichischen Geschütze und fährt dann fort:

„Sie haben in der Stadt einen furchtbaren Befehlshaber, den noch niemand besiegt hat. Dieser Mann ist sehr gross und immer im ärgsten Feuer, aber die Kugeln treffen ihn nicht, sondern fallen wirkungslos an ihm herunter und tun ihm keinen Schaden. Man sagt, dass er mit dem „Bösen" Umgang pflegt, aber ich glaube, dass er es vielmehr mit dem „Guten" hält, weil in einer ihrer Kirchen, deren es zahlreiche in der Stadt gibt, die wundertätige Muttergottes ist, die so mächtig ist wie unsere in Czenstochau oder die in Pocajow. Man erzählt, dass vor dieser Muttergottes Tag und Nacht Kerzen brennen und dass drei Bischöfe, ununterbrochen davor kniend, Litaneien beten. — So wie die Schweden Jasna Gora (Czenstochau) nicht einnehmen konnten, ebensowenig können wir Przemysl einnehmen, weil die wundertätige Jungfrau die Stadt mit ihrem Mantel bedeckt. — Nun grüsse ich Euch alle, meine Lieben, und bitte Euch, mir ehestens zu antworten. Ich schliesse mein Schreiben mi dem christlichen Grusse: Gelobt sei Jesus Christus in alle Ewigkeit! Amen."

Dieselbe Zeitung veröffentlichte am 5. Febr. 1915 auch folgenden Bericht:

Legenden über Przemysl im russischen Heere. Die Tatsachen, wie die der unerhört heldenmütigen Verteidigung der Festung während der ersten Belagerung, sowie die enormen Verluste der Russen riefen unter den russischen Soldaten eine furchtbare Angst vor dem Befehle hervor, gegen diese „entsetzliche Festung" zu marschieren. Kein Wunder, wenn derzeit unter den russischen Soldaten allerlei Legenden über diese „furchtbare Festung" entstanden. Die russischen Soldaten singen auch ein Lied, in welchem es heisst, dass Przemysl ein Teufel erbaute und nur wieder Teufel diese Festung erobern können. Viele russische Soldaten, welche die erste Belagerung mitgemacht haben, erzählen, dass sie gesehen haben, wie die Gottesmutter mit ihrem Mantel die Stadt beschütze und alle gegen die Stadt gerichteten Geschosse abprallen.

Ein „heiliger Brief" an die russischen Soldaten. Aus Debreczen wird geschrieben: Unter den jüngst eingelieferten russischen Gefangenen befand sich auch ein Soldat des 58. Infanterieregiments namens André Gucsabkij. Bei diesem wurde ein im Pocsajewer russischen Kloster vervielfältigter „heiliger Brief" gefunden, den die Armeeleitung unter die Soldaten verteilen liess. Dieser Brief lautet in deutscher Übersetzung:

> „Heiliger Brief an die russischen Soldaten! Dieses Schreiben wurde in der Pocsajewer Klosterkirche hinter dem Bild der heiligen Jungfrau gefunden. Den Brief selbst hat der Sohn Christus der heiligen Jungfrau geschrieben, und wer ihn liest, dem bringt der Krieg Glück, der bringt dem Väterchen Glück, dem Zaren aller Russen, auf dass er seine Feinde niederringe.
>
> Russischer Soldat! Ich Jesus Christus gebiete Dir, dass Du diesen Brief, wenn Du ihn gelesen hast, Deinem Kameraden weitergeben sollst. Unser Herr und Gebieter, der grosse und mächtige Zar, ist mit seinen Völkern in Gefahr geraten. Feinde haben ihn angegriffen, wiewohl er über die ganze Welt seine Macht ausbreiten muss, damit alle Lebewesen auf Erden die Güte und den Segen seiner Hand fühlen können. Der grosse und mächtige Zar hat zu den Waffen gegriffen, damit er mit Euch, russische Soldaten, das Erbe seiner Väter vergrössere. Er ist mit Euch in einen siegreichen Krieg gezogen und Eure Pflicht ist es, für den Zaren das Blut zu vergiessen und das Leben zu opfern. In wilden Schlachten ist der Segen der heiligen Jungfrau mit Euch und begleitet Euch auf dem Weg der Gerechten. Ruchlos ist der Feind und verursacht Russland Schaden. Denkt an Eure daheim gebliebenen Familien, an Eure Weiber und Kinder. Verteidigt Ihr aber das Land des Zaren nicht und erntet Ihr keinen Sieg, dann verdient Ihr nicht die Sonne, dass Ihr ihre Wärme fühlt, verdient Ihr nicht die Luft, dass Ihr sie einatmet, nicht die Ernte der Erde, nicht die Gnade des Zaren, die um Euch Strahlen des Glücks windet.
>
> Seid auf der Hut! Wer in des Feindes Hand gerät, stirbt den Tod der Tode. Er fällt der Verdammnis anheim, verliert das Seelenheil, seine Familie wird bis zum siebenten Glied büssen und den strafenden Zorn des Zaren fühlen.
>
> Kämpfet im Namen der heiligen Jungfrau und des Zaren, denn sie sind allgegenwärtig." (Budapester Tagblatt, 30. April 1915.)

Die Austreibung des Beelzebub. Aus Petersburg wird der 'Zeit' gemeldet: In dem Vororte Petersburgs, Parochowoje, befindet sich in der Nähe der Kronpulverfabriken die Kirche zum Andenken an die heilige Paraskewa. Alljährlich am Freitag vor dem 20. Juli wallfahrtet die Bevölkerung der Umgegend zu dieser Kirche, um einem in gleichen Formen sich wiederholenden, beispiellos rohen Schauspiel beizuwohnen. An der Rückseite der Kirche ist ein grosses Heiligenbild der Märtyrerin Paraskewa angebracht. Eine tausendköpfige Menge umlagert den Platz, die mit gespannter Aufmerksamkeit zuschaut, wie drei kräftige Burschen, die auf einem Gerüst stehen, ein nur mit einem Hemde bekleidetes junges Frauenzimmer zum Bildnis der heiligen Paraskewa hinaufziehen. Zwei Burschen haben je einen Arm der Unglücklichen gefasst, während einer das Mädchen an den Haaren zerrt. Unter unmöglichen Quälereien bis zum Bilde emporgerafft, muss die angeblich vom Teufel Besessene unzählige Male die heilige Para-

skewa küssen und laut klagend um Vergebung bitten. Alsdann wird die vor Schmerz halb Ohnmächtige wiederum an den Haaren auf die Erde herabgelassen. Nun wird ihr der Mund gewaltsam geöffnet und unglaubliche Mengen Wasser hineingegossen, um den in der Mädchenseele wohnenden Teufel zu ertränken. Diese Prozedur dauert so lange, bis die Arme, dem Ersticken nahe, zusammenbricht. Ein zufälliger Augenzeuge erkundigte sich nach dem Zweck dieses barbarischen Vorganges. Ihm wurde die Antwort zuteil, dass der Teufel das Mädchen zur Unzucht verleitet habe. Die heilige Paraskewa heilt aber die durch ihr ausschweifendes Leben erkrankten Mädchen und treibt den bösen Geist aus. Noch weitere sechs Mädchen erwartete das gleiche Schicksal. Ergeben, unter fortwährendem Bekreuzigen, liessen die Unglücklichen die Grausamkeiten über sich ergehen. Dafür gewannen sie das Bewusstsein, die heilige Paraskewa habe ihnen ihre Schuld verziehen und sie von der Schmach befreit. Nachher wurden die „Geheilten" in reichgeschmückte Gewänder gehüllt und wieder als vollberechtigt in die Dorfgemeinschaft aufgenommen. Wie gross die Volksmenge ist, die diesem Schauspiel beiwohnt, geht aus der Angabe hervor, dass 647 im Gedränge zu Schaden Gekommenen ärztliche Hilfe zuteil werden musste. Zwei Frauen und drei Kinder wurden aber zu Tode gedrückt. So geschehen am 20. Juli 1913 im „Kulturstaate" Russland. Nicht etwa in einem verlassenen Erdenwinkel des gewaltigen Reiches, sondern 20 Werst von der Residenz entfernt. (Bukow. Nachrichten, 15. August 1913.)

Aus Aberglauben ermordet. Wie aus Warschau gedrahtet wird, verbreitete sich im Dorfe Molice bei Sandomierz unter der Bauernschaft die Wahnidee, dass an dem diesjährigen schlechten Sommerwetter ein Ortsbewohner schuld trage, dessen unmoralischer Lebenswandel Gottes Zorn und Strafe heraufbeschworen habe. Die abergläubischen Bauern rotteten sich zusammen, zogen vor das Haus jenes Bauern, namens Cichon, überfielen ihn, schleppten ihn sodann in den Hof und schlugen so lange mit Knütteln auf Cichon ein, bis dieser kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Die Täter wurden verhaftet. (Bukow. Nachrichten, 29. Aug. 1913.)

Graz. Raimund Friedrich Kaindl.

Zur Völkerschlacht am Birkenbaum.

Über die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft am Birkenbaum hat bereits 1897 Friedrich zur Bonsen eine zusammenfassende Arbeit veröffentlicht. (In 3. Auflage erschienen 1910.) Das gleiche Thema behandelt im Anschluss an das Aufleben alter Prophezeiungen im Weltkrieg im Jahre 1915 Stephan Steinlein: 'Über die Herkunft der Sage und Prophezeiung von der letzten Weltschlacht am Birkenbaum in Westfalen, mit Erläuterungen zur deutschen Kaisersage und heutigen Weissagung.' Er kommt dabei aber über das Werk seines Vorgängers nicht heraus[1]).

Zu einem Punkt, der sich bei zur Bonsen (S. 7) findet und den Steinlein (S. 52) einfach von dort übernommen hat, sei eine Berichtigung gebracht. Es heisst da: „In den Freiheitskriegen, welche die Völker in den Kampf trieben gegen den Unterdrücker, scheint die Schlacht (am Birkenbaum) von der Bevölkerung Westfalens nicht erwartet worden zu sein." Dem widerspricht aber

1 Eine neue Kritik versucht F. Rohr: 'Die Prophezeiung von der Entscheidungsschlacht des Europäischen Krieges am Birkenbaum und andere Kriegsprophezeiungen (1917). Er will die Weissagung aus den zeitlichen Umständen ihrer Entstehung, nämlich den Ereignissen des Jahres 1701, auf den Nordischen Krieg und den Spanischen Erbfolgekrieg deuten — in manchem vielleicht richtig, im ganzen doch nicht überzeugend.

eine bei Scheible, Volkswitz der Deutschen über den gestürzten Napoleon I., Stuttgart 1849, S. 123 ff. abgedruckte Prophezeiung: 'Der Prophet der neuesten Ereignisse. — In einem Kloster gefunden. Nebst Gedanken und Vorhersagungen von Klinger.' Im Jahre 1805 ist der Verfasser mit einem Kriegskameraden in der Nähe von Paderborn einquartiert und erfährt bei dieser Gelegenheit den Inhalt einer alten Schrift im Kloster zu Hildesheim: 1805 wird ein Krieg zwischen den drei grössten Mächten Europas ausbrechen, der aber schnell enden wird. 1806 wird Preussen eine Schlacht verlieren, der König muss mit dem Rest des Heeres an die Grenze seiner Staaten, es gibt Frieden im Norden, aber nicht in ganz Deutschland. Ein neuer Sturm, der aber auch schnell endet, wird losbrechen, und der Friedensschluss wird alle nordischen und deutschen Völker erbittern. Im Jahre 1812 werden die französischen Heere in Scharen nach Norden ziehen, und von nun an wird es den bisher siegreichen Völkern unglücklich ergehen. Der nordische Kaiser wird mit dem König von Preussen einen Bund schliessen, an dem sich alle Fürsten vom alten Stamme Deutschlands beteiligen, und so wird sich Preussen auf eine Stufe erheben, auf der es bisher noch nicht gestanden hat. 1813 kommt es dann zur Entscheidung hinter der Porta Westphalica bis jenseits Tecklenburg, auf den Schafbergen bei Ibbenbühren (in der Grafschaft Lingen im Grossherzogtum Berg). Allda werden über Land und Meer so viele und so mancherlei Truppen zusammenkommen, als man in solcher Mannigfaltigkeit noch nie beisammen gesehen hat. Freunde und Feinde werden sich ähnlich sehen und die Streitenden sich nur im Kampf an der Sprache erkennen. Der Feind wird über die Grenze des Rheins hinaus fliehen, und ein Friede in Europa wird die Frucht dieses Sieges sein. Dann werden in tausend Jahren Deutsche gegen Deutsche keinen Krieg mehr führen. — Ganz Westfalen kennt diese Prophezeiung, und der Verfasser kann viele rechtliche Männer nennen, denen er vor sechs Jahren davon gesprochen hat; auch hat er das Wunderschlachtfeld, auf dem sich Deutschlands Schicksal entscheiden soll, selbst gesehen.

Die Anklänge an die oft variierte Birkenbaum-Sage sind unverkennbar: wenn auch das Baummotiv fehlt, wenn auch die Schlacht weiter nördlich verlegt wird als in der alten Sage, wo der westfälische Hellweg, der alte Heerweg vom Niederrhein zur Weser, der Schauplatz des letzten grossen Ringens ist, so ist sie doch auf westfälischem Boden lokalisiert und ist der furchtbare Endkampf, der nach Strömen Blutes ein greifbares glückliches Ergebnis enthält. — Ein am Westrande des Teutoburger Waldes gelegener Schafberg kommt in der Birkenbaum-Sage einmal vor. (Zschr. f. Kulturgeschichte 4, 288.)

Ob es sich bei dieser Prophezeiung um den Dichter Maximilian Klinger als Verfasser handelt, liess sich nicht ermitteln. In seinen gesammelten Werken (Cotta 1842) findet sich die Stelle nicht. Scheible hat ja wahllos alles, was ihm unter die Hände kam, ohne genaue Orts- und Zeitangaben und kritische Prüfung abgedruckt, wenn es sich nur auf sein Thema bezog, das in diesem Fall die Kämpfe 1805—13 waren. Das Datum der Aufzeichnung dürfte wohl 1809/10 sein. Darauf deutet weniger das 'vor 6 Jahren', was ja einfach eine geschickte Fassung sein könnte, um den Glauben an die Echtheit der Prophezeiung aufrecht zu erhalten, als vor allem die Angabe 'in der Grafschaft Lingen im Grossherzogtum Berg'. Das Grossherzogtum Berg, diese napoleonische Schöpfung, erhielt 1809 die Grafschaft Lingen, die aber 1810 an Frankreich abgetreten werden musste. Da sie 1814 zwar wieder an Preussen kam, 1815 aber im Frieden an Hannover fiel, wird man mit Ausnahme jener kurzen Zeit nicht von einer Zugehörigkeit zum Grossherzogtum Berg sprechen können — immer vorausgesetzt, dass der Verfasser

diese Besitzverhältnisse genau kannte oder dass er diese Bemerkung nicht in der bestimmten Absicht gemacht hat, die Glaubwürdigkeit seiner Darstellung zu erhöhen.

Die echte alte Prophezeiung von der Völkerschlacht am Birkenbaum hat wie so vieles alte volkskundliche Gut jetzt im Weltkrieg ihre Wiederauferstehung gefeiert. 'Die Seherblicke aus Eschweiler', die auf den Ausgang des jetzigen Krieges sich beziehen sollen, stellten sich als Umformung der alten Sage dar, die einige aktuelle Zutaten erhalten hatte. (zur Bonsen, Prophezeiungen, S. 51: Grabinski S. 219ff.) Und noch im März und April des Jahres 1917 tauchte in verschiedenen Zeitungen die Nachricht von einer Wismarer Prophezeiung auf, die unleugbar die Birkenbaumsage zum Vorbild hatte (Rohr S. 19). Hier lässt sich ganz genau trennen, was altes Sagengut ist (Leerstehen des päpstlichen Stuhles, der Fürst, der verkehrt zu Pferde steigt usw.) und was aus den jetzigen Zeitereignissen heraus neu dazu gekommen ist (Anspielungen auf die Zeppeline, die U-Boote, die Brotkarte usw.).

Berlin. Margarete Rothbarth.

Zur Literatur der Kriegsprophezeiungen.

Die wichtigsten Prophezeiungen zum Weltkrieg sind schon in zusammenfassenden Darstellungen behandelt. Zu nennen sind vor allem: F. zur Bonsen, Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914—1916 (Köln 1916, vgl. oben S. 174). A. Hellwig, Weltkrieg und Aberglaube, Erlebtes und Erlauschtes (Leipzig 1916, oben 26, 216), B. Grabinski, Neuere Mystik. Der Weltkrieg im Aberglauben und im Lichte der Prophetie (Hildesheim 1916, S. 212—274). Es seien hier noch mehrere Schriftchen erwähnt, die diesen Verfassern entgangen oder erst nach ihren Publikationen erschienen sind:

1. 'Die Entscheidungsschlacht bei Pinsk und die Wiederherstellung des Königreichs Polen. Außerordentliche Weissagung des seligen Andreas Bobola S. J. († 1657) mit einem Bericht über das Leben und das grauenvolle Martyrium des Seligen von Prof. Dr. Albert Steumer. 2. u. 3. Auflage. Vechta in Oldenburg 1915'. Darin wird die Vision des Wilnaer Dominikanerpaters Korzeniecki im Jahre 1819 geschildert, wonach auf der Ebene von Pinsk ein furchtbarer Kampf stattfinden solle, nach dessen Ablauf Polen wiederhergestellt und der Märtyrer Bobola als sein Schutzpatron anerkannt werde. Dieser Augenblick sei jetzt gekommen, denn die geschlagenen Russenheere eilten schon auf Pinsk zu; — damit sind die termini ante et post quos der Entstehung der Schrift ziemlich genau gegeben: am 15. September 1915 war der Einzug in Pinsk, am 26. August war Brest-Litowsk gefallen, wodurch der Weg nach Pinsk frei wurde. 'Nach wenigen Tagen' ist laut Aussage des Verfassers im Vorwort eine neue Doppelauflage dieser Schrift nötig geworden. Die Sage von der Wiederherstellung Polens ist jetzt weit verbreitet, sie findet sich in verschiedenen Abhandlungen über Kriegsprophezeiungen (z. B. A. Grobe-Wutischky, Der Weltkrieg in der Prophetie, S. 79; Rohr, Schlacht am Birkenbaum S. 64), besonders auch in den französischen, wo sie natürlich im entgegengesetzten Sinn wie in Deutschland ausgelegt wird. Auch die Polen denken nach der Gazetna Narodowa voll heimlicher Hoffnung 'an die Stunde des großen Völkerkriegs, die nach einer alten in unserem Volke verbreiteten Sage Polen die Freiheit wiederbringen sollte' (Frankfurter Zeitung, 2. Morgenblatt vom 9. November 1916.)

2. 'Was sagt die Bibel vom Weltkrieg? 1. Teil: Gog und seine Niederlage Hesekiel 38 und 39. Ein Nachweis, daß England Gog ist, von welchem der Prophet geweissagt hat, und darum in diesem Kriege unterliegen muß. Nachgewiesen von Pastor D. W. Langelett, Luzerne, Jowa. Selbstverlag'. Vielleicht ist dies das merkwürdigste und unfreiwillig humoristischste Erzeugnis der ganzen Prophezeiungsliteratur unserer Tage, und es ist nur zu bedauern, daß die späteren Teile der Schrift, die sich mit Daniel und der Offenbarung Johannis beschäftigen sollen, anscheinend nicht erschienen, jedenfalls in Deutschland nicht aufzutreiben sind. Die Beweisführung ist etwa so: Da der Prophet von dem Reiche Gog so Schreckliches prophezeit hat, hat sich wohlweislich kein Land diesen ominösen Namen beigelegt. Und nun wird der Nachweis geliefert, daß alle vom Propheten genannten Völkerschaften in diesem Krieg auf der Seite der Verbündeten kämpfen, und sodann, daß England unter diesen die Rolle spielt, die der Prophet dem Gog zuschreibt. Die Engländer, 'die in den Inseln wohnen', die, wie es bei Hesekiel heißt, ein Heer von Mohren. Persern, Libyern mit sich führen, kämpfen als Gog gegen Israel, d. h. die Deutschen! In dieser Weise wird die These kühn durchgeführt.

3. 'Les prédications sur la fin de l'Allemagne, réunies et commentées par R. d'Arman. Paris' (ohne Datum, das sich aber aus inneren Gründen leicht ermitteln läßt: ein Artikel vom 10. September 1914 ist in der Schrift zitiert, aber sie weiß noch nichts vom Eintritt der Türkei in den Weltkrieg, der am 31. Oktober 1914 erfolgte). Wer der Verfasser ist, läßt sich mit unseren augenblicklichen Hilfsmitteln nicht feststellen; sein Name kehrt auf der Anzeigenseite des Umschlags wieder, wo sein Buch angezeigt ist: D'Arman et Général Pau, L'armée française en face de l'armée allemande.' Es handelt sich hier um eine Zusammenfassung aller Prophezeiungen, die 'avec une concordance surprenante' auf das Ende Deutschlands und der Hohenzollern hinweisen. Das psychologisch Interessante dabei ist, daß fast alle Weissagungen, die zur Erhärtung dieser These herangezogen werden, auch in der deutschen Prophetieliteratur behandelt sind: dort natürlich mit dem entgegengesetzten Ergebnis. Die Methode ist bei beiden Parteien die gleiche: Stellen, die nicht in die Tendenz passen, werden entweder einfach fortgelassen oder solange gedreht und gewendet, bis sie die Gestalt haben, die sie nach der Absicht der Verfasser besitzen sollen. Ohne weiter auf d'Armans Methode einzugehen, die ja nur psychologisch, nicht sachlich von Interesse wäre, muß doch noch hervorgehoben werden, daß der französische Rationalismus bei dem Verfasser öfters zum Durchbruch kommt, so daß er seinen eigenen Ausführungen skeptisch gegenübersteht: trotz den anmasslichen Einleitungsworten wird sein Programm nicht gewahrt, sondern fast alle Behauptungen werden in der Ausführung bescheiden eingeschränkt: 'Das kann sich vielleicht auf die gegenwärtigen Ereignisse beziehen'. — 'Das bedeutet vielleicht einen Krieg, vielleicht einen Sieg der Franzosen'. — 'In bezug auf genaue Bezeichnung haben Vorhersagungen im allgemeinen grosse Elastizität' u. s. f.

4. 'Gabriel Langlois, Les prophéties relatives à la guerre de 1914—1915. Paris 1915.' Ähnlich wie die vorhergehende Schrift, nur insofern noch kritikloser, als sie sich mit ganz unwesentlichen begleitenden Bemerkungen begnügt und in der Hauptsache nur den Text der schon bekannten Prophezeiungen bringt. Für Deutschland interessant sind aber drei darin geschilderte 'phénomènes mystérieux'. Einmal, dass die Elberfelder Pferde des Herrn Krall im August 1914 grosse Unruhe, Appetitlosigkeit, Nervosität zeigten. Anstatt die Kubikwurzel aus einer gegebenen Zahl zu ziehen, antworteten sie immer: „1915". Dies sollen die 'Neusten

Nachrichten, Organ von Ostpreussen' (?) am 16. August 1914 berichtet haben. Ferner: im Mai 1914 seien der Kaiser und Bethmann Hollweg in den Juliusturm zu Spandau gegangen, als plötzlich auf der letzten Pforte in französischer Sprache die Worte sichtbar wurden: 'La citadelle ne tardera pas à subir de nouveau le sort de . . .'. Niemand wusste, woher diese Worte stammten. Der Kaiser liess sie nicht auslöschen, wohl aber alles sorgfältig abschliessen, so dass bis zu seinem nächsten Besuch niemand dort gewesen sein konnte. Als er aber dann im Juni wieder hinging, war der Satz vollendet: 'le sort de 1806', dem Jahre, wo die Franzosen Spandau in Besitz genommen hatten. Schliesslich die charakteristischste dieser neuen Sagen, weil sie an eine alte Überlieferung anknüpft, nämlich an die Sage von der Weissen Frau: Dreimal sei sie dem Kaiser in den Monaten Juni und Juli 1914 erschienen. Zum erstenmal um Mitternacht im Schlosse von Potsdam, dann Nachmittags in der Ahnengallerie des Berliner Schlosses und schliesslich im kaiserlichen Park. Die beiden ersten Erscheinungen werden ausführlicher geschildert, über die dritte wird nichts Näheres berichtet; eine Berliner Zeitung habe Erklärungen dazu geben wollen, doch habe man ihr bedeutet, sie möge schweigen. Da diesen Erzählungen eine kleine historische Abhandlung über die Weisse Frau (vgl. J. G. Th. Grässe, Sagenbuch des Preussischen Staates, Glogau 1868, 1, 15ff.) vorausgeschickt ist, sowie über die Bedeutung ihrer Erscheinungen vor dem Tod eines Hohenzollern, so ist der tendenziöse Zweck der Sage klar.

5. 'Yves de la Brière, Le destin de l'Empire allemand et les oracles prophétiques. Essai de critique historique. Paris 1916.' Dieses Büchlein ist weniger eine Zusammenstellung aller Prophezeiungen als vor allem eine sorgfältige Kritik einer bestimmten Anzahl. Der Verfasser, der ein frommer Katholik ist und seinem Buch ausdrücklich das Verbot des Index-Gesetzes über Prophezeiungen voranstellt (seine Schrift hat natürlich das 'imprimatur'), verfolgt die Entstehungsgeschichte verschiedener Prophezeiungen, zeigt ihre Zweideutigkeit und weist vor allem in ernsthafter kritischer Methode nach, wie eine Anzahl von ihnen umgearbeitet und gefälscht worden ist, um der gegenwärtigen Lage angepasst zu werden. Auf diese Weise behandelt er die Fiensberger Prophezeiung (zur Bonsen S. 14, Hellwig S. 79) die Lehniner Weissagung (Grabinski S. 218), die Birkenbaumsage, die Antichristsage des Bruders Johannes, wobei die tendenziöse Bearbeitung durch Péladan besonders scharf gegeißelt wird, die Prophezeiungen von Bobola und dem Curé d'Ars. Die beiden letzten verwirft er nicht ganz, da es sich ja um von der Kirche anerkannte Männer handelt, doch ist er auch hier vorsichtig und kritisch in seinen Folgerungen. Übrigens sei auf die Prophezeiung des Curé d'Ars besonders hingewiesen, die in zwei französischen Darstellungen auftaucht (de la Brière, S. 124ff. mit ausführlichen Dokumenten; d'Arman S. 29), in Deutschland aber, soweit sich aus dem vorliegenden Material beurteilen lässt, noch nicht belegt ist; wohl weil sie spezifisch tendenziös im französischen Sinne ist, ist sie im Volke noch nicht aufgetaucht und daher auch nicht in die wissenschaftlichen Darstellungen, die ihr Material hauptsächlich aus einem bestimmten Vorstellungskreise nahmen, übergegangen.

Berlin. Margarete Rothbarth.

Zu Georg Polívkas 60. Geburtstag.

Am 6. März 1918 feierte in Prag der auch den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannte Forscher Professor Dr. Georg Polívka seinen 60. Geburtstag. — Geboren 1858 zu Enns in Oberösterreich, wo sein Vater als Eisenbahningenieur

tätig war, besuchte er das Gymnasium zu Prag und studierte an den Universitäten zu Prag und Agram die slawischen Sprachen. 1885 habilitierte er sich an der čechischen Universität zu Prag, an der er jetzt als ordentlicher Professor der slawischen Sprachen und Literaturen wirkt. Schon sein Lehrer J. Gebauer, der Begründer der historischen Grammatik der čechischen Sprache, hatte ihn durch seine Vorlesungen über mittelalterliche Literatur zu stoffgeschichtlichen Studien angeregt; noch mehr wirkte in dieser Richtung auf ihn eine im Winter 1889—90 unternommene Reise nach Russland, auf der er in Verkehr mit Pypin, Veselovskij, Tichonravov und andern russischen Forschern trat. Durch gründliche philologische Schulung und durch Untersuchungen mittelalterlicher Legenden vorbereitet, ging er an die durch ausländische Einwirkungen so vielfach beeinflussten slawischen Volksüberlieferungen heran und gelangte früh zu der Erkenntnis, dass sich die Entstehung und Wanderung der Märchen nicht durch eine einzige Theorie erklären lasse, da ihr Stoff nicht einheitlichen Ursprungs sei. Der kühne Plan, der sowohl durch das Vorbild westeuropäischer vergleichender Literaturwissenschaft als durch den Verkehr mit russischen und polnischen Gelehrten wie A. Pypin, A. Veselovskij, J. Karłowicz angeregt wurde, erforderte eine ausserordentliche Energie, da die Fülle des unbearbeiteten Stoffes geradezu abschreckend wirkte. Seit dem Ende der achtziger Jahre veröffentlichte P. slawische Parallelen zu bekannten Stoffen, wie dem Doktor Allwissend oder König Midas; abgerundete Abhandlungen über die Märchen vom Fischer und seiner Frau und Le chat botté (im bulgarischen Sbornik 1899) folgten. 1904 erschienen seine Studien zur vergleichenden Märchenkunde (Pohádkoslovné studie), welche drei Märchen (Grimm nr. 20. 64. 133) und vier Legenden (Grimm nr. 44. 101 und die slavischen Erzählungen vom reuigen Teufel und vom rachsüchtigen Heiligen) mit erstaunlicher Belesenheit durch alle Volksliteraturen verfolgen. Viele in verschiedenen slavischen Sprachen geschriebene Arbeiten erschienen in den Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, in čechischen, polnischen, russischen, bulgarischen Zeitschriften, in den Publikationen der südslawischen Akademie der Wissenschaften in Agram u. a. In deutscher Sprache veröffentlichte P. in dieser Zs. 1898 'Seit welcher Zeit werden die Greise nicht mehr getötet', 1900 'Tom Tit Tot', 1903 'Die undankbare Gattin', 1913 'Der Trug des Nektanebos', 1916—17 'Personifikationen von Tag und Nacht'; in der Zs. f. österr. Volkskunde 1901 'Vampyr', 1905 'Eine alte Schulanekdote', im Archiv für Religionswissenschaft 1 'Zur Polyphemsage', 6 'Vom Wechselbalg'; im Archiv für slawische Philologie 1905 'Der kluge Knabe'. Über seine Monographie über die Lebenszeichen soll nächstens berichtet werden. Zahlreich und gediegen sind auch seine Anmerkungen zu fremden Märchensammlungen, z. B. die kritischen Anzeigen im Archiv f. slav. Phil., zu Kubíns čechischen Märchen aus der Grafschaft Glatz (1909—1914), insbesondere der slavische Teil der mit J. Bolte herausgegebenen Anmerkungen zu den KHM. der Brüder Grimm; nirgends sonst ist der slawische Märchenstoff in solchem Umfange wie in diesem grossen Werke kritisch bearbeitet worden. Einzig in ihrer Art sind endlich die Berichte über südslavische, russische und ukrainische Volkskunde in dieser Zeitschrift. Hoffen wir, dass dem rastlosen Forscher, dem besten Kenner der slavischen Märchen, vergönnt werde, die reifen Früchte dreissigjähriger Arbeit noch in manchem trefflichen Werke niederzulegen!

Prag. J. Horák.

Arthur Kopp †.

Am 10. Januar 1918 verstarb nach längerem Leiden zu Lübeck unser früheres Mitglied Professor Dr. Arthur Kopp, ein kenntnisreicher und sorgsamer Forscher auf dem Gebiete des deutschen Liedes, dem auch unsere Zeitschrift wertvolle Beiträge verdankt. Er war ein Ostpreusse, der aber die fruchtbarsten Jahre seines Lebens, von 1887 bis zu seiner Übersiedlung nach Marburg 1909, in Berlin zubrachte. Zu Insterburg am 19. Dezember 1860 geboren, studierte er seit 1878 in Königsberg Philologie und trat dort 1884 in den Lehrerberuf ein, verliess ihn aber nach zwei Jahren, um sich dem Bibliotheksdienste zu widmen. Er wurde zunächst Hilfsarbeiter bei der Königlichen Bibliothek in Berlin und rückte allmählich zum Oberbibliothekar auf. Mit der Übersiedlung in die Reichshauptstadt wandte er sich zugleich von der klassischen Philologie ab, der er als Schüler Arthur Ludwichs durch verschiedene Arbeiten über griechische Lexikographen gedient hatte, hauptsächlich wohl, weil er mit einem Versuche, eine Sammelhandschrift des Athosklosters als eine freie Erfindung des französischen Herausgebers zu erweisen, keinen Erfolg errang. Mit gutem Humor betitelte er eine damals unter dem Pseudonym P. Raph. Turko herausgegebene Sammlung seiner Gedichte 'Trümmer aus dem geistigen Leben eines Gescheiterten', versicherte aber in der Widmung seinen Königsberger Kommilitonen, dass es doch mit ihrem früheren 'Bierpoeten' nicht so schlimm stehe. Das neue Gebiet, auf das er sich voll Eifer warf, war die deutsche Lyrik des 16.—18. Jahrh., für die er in den zumeist aus Meusebachs Sammeleifer herrührenden gedruckten und hsl. Schätzen der Berliner Bibliothek überreiches Material fand. Vom Studentengesang ausgehend, untersuchte er die Entstehung und Verbreitung einzelner Lieder (Gaudeamus, Crambambuli, Schöne Spielwerk, Vetter Michel, Morgenrot, Bremberger, Tageliede schwedische Nachbildungen deutscher Originale), lichtete das um verkannte Persönlichkeiten, wie Jörg Grünwald, Günther, den ehrenwerten Buchdrucker J. Balhorn, den kuriösen Dr. Eisenbart oder den böhmischen Grafen Spork, gebreitete Dunkel, beobachtete den Gebrauch der Akrostichons, sammelte Tabakslieder (1893) und Liebessprüche (1902). Den Dank der Liedforscher verdiente er sich ferner durch die mit gelehrter Gründlichkeit unternommene systematische Durcharbeitung der älteren Liederhandschriften und Liederbücher und die Veröffentlichung der Heidelberger Handschrift Pal. 343 (1905), des Bergliederbüchleins (1906) und der Crailsheimschen Hs. (1899). Einen nützlichen Überblick über die älteren deutschen Liedersammlungen gab er 1909 im Archiv für die neueren Sprachen 121. — Auch während der letzten Jahre, als er in Marburg körperlichen Leidens wegen aus dem Amte geschieden war, setzte er seine Forscherarbeit fort, wie er bisweilen auch Beiträge zur Kriegslyrik lieferte. Im Herbste 1917 siedelte er nach Lübeck, der Heimat seiner Gattin, einer Schwester seines früheren Berliner Kollegen K. Th. Gaedertz, über. Dort hat ihn der Tod ereilt.

Berlin. Johannes Bolte.

Berichte und Besprechungen.

K. Rhamm, Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slawischen Waldgebiet.

Ein Buchauszug.

(Schluss, vgl. oben 26, 385—399. 27, 71—83.)

IV. Abschnitt:

Der südbajuvarische Bauernhof in seinen skandinavischen Beziehungen ('Feuerhaus' und 'Ringhof').

(S. 807—1055.)

14. Kapitel. Das südbajuvarische Doppelhaus ('Feuerhaus' und 'Rauchstube').

(S. 807—900.)

1. Das Doppelhaus (S. 807—815). Von der skandinavischen *stofa* wissen wir, dass sie an der einen Giebelseite ein Vorhaus hatte. Abgesehen von der entlehnten slawischen *istuba* und der kärntnisch-steirischen *Rauchstube*, unterscheidet sie sich dadurch von allen europäischen Häusern, die den Eingang ('Langtüre') oder ihr Vorhaus alle auf der Langseite (Traufseite) haben. Rh. sieht nun darin einen grundlegenden und für die weitere Entwicklung des Hauses ausserordentlich wichtigen Unterschied. Die erste Art (mit Giebelvorhaus) enthält schon in ihrer ursprünglichsten Form die Möglichkeit einer Erweiterung des Hauses in der Längsrichtung: das Giebelvorhaus wird als erster Schritt solcher Entwicklung zur Speis- oder Schlafkammer, oder beim Eindringen des deutschen Stubenofens zum Herdraum. Als zweiter Schritt folgt dann die Anschiebung anderer Räume an die andere (bisher freie) Seite des alten Giebelvorhauses. Dadurch entsteht das Doppelhaus. — Diese ganze Entwicklung zeigt sich uns in Skandinavien, Russland und Polen und im ostalpinen Rauchstubenhaus. Auf dem ganzen deutschen Gebiet (am reinsten beim niedersächsischen, dann aber auch beim fränkischen Bau) sehen wir dagegen ausnahmslos die vom Herdraum direkt in den Hof führende Langtüre. Wo wir aber (wie in Bayern und Tirol) neben der Küche (und scheinbar seitlich von der Küche) ein durchgängiges Vorhaus finden, da ist dies deutlich auf einen alten Einbau zurückzuführen, der ursprünglich aber auch ein deutliches Langtürhaus war. So liegt z. B. beim Mittertennbau die Tenne zwischen dem Herdraum und dem Stall. Als nun die Ofenstube eindrang und die Tenne durch Einführung einer eigenen Scheune von ihrem alten Platz wegrückte, legte sich die neue Stube direkt an den alten Herdraum, der nun in eine Küche und in eine hinter ihr liegende Stube geteilt erscheint, während an die Stelle der alten Tenne zwischen Küchen-Stube und Stall ein durchgehendes Vorhaus entstand. Es ist sehr bezeichnend für diese Entwicklung, dass bei diesem Mittertennhaus tatsächlich alle Türen (von Küche und Stube) quer auf diese alte Tenne oder das neue durchgängige Vorhaus ausmünden. Dem ganzen mitteldeutschen (fränkischen) Hofbau legt sich dieser alte Mittertenn-Einbau in einer geographischen Ausdehnung vom Jura bis zur Traun vor. Südlich von diesem Gürtel aber, vom Vintschgau bis zur mittleren Mur, zieht sich, stets im Kampf mit romanischen und slawischen Einflüssen, eine ganz anders geartete Hausform hin, ein Streubau, der aus einem getrennten Wohnhaus mit Giebel-Vorhaus ('Feuerhaus') und einem eigenen Wirtschaftsgebäude ('Stadl' oder 'Futterhaus') besteht. Man hat bisher auch dieses ganze Gebiet als bajuvarisch bezeichnet. Rh. sucht nun — und das ist wohl die bedeutendste Frucht seines Werkes — im ganzen folgenden

(aber begründet durch alles Vorhergesagte) nachzuweisen, dass diese bajuvarische Ableitung unmöglich ist, vielmehr auf Schritt und Tritt in allen Haus- und Wirtschaftsformen dieses südostalpinen Gebietes deutlich skandinavische Einflüsse bemerkbar sind.

2. Das Südtiroler Doppelhaus (S. 815—828). Bis nach Franzensfeste herab herrscht der bajuvarische Einbau. Aber schon im Ridnaun stossen wir auf Mischungen und die Bezeichnung *laben* für Vorhaus, und von Franzensfeste südwärts (bes. schön bei Kastelruth) herrscht fast durchweg der Streubau, bei dem das Wohnhaus ausdrücklich '*Feuerhaus*', das Wirtschaftsgebäude 'Futterhaus' genannt wird. Das erstere (also eine direkte Übersetzung von *eldhus*) wird von der *laben* durchschnitten, an deren beiden Seiten sich die Wohnräume aufreihen. Gewöhnlich ist die Küche hier nicht auf derselben Seite wie die Stube (grundlegender Unterschied gegen den bajuvar. Einbau!), aber auch wo dies ab und zu vorkommt, wird sie von der *laben* aus geheizt. Im Futterhaus sind unten die Ställe, darüber der Stadel (in der Mitte von der Tenne durchschnitten), ganz oben unterm Dach der *palantsching*. Äusserlich zeigen die Häuser Strohbedachung mit auffallendem Giebelwalm. Das Dach ist ein Rofendach mit Firstbaum. Diesen Streubau finden wir auch in den Seitentälern des Etschtales (Passeier, Sarntal, Ultental, Eggental), während das Haupttal wenig bäuerlich ist. Auch im Pustertal herrscht bis gegen Toblach hin der Streubau, dann aber sehen wir gegen die Kärntnergrenze hin das Bild völliger Regellosigkeit und ein Einschlagen von Einbauten. Erst von Abfaltersbach an stossen wir wieder auf den getrennten Bau.

3. Die kärntnisch-steirische Herdstube (S. 828—840). Anschliessend an die Bünkersche Arbeit in der Gegend des Millstätter Sees (Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien 1902, S. 12 ff.) führt uns der Verf. zunächst in dieses Gebiet. Bei den grösseren Bauernhöfen herrscht durchweg der Streubau; nur Kleinformen (Keuschen u. dgl.) zeigen zusammengeschobene Bauten. Das Wohnhaus ist stets ein Doppelhaus. Der Hauptraum, die *Rauchstube*, ist ein saalartiges Gemach, in dem sich der Bauer und das Gesinde aufhält. Es enthält den Herd stets in Verbindung mit dem Backofen (genaue Besprechung der verschiedenen Verbindungsformen) ohne Rauchfang, aber mit einem Funkenfänger (*kogl*). Zur Rauchableitung dient ein Schiebefensterchen über der Tür. Die Stubenfenster sind auffallend klein und zahlreich. Der Fussboden ist meist gedielt, doch werden aus Steiermark auch Lehmböden (*plötz*) gemeldet. Die *laben* (Vorhaus) ist von auffallender Breite. Jenseits von ihr liegt öfter eine Ofenstube (*kachlstuben*), die aber (ganz wie in Südtirol) auch stets von der *laben* aus geheizt wird. Das Dach ist ein Sparrendach, mit Brettern gedeckt (eingehende Beschreibung!) und Kippwalm (*Tschopf*). Die leicht rekonstruierbare Urform dieses Hauses ergibt eine Rauchstube mit freivorgelegter Giebellaube (genau wie in Skandinavien!).

4. Das 'oberdeutsche' Haus Meringers (S. 841—856). Im Gegensatz zu Henning, Meringer, Bünker u. a. sieht Rh. das Kennzeichen des ursprünglichen oberdeutschen Hauses nicht in der Verbindung von Herdraum und Ofenraum, sondern in der von Herdraum und Stall. Im ganzen inneren Deutschland, wo sich freilich keine so alten Formen wie in Niedersachsen oder in den Alpen erhalten haben, besonders in Niederbayern und im ganzen fränkischen Gebiet habe der Herdraum überall in enger Verbindung und unter einem Dache mit dem Stall gestanden, (Exkurs über den bayerischen Viehhof und oberösterreichischen Vierkant S. 850—852), was der Verfasser durch viele Beispiele und ältere Nachrichten zu beweisen sucht. Die Art, wie in Mitteldeutschland der Stall und die spätere Stube unmittelbar an den alten Herdraum angegliedert sind, beweist, dass

der Herdraum keinen Giebelflur und die Tür also wie heute immer an der Traufseite besessen habe. Die Stube aber, die erst eine spätere Einführung ist, findet sich in allen möglichen Verbindungen (hinter- und nebeneinander, organisch verbunden und als gesondeter Paraderaum) neben dem Herdraum. Was bis in den Balkan vorgedrungen ist (Meringers bosnische Forschungen), ist nicht das 'oberdeutsche Haus', sondern der deutsche Hinterlader, der aber — wie der ganze kärntnisch-steirische Rauchstuben-Zwischengürtel beweist — nicht direkt übertragen sein muss und der sich mit dem alten Herdraum, je nachdem er auf Rauchstube, offenen Herd oder altslawischen Vorderlader stiess, in verschiedener Weise organisch verbunden oder aber bloss an ihn angeschoben habe.

5. Das slawische Haus in Krain und Steiermark (S. 856—867). Auf Grund der Forschungen von Murko, Charuzin, Bünker und eigener Beobachtungen kommt der Verf. zum Ergebnis, dass sich im slowen. Haus der deutsche Einfluss in zwei ganz verschiedenen Arten geltend gemacht habe: In Krain und im benachbarten steirischen Gebiet war der deutsche Kachelofen, in Kärnten und im steirischen Drautale hingegen die Rauchstube das Massgebende. Das Krainer Haus ist durch eine durchlaufende *veža*, in deren rückwärtigem Teil der Herd steht, dreigeteilt. Auf der einen Seite der *veža* liegt die *hiša* mit einem deutschen Hinterlader, der aber zugleich Backofen ist, auf der anderen Seite sind kalte Gelasse. Während nun Murko, Charuzin u. a. mit Meringer annehmen, dass die *veža* der alte Herdraum gewesen sei, hält Rh. die *hiša* für diesen, indem er ihren Ofen für einen Nachkommen eines altslawischen Rauchofens (= *peč*) erklärt. Dieser altslavische Rauchofen ist ein Vorderlader gewesen und, wie Rh. annimmt, später durch das Einwirken des deutschen Hinterladers einfach umgedreht worden, wobei sein eigentlicher Kochabteil zu einem (wenn auch durch eine Wand getrennten) doch organisch mit ihm verbundenen und ins Vorhaus (*veža*) verlegten Herd umgestaltet wurde. Rh.s Beweise hierfür sind: 1. *hiša* heisst nicht nur diese Stube, sondern ursprünglich schlechthin *Haus*. So wird aber überall der alte Herdraum genannt (z. B. *chata*, *izba* usw.). 2. Der altslowenische Name für Ofenstube ist *izba*, die aber, wie Rh. im folgenden Band seines Werkes beweisen wird, stets einen Rauchofen besass. Zwei Feuerstellen nebeneinander aber sind für die frühe Zeit undenkbar. 3. In Kärnten, wo die Entwicklung, wie der nächste Absatz zeigt, anders war, bedeutet *veža* stets kaltes Gelass. 4. Einen Rückstand des alten Rauchofens im heutigen Hinterlader der *hiša* sieht Rh. darin, dass er noch als Backofen dient. Doch gibt Rh. zu, dass dieselbe Eigenschaft in den steirischen Rauchstuben-Feuerstätten gegen ihn spricht. 5. Rauchöfen, bei denen im Ofen gekocht wird, mit winzigen vorgelegten Herdabsätzen kommen noch heute in Zagorje bei Krapina, und — wenngleich sehr selten — bei Cilli und Windisch-Feistritz vor.

6. Das slowenische Haus in Unterkärnten oder das 'wendische Langhaus'[1]) (S. 867—871) nördlich der Karawanken hat die Rauchstube westlich von der Draubiegung schon überwunden, besitzt sie aber noch östlich von dieser. Es zeichnet sich durch eine sehr gleichmässige Anlage aus: drei Räume Kammer, *dimnica* (Rauchstube) oder *jispeč* (Küche) und *hiša* (Ofenstube) liegen in der Firstrichtung nebeneinander; ihre Türen münden alle in eine der Länge nach vorgelegte *lopa* oder *vopa*, die gewöhnlich kniehoch mit Brettern verschlagen und nur auf der der Strasse zugekehrten Giebelseite gemauert ist. Jenseits der

1) Wie es von Rh. im Gegensatz zum 'Doppelhaus' genannt wird.

lopa, gewöhnlich gegenüber der *dimnica* sind Schweineställe und bei weiterer Entwicklung des Hauses (bes. nördlich vom Wörthersee) auch noch andere Räume: angebaut, so dass sich da recht verwickelte Grundrisse finden. Die Ofenstube wird im Gebiete westlich vom Wörthersee *izba*, die *lopa* ebendort *veža* genannt. Rh. meint, dass auch bei diesem Haus der älteste Hauptraum die altslawische hiša gewesen sei, die erst durch das Eindringen der Kachelstube zu einer Rauchstube umgewandelt worden sei.

7. Das deutsche Haus in Unterkärnten (S. 871/72) entwickelt sich ebenfalls in der Firstlinie und hat ebenfalls eine Längslaube, steht also ebenso wie das slowenische Haus Unterkärntens im scharfen Gegensatz zum 'Doppelhaus'. Allein es unterscheidet sich auch vom slowen. Langhaus bedeutend, vor allem dadurch, dass es deutliche Spuren einer Querlaube aufweist. Der Kern des Hauses ist die Rauchstube, die einzelnen Räume sind von verschiedener Tiefe und ungemeiner Regellosigkeit, so dass alle möglichen Winkel und Lücken im Grundriss entstehen, die alle durch die Laube mit ihren verschiedenen Längs- und Querausweitungen ausgefüllt werden. Dieses Haus gehört dem Gurk- und Mettnitztal, der Gegend von St. Veit und Feldkirchen (n. Villach) und vielleicht auch dem Lavanttal an.

8. Das steirische Haus (S. 873—876) stellt sich im Gegensatz zu dem vorigen als echtes Doppelhaus (im östlichen Teil auch in Verbindung mit dem Vierkanthof) dar. Vielfach besitzt es noch die nun mehr und mehr verschwindende Rauchstube, die wir aber für die alte Zeit im ganzen Lande und über dieses hinaus auch im salzburgischen Lungau, Pinzgau und Pongau annehmen müssen. Rh. nimmt also das Doppelhaus schlechthin für die Rauchstube in Anspruch, lässt aber nicht den Schluss zu, dass dort, wo jetzt der hintere Teil der *labn* zu einer abgetrennten Küche geworden ist (Ausseer und mittelsteirisches Gebiet), diese Küche aus einer Abscheidung aus der *labn* entstanden ist, sondern behauptet vielmehr, dass sie in die *labn* verlegt worden sei.

9. Der Ursprung der Längslaube in Unterkärnten (S. 876 — 886). Rh. weist darauf hin, dass die früher besprochene Längslaube Unterkärntens eigentlich ganz dem 'slawischen Stil' entspricht, wie man ihn in Russland, Polen und besonders gleichartig in Kroatien findet. Dazu stellt er alle Argumente in Gegensatz, die für die deutsche Herkunft dieser Längslaube sprechen könnten. Nach einer sehr eingehenden Zusammenstellung aller, oft recht schwer festzustellenden slawischen Dachbezeichnungen fasst er schliesslich seine Untersuchung wie folgt, zusammen (S. 884 f.): A. Gegen den slowenischen und für den deutschen Ursprung der Längslaube spricht: 1. Die alten slowenischen Bauten zeigen eine Einheitlichkeit im Scherendach, das sich mit einer Längslaube schwer verträgt. 2. In altslawischen Sitzen findet sich die Längslaube nicht, wie sie auch keinen eigenen slawischen Namen besitzt. 3. Vielmehr zeigt sich gerade in ihrer Benennung *lopa* ein deutlicher Gegensatz zur Bezeichnung *veža*. B. Für die slowenische und gegen die deutsche Herkunft aber spricht: 1. Das überall bei der Längslaube angewendete Prinzip des 'slawischen Stiles' (Dachvorsprung), der erst die grosse Elastizität z. B. der Gurktaler Bauten ermöglicht. 2. Die regelmässige sichere Anordnung der Räume auf slowenischer gegenüber der Regellosigkeit auf deutscher Seite. 3. Das Auftreten typisch slowenischer Einrichtungen (Verputzen der Fugen, Erker, Oberstockgangln) im Gebiete der deutschen Längslaube. 4. Die Rückständigkeit und Genügsamkeit dieser Bauten. Rh. entscheidet die Frage nicht, denkt aber mehr an deutschen (vielleicht bayrischen) Ursprung

10. Die Ethnographie des Doppelhauses, des Feuerhauses und der Rauchstube. (S. 886—900).

Dem Verf. ist es klar, dass das Doppelhaus in dem weiten Gebiete von den Grenzen der Schweiz bis zur Grenze Ungarns, mit seiner Verbreitung in so zersplitterten Talschaften, seiner starken Zugänglichkeit für romanische und slawische Einflüsse und seiner Einklemmung zwischen dem bayrischen Einbau und dem Unterkärntner Langhaus auf eine gemeinsame Urform zurückgehen muss. Diese Urform sieht er in einem Herdraum mit vorgelegter Giebellaube, wie wir sie beim skandinavischen Haus gefunden haben. Dieser Herdraum war nun offenbar im Westen und im Osten des Gebietes verschieden eingerichtet, indem im Westen der Backofen fehlt, während er im Osten vorhanden ist. Für die älteste Zeit, wo dieser Herdraum bis unter das Dach offen war, ist auch der *Kogel* über dem Herd wegzudenken und dafür ein Licht- und Rauchloch (*lie*) anzunehmen. Der alte Name *Rauchstube* kann ebenfalls von der skandinavischen *stofa* herzuleiten sein, da wir ja im *eldhus* auch den Herd mit dem Backofen verbunden fanden wie dem Verf. auch die in Tirol und Kärnten noch bestehende Bezeichnung *Feuerhaus* für Wohnhaus aus dem skandinavischen *eldhus* zu kommen scheint, zumal wir auch in den gotisch besiedelten ladinischen Gebieten ein *cesa da fueg* für Küche und in den ebenso besiedelten Schweizer Urkantonen überall das Wort *fürhus* finden. Ebenso stellt er die Bezeichnung *Futterhaus* mit dem skandinavischen *foderhus* zusammen.

15. Kapitel: Die Hofanlage: Ringhof und Futterhaus.
(S. 900—961.)

Das Futterhaus ist in diesem ganzen Gebiete an die Obertenne gebunden, die sich sonst auf deutschem Boden nirgends findet. Merkwürdigerweise zeigt aber gerade der oberste, unmittelbar unter dem Dach gelegene Teil dieses Futterhauses neben den deutschen auch ausgesprochen romanische und slawische Benennungen: *Tafel* (Obersteier) *tablat* (Pustertal), *tablà* und *tabia* (in Südtirol): alle 4 Worte gehen deutlich auf *tabulatum* zurück. Dann *oder*, *uder* (Ausseer-Gebiet), *batter*, *pèter*, *pranta*, *gepatter* (in Kärnten und Steiermark), *hulder* und *höllern* (im Lungau). Die Mischung von slovenischen und deutschen Bezeichnungen für diesen Teil des Wirtschaftsgebäudes zeigt sich auch in ursprünglich slovenischen Gebieten (zwischen Klagenfurt und Villach) und in Krain. Rh. schliesst daraus, dass die Slovenen überhaupt keine Scheunenwirtschaft mitbrachten, sondern nur die *Harfe* (*Kozoc*) kannten. (Exeurs über diese *Harfen* und ihre Verbreitung S. 905—907). Dagegen zeigt die heutige slovenische Scheune durchaus deutsche Einrichtungen in der Mitte die Tenne und zu beiden Seiten von dieser die *barna* (-Barren). Es ist für Rh. also ausgeschlossen, dass das Futterhaus dieses Gebietes slawischen Ursprungs sein könnte, wenn es auch im Laufe seiner Entwicklung von dieser Seite manche Anstösse erfahren haben mag. Die Einteilung dieses Futterhauses ist ziemlich gleichförmig: unten befindet sich der Stall, darüber die Scheune. Der Stall ist der Länge nach von einem Mittelgang durchzogen, der merkwürdigerweise *Hof* heisst. Beiderseits dieses Hofes befinden sich bei den alten Stallformen Verschläge (*Kotter*) mit der Krippe in der Mitte, um die das Vieh frei herumsteht. Diese verwickelte Anlage und besonders der Name 'Hof' ist für Rh. ein Zeugnis, dass wir es hier nicht mit einer Urform, sondern mit einer entwickelten Form zu tun haben. Denn der Begriff 'Hof' (der sich im ganzen Gebiet als *Hof*, *vorhof*, *mitterhof*, *wasserhof*, *sonnhof* usw. durchgehends findet) deutet ebenso wie der der Laube (*labn*) im Wohnhaus darauf hin, dass dieser Teil ursprünglich wirklich ein

freiliegender Wirtschaftshof gewesen sein muss, der erst bei der Zusammenschiebung von Gebäuden zu einem Innenraum geworden sein kann.

Der 'Ringhof' (S. 913—933.) Dieser Urform nähern sich nun tatsächlich die sehr altertümlichen Bauernhöfe in der sogenannten 'Gegend' (n. von Villach in Kärnten), deren Wirtschaftshof nach drei Seiten geschlossen unter einem Dach liegt, während seine vierte Seite offen ist. Hier liegen die Ställe im Erdgeschoss und zwar an allen 3 Seiten, und über ihnen die Scheunenräume, während bei ähnlichen Hofformen in den Sanntaler-Alpen nur die 2 seitlichen Teile eigentliche Ställe sind, das Mittelstück aber nur einen Verbindungsraum darstellt, der gewöhnlich als Pferdestall benutzt wird. Bei der noch älteren, nach Rh. aber in den genannten Höfen noch deutlich erkennbaren Urstufe dienten nun ganz wie hier die beiden Seitenteile als Stallungen, das verbindende Mittelstück aber als Tenne. Und auch diese Form hat sich noch bis heute erhalten, nämlich in den von Rosegger als *Ringhof*, vom Volk als *Umadumstadl* bezeichneten Wirtschaftshöfen, wie sie sich noch ab und zu im oberen Mürztal und in der Birkfeldergegend in Steiermark finden. Da nun aber diese Gegenden an das Gebiet des geschlossenen oststeirischen 'Vierkantes' grenzen, läge es nahe, anzunehmen, dass wir es hier einfach mit einer Lockerung dieser Hofform zu tun haben. Das bestreitet aber Rh., indem er darauf hinweist, dass beim Ringhof das Wohnhaus vollkommen getrennt und frei steht, was beim Vierkant, auch in seiner gelockertsten Form nie der Fall ist. — Rh. hält also den nordoststeirischen Ringhof für die Bestätigung seiner schon auf theoretischem Wege gefundenen Ringhof-Urform und erklärt alle Stadelformen in Obersteier und Kärnten, bei denen sich die 3schiffige Einteilung mit dem *Mitterhof* findet, aus dieser Urform entstanden. Nach einer Auseinandersetzung mit dem steirischen Begriff *Marstadl* (S. 922—925), den er als eine jüngere herrschaftliche Hofform (des *rillicus*) erklärt und einer scharfen Polemik gegen Rauschenfels, Architektur des Kärntnerischen Bauernhauses (S. 926—928), stellt Rh. (S. 929—933) die Benennungen im Ringhofgebiete zusammen: Die seitlichen Räume neben der Tenne heissen *barren* (slav. parna) in Kärnten, Steiermark und im salzburgischen Lungau, dagegen *ös* im Gebiete des bayrischen Einbaues und *dille* in Südtirol. Der oberste Raum über der Tenne (gleichgiltig ob diese im Erdgeschoss oder im Obergeschoss liegt), heisst im Grossteil des Ringhofgebietes *birl*, und zwar im Mürztal, Paltental, unteren Ennstal, im Berchtesgadenerland, in Oberösterreich bis Klaus, dann im kärntnerischen Möllim Tiroler Iseltal und in Südtirol. Nur im oberen und mittleren Murgebiet finden sich andere Bezeichnungen (*tafel*, *gepatter*, *paüter*), doch scheint es, dass die Bezeichnung *birl* abgesehen von diesen Ausnahmen einst über das ganze Gebiet des Doppelhauses vom Vintschgau bis zur ungarischen Grenze geherrscht hat, wieder ein Hinweis auf die eigentümliche Sonderstellung dieses Ostalpengebietes.

Der Vierkant. (S. 934—949).

Von der mittleren Mur über die ganze Oststeiermark herrscht die Hofform des Vierkant, bei der alle Gebäude unter einem Dach in einem lückenlosen Viereck um einen inneren Hof gestellt sind. Bei kleineren Höfen ist eine Seite durch eine Tormauer gebildet. Dieser Vierkant findet sich nun aber auch anderswo (im Donaugebiet, in Bayern usw. und wurde von allen bisherigen Forschern gewöhnlich als ein Typus erklärt. Allein Rh. weist auf eine Reihe von Einzelheiten hin, durch die sich dieser oststeirische Vierkant von den anderen unterscheidet. Vor allem ist hier das Wohnhaus (bei dem die Rauchstube noch nichts Seltenes ist) ein Doppelhaus, ferner führt hier der Haupteingang ins Haus nicht vom Hof sondern von aussen, von der Strasse hinein und der Stall steht hier mit der

Wohnung in keinerlei Verbindung. Die Stallungen sind langgezogene Krippenställe, die Einfahrt geht nicht durch die Tenne, die Bansen neben bezw. (im nördl. Teil des Gebietes) ober der Tenne heissen *barn* und *halbbarn*. Dagegen zeigt der oststeirische Vierkant deutliche Verwandtschaften einerseits mit dem kärntnisch - steirischen und anderseits mit dem skandinavischen Ringhof. (Polemik gegen Dachler, der diese Hofform als fränkisch erklärt, gegen Bünker und gegen Bancalari). Dies ist für Rh. mit allen früheren Beobachtungen (Rauchstube, Doppelhaus usw.) wieder ein klarer Hinweis, dass alle diese (in Bayern fehlenden) Einrichtungen der Ostalpengebiete gegen eine überwiegend bajuvarische, wohl aber für eine von Osten her eingewanderte ostgermanisch-skandinavische Besiedlung sprechen. Besonders wichtig ist dabei auch die Tatsache, dass das Sparrendach, das weder die Innerdeutschen noch die Slawen kennen, in diesem ganzen Ostalpenland durchaus allein herrscht.

Der Umlaufstall (S. 949—961), bei dem die Tiere nicht längs einer Wand angehängt sind, sondern frei in Verschlägen stehen, findet sich heute noch im deutschen Kärnten, in einzelnen deutschen Gebiete im Sanntal, und in ganz Steiermark. Auch im Lungau, Pongau und Pinzgau ist er noch ab und zu vorhanden. Er ist aber in allen Gebieten schon im Verschwinden, was durch sein bedeutendes Raumerfordernis und die immer schwierigere Einstreu-Aufbringung bedingt wird. Er kommt in 2 Arten, nämlich als *Krippenstall* und als *Kraxenstall* (letzteres im Ennstal) vor. Beim Krippenstall stehen 2 erwachsene Tiere oder 4 Kälber in einer Zelle. Die Zellen oder Verschläge sind durch Balkenwände getrennt und in der Regel nebeneinander, manchmal auch zu zweit hintereinander, angeordnet. In der Mitte der Zelle steht die Krippe, die auf dem ganzen weiten Gebiet von Tirol bis zu den Grenzen von Ungarn überall genau dieselbe Form zeigt. (Besprechung einzelner Abarten). Ethnographische Versuche an der Hand der Namen *Krippe*, *Kotter*, *Glitsche* führen den Verf. zur Überzeugung, dass von einer slawischen Herkunft des Umlaufstalles nicht die Rede sein kann. Da beim bajuvarischen Einbau mit seinem Futtergang der Umlaufstall überhaupt ausgeschlossen war, so bleibt also wieder nur die Möglichkeit ostgermanischer Einflüsse, die durch den Hinweis auf den oben besprochenen dänischen Zweistandstall sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt. (Versuche, die dänische Bezeichnung *baas* in einzelnen Rufnamen Kärntens und Steiermarks nachzuweisen).

16. Kapitel: Der südbajuvarische Hakenpflug.

(Die Arl) S. 961—1008.

Im allgemeinen unterscheidet man Hakenpflüge, welche die Schollen nur ausheben und umlegen, und Pflüge mit Streichbrettern, die die ausgehobenen Schollen auch noch umstülpen. In ganz Deutschland, in Belgien, in Holland und in der Schweiz finden wir seit den ältesten Zeiten überall den *Pflug* neben dem gotischen *hoch*. Als Urpflug nimmt Rh. (in Übereinstimmung mit Meitzen) einen Beetpflug mit halber *Schar* und einseitigem festem Streichbrett an. Den Namen Pflug leitet er (im Gegensatz zu Meringer) von *pflegen* (im heutigen Wortsinne) ab. Dieser Urpflug findet sich überall in geschlossenen Gebieten, jedoch nirgends im Zusammenhange, hat sich daher nicht erst in geschichtlicher Zeit von einem Punkt aus, sondern eben schon in vorgeschichtlicher Zeit im ganzen Gebiete zwischen Nordkap und Adria verbreitet. In den Alpen wurde er vielfach von einem Doppelpflug, dem sogenannten *norischen Seitenpflug* verdrängt, der an einem gemeinsamen *Pfluggrindel* (Pflugachse) 2 Pflugkörper trägt.

Aus diesem ganzen grossen und weiten Pfluggebiet hebt sich nun wieder unsere Doppelhauszone in den östlichen Alpen heraus, indem sich hier bis in unsere Tage herauf neben dem Pflug ein anderer alter Hakenpflug, die *Adl* oder *Arl*, erhalten hat, die nirgends sonst als wiederum nur im skandinavischen Norden, nämlich in der schon in der Edda neben dem *plógr* genannten *Arðr* (heute noch im südl. und mittl. Schweden, früher auch in Norwegen) eine Parallele besitzt.

Die Arl in ihrer Verbreitung (S. 976—1008).

In Tirol gehört zum Arlgebiet der Vintschgau, das Etschland, das Oberinntal bis Telfs und das untere Pustertal. Obwohl heute die Namen Pflug und Arl nicht immer ganz streng geschieden werden, stellen sich als die eigentlichen Kennzeichen der alten Tiroler Arl doch deutlich folgende Eigenschaften dar: Das Fehlen eines Karrens, das Vorhandensein von Streichhölzern (*federn*), an deren Stelle später Streichbretter treten, auffallend grosse Schar und Hörner. Schärfer ist die Unterscheidung in Kärnten und Obersteier, hier heisst alles das Pflug, was ein Beetpflug, d. h. ein Pflug mit halber Schar und einseitigem, festen Streichbrett ist. Alles übrige wird *Adl* genannt. Besonders ursprünglich tritt sie uns noch in den deutschen Gebirgen Kärntens entgegen; hier fehlt ihr sogar das *sech* (Schneideisen), das hier durch ein eigenes Gerät, den *riss*, das vor der eigentlichen Adl einhergeführt wird, ersetzt ist. Entwickelter ist die Adl im oberen Gurk- und Görtschitztal, wo sie (im Gegensatz zum Tiroler Arl) bereits mit einen eigenen Vorderkarren versehen ist, jedoch an Stelle des *sech* ebenfalls ein eigentümliches, sensenförmig langgestrecktes *reissmesser*, *teilmesser* (auch *riss* genannt) besitzt. Die Adl herrscht in ganz Kärnten bis hinab zur Drau und von Bleiburg abwärts auch über diese in den Karawanken und Sanntaler Alpen, besonders in Gegenden, in denen die deutsche Besiedlung stärker ist. In Steiermark (wo sie überall einen eigenen Vorderkarren aber keinen besonderen *riss* besitzt) findet sich die Adl in weiten Strecken des oberen Murtales.

Aber auch überall dort, wo heute die Adl schon abgekommen ist, bezeugt doch in ganz Kärnten und Steiermark der durchgehends gebräuchliche Name *arling* für Pflugschar, dass der Pflug hier überall eine spätere Einführung ist. Ihre Spuren weisen auch bis Niederösterreich hinein. Rh. schliesst daraus, dass die *Adl*, und zwar ohne Karren und ohne *sech*, mit 2schneidiger Schar und 2 Griffhörnern im Anfange des Mittelalters in den ganzen Ostalpen allein geherrscht habe. — Der Schluss des Kapitels ist einer eingehenden Untersuchung darüber gewidmet, ob die Adl germanischen oder slawischen Ursprungs sei. Diese Untersuchung, die sich hauptsächlich auf die Benennungen *arling*, *ralnik*, *ralo*, *certalo rezalnica* (von *rezati* = schneiden für 'riss'), *gredl* und *grindl* stützt, führt Rh. zum Ergebnis, in der Adol ein germanisches Gerät zu sehen. Da sie aber in Bayern selbst und im übrigen Süd- und Norddeutschland nicht vorkommt, so kann sie nicht von den nördlichen angrenzenden Bajuvaren, sondern muss ebenfalls wieder von Ostgermanen hereingebracht worden sein. (Exkurs über Eggen und Rechen. Polemik gegen Braungart S. 1002—1007).

17. Kapitel: Unterschiedliches aus der Wirtschaft (Schluss).

(S. 1008—1055).

Der Hauptzweck dieses auch für Nicht-Hausforscher besonders interessanten Schlusskapitels ist der Versuch, die vom Verf. aufgestellte und von allen bisherigen Ansichten am stärksten abweichende Theorie, wonach die bäuerliche Kultur der Südalpenländer in ihren Hauptformen von in Skandinavien heimischen ost-

germanischen Stämmen und nicht, wie man bisher annahm, von den Bajuvaren dahin verpflanzt ist, auch an verschiedenen volkswirtschaftlichen Kleinformen nachzuweisen.

1. Das südtiroler Hartbrot. Das gewöhnliche deutsche Brot besteht in dicken weichen Laiben und ist stets gesäuert. Das findet sich überall so und erfährt im Norden nur in Skandinavien, und zwar in Schweden und Norwegen, eine Ausnahme, wo daneben als ältere Form noch ein ungesäuertes, dünnes Hartbrot nachweisbar ist, dass in den altnorwegischen Gesetzen bis herauf ins 14. Jahrhundert noch streng als *brauð* gegen das weiche *leifr* unterschieden wird. Nun stossen wir in Südtirol auf ein Gebiet, das im Norden bis zum Brenner, im Westen bis ins Ötztal und im Osten bis an die Kärntnergrenze reicht und in welchem sich ein sehr dünnes, scheibenförmiges Hartbrot findet, das ursprünglich nur zweimal im Jahre gebacken wurde. Spuren eines solchen alten Hartbrotes zeigen sich aber auch im Ziller- und Alpachtal im sogenannten *Grischenbrot*, einem nur viermal des Jahres gebackenem Hartbrot, und ebenso im Lungauer und Kärntner *Suppenbrot*.

2. Das *Fürfell* (schwed. *förskinn*). In ganz Südtirol tragen die Männer bei Arbeiten ausser dem Hause eine bis übers Knie hinabreichende Latzschürze, die mit einer Schlinge über den Kopf gezogen und hinten um die Mitte zusammengebunden wird. Im Ötztal tritt von Umhausen aufwärts an ihre Stelle eine gleiche Schürze aus weissem Kalbleder, die *fürfall* genannt und auch als Zierde beim Kirchgang und beim Heimgarten getragen wird. Ihr entspricht vollkommen die schwedische, *förskinn* genannte Schürze, die uns aus Dalarne, Westergötland und von der Insel Gotland auch schon für sehr frühe Zeit bezeugt ist.

3. Der Ringzaun. Im Gegensatz zu Franken, Bayern und der Schweiz herrscht im Gebiete des Doppelhauses, und zwar in Pinzgau, Tirol, Steiermark und Kärnten der *Ringzaun* vor. Dieser besteht aus senkrechten (je einen Schritt von einander) in die Erde gerammten Pfostenpaaren, die schräg gestellte und zwischen die Pfosten gesteckte Bretter (*Schwartlinge*) halten, welche mittelst je 2—3 *Wieden* (am Feuer geröstete und strickartig gedrehte Fichtenzweige) an die Pfosten angebunden sind. Dieser Zaun, der sich in ganz Deutschland sonst nirgends findet, tritt uns in genau derselben Form in Norwegen und Schweden und besonders wieder in Gotland auch für die alte Zeit bezeugt entgegen.

4. Die Pfostengaden. Geradezu überraschend ist die Ähnlichkeit der Pfostengaden im Ötztal und Passeiertal mit denen im norwegischen Hochland Hier und dort sind es kleine, fast würfelförmige, auf vier niedrigen Holzsäulen stehende Holzbauten, die übereinander zwei durch einen Boden getrennte Kammern und vor der oberen Tür einen Aussengang besitzen. Auch die von Frau M. Andree-Eysn aus dem Berchtesgadenerland mitgeteilten nach oben erweiterten *Kästen* gleichen ganz ähnlichen Gebäuden in Finnland, die ihrerseits wohl auf schwedische Vorbilder zurückgehen; und ebenso sind die kleinen Heuscheunen im Helsingland völlig gleich den Inntaler und obersteirischen Heuhütten.

5. Buckelkorb und Heubogen. Nach Besprechung des bauchigen altbajuvarischen Rückenkorbes und des nach unten halsartig verengten Tiroler 'Ruckkorbes' geht Rh. näher auf die besonders in Mittel- und Untersteier und bei den Slovenen üblichen Heubogen ein. Diese bestehen aus 2 halbkreisförmigen Holzreifen, die ein lockeres Spagatgeflecht umspannen, auf welche grosse Mengen Heu aufgelegt und fortgeschafft werden können. Es ist ein so einfaches und dabei so sinnreiches und merkwürdiges Gerät, dass seine Erfindung an mehreren Stellen gleichzeitig unmöglich angenommen werden kann. Um so überraschender

ist es daher, dass wir dasselbe Gerät nicht nur in Schwaben, sondern auch in Skandinavien und zwar in Smaaland, Schweden und Dänemark wiederfinden.

6. Ethnographische Schlussbetrachtungen (S. 1038–1055). — Nach einer tabellarischen Darstellung der Übereinstimmungen in den Wirtschafts- und und Hausformen der bajuvarischen Aussenländer (Südtirol, Kärnten und Steiermark) mit skandinavischen und ihrer Gegensätze zu den altbayrischen Einrichtungen (S. 1038—1039) bespricht der Verf. die geistigen und körperlichen Eigenheiten der Bewohner jener ostalpinen Aussenlande. Während in Altbayern ein rauhsprachiger, vielfach gewalttätiger, langgliedriger, hängeschultriger, spitznasiger und kraushaariger Typus vorherrscht, finden wir in den Ostalpen, besonders im Wiener, Linzer, Steirer, Kärntner und Tiroler, sehr häufig die bekannten Gestalten schlanker, männlicher Schönheit mit Hakennasen und feine, zarte Frauengesichter. Am liederlichsten ist der Kärntner mit seinem starken Hang zur Wollust und Indolenz, allein im Verkehr am lustigsten und angenehmsten, und in vielen Zügen, besonders in seiner weichen und hohen Sprache, den Norwegern und Dänen sehr ähnlich. Der Tiroler hingegen ist der keuscheste, und in Steiermark begegnen uns am häufigsten (namentlich im Oberlande) die ernste und würdige männliche Schönheit und die eigentümlich zarten, weichen Frauengesichter mit auffallend kleinem, runden Kinn.

Rh. ist sich dessen völlig bewusst, dass seine Theorie von der ostgermanischen Besiedlung dieser bajuvarischen Aussenländer in vollem Widerspruche zu allen bisherigen historischen Überlieferungen steht. Er versucht daher selbst, historische Erklärungen für seine Ansicht zu finden, und stellt als Abschluss des Bandes alles zusammen, was man bisher über tatsächliche gotische und ostgermanische Volkssplitter in diesem Gebiete gefunden hat: Gottscheer, Gossensass?, Gothi Meranari, Meran und Meranien (und dazu die altgotischen Häringer in altschwedischen und angelsächsischen Runenschriften); dazu die übermässig langen Oberkörper in Südtirol, die bis zum Brenner und im Pustertal zu finden sind, den gotischen Vokalismus und gotische Orts- und Personennamen in Tirol und Steiermark (z. B. die vielen Vasold und Vasoldsberg). Das alles spricht für Goten. — Neben diesen kommen aber für Steiermark und Kärnten noch andere Ostgermanen in Betracht: die Rugier (Ruginesfeld b. Luttenberg), die Heruler die hier, wie in ihren alten dänischen Sitzen, das Vierkantgebiet beherrschen: Hörfling (Salzburg), Erlaf, Herlanden, Harlandwiesen (Österreich ob und unter der Enns) und endlich die Skiren für Steiermark. Rh. schliesst mit dem Hinweis, dass es im Falle der Richtigkeit seiner Theorie sich als eine eigentümliche Fügung der Geschichte erweisen würde, dass jene ostgermanischen Splitter, freilich durch Bajuvaren verstärkt, hier ein kulturelles germanisches Ostreich gegründet hätten, während die Bayern zu guter Letzt doch mit dem alten deutschen Westreich zusammengeschlossen wurden.

Graz. Victor von Geramb.

Bücheranzeigen.

Landeskunde der Provinz Brandenburg. Unter Mitwirkung hervorragender Fachleute herausgegeben von Ernst Friedel und Robert Mielke. 4. Band: Die Kultur. Mit 140 Abbildungen im Text. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1916. XI, 574 S. Gr. 4°.

Der vierte Band der brandenburgischen Landeskunde, der letzte, den der um Begründung und Leitung des Unternehmens so hoch verdiente Ernst Friedel noch erlebte, übertrifft an Umfang seine Vorgänger und behandelt das besonders anziehende Gebiet märkischer Kunst, Literatur, Musik, Bildung, Wissenschaft und Erziehung.

Robert Mielkes Behandlung der märkischen Kunst trägt allenthalben den Stempel eines langen, gründlichen Durchdenkens des Stoffes. Er erwägt nicht nur umsichtig, von welchen älteren Kulturzentren aus die märkische Kunst beeinflusst wurde, sondern achtet auch auf bäuerlich-bodenständige Elemente in ihr — was heut weit häufiger gefordert als geleistet wird. Sein Blick ist überhaupt in keiner Weise einseitig eingestellt: auch der Einfluss des Materials und des technischen Verfahrens wird sorgsam beachtet. In der neueren Zeit gewinnt der Hof den massgebenden Einfluss: die 'Hofkunst Friedrichs I.', die 'Puritanerkunst Friedrich Wilhelms I.', das 'Rokoko Friedrichs II.' ziehen an uns vorüber. Es liegt an dem Stoffe, zu einem Teile aber wohl auch an den Neigungen des Darstellers, dass durchweg die Architektur den breitesten Raum einnimmt; immerhin erfährt man auch Wissenswertes über kunstgewerbliche Kleinkunst, Bildhauerei und Malerei. Mielkes Schreibweise ist nicht für ganz mühelose Aufnahme zugeschnitten, aber die Mühe lohnt, denn dieser Verfasser hat etwas zu sagen.

Merbachs brandenburgische Literaturgeschichte hinterlässt einen minder erfreulichen Eindruck. Bei diesem Autor wechselt beständig der Blickpunkt; man hört abwechselnd einen Historiker, Literarhistoriker, Kunstgeschichtler, Philologen. Seine Behandlung der Lehninschen Weissagung ist wesentlich eine Geschichte der kritischen Forschung über diese; die Form des seltsamen Werkes bleibt fast ausser Betracht, es erscheint als Unikum ausserhalb aller Formgeschichte, während es für die literarhistorische Betrachtung sich anknüpft an die sibyllinische Dichtung des Altertums und Mittelalters. Beim Totentanz der Berliner Marienkirche wird die schwierige kunstgeschichtliche Frage nach Ursprung und Entwicklung der Totentänze breit aufgerollt, während ein solches Werk doch nur mit den kümmerlichen Versen unter der Bilderfolge ein weniges die Literaturgeschichte streift. Bei W. Alexis hat es der Verf. sonderbar eilig, auf die Erzählungstechnik zu kommen, bei Franz v. Kleist — der doch den Lesern einer Landeskunde erst in Ruhe vorzustellen wäre — dreht sich plötzlich alles um die Einzelfrage nach dem Einfluss von Grillparzers 'Sappho'. In seitenlangem Kleindruck wird einmal ein Text des 16. Jhs. ediert. — Woher alle diese verwirrende Buntheit und mehr als wunderliche Ökonomie? Wer sich etwas genauer umtut, findet bald des Rätsels Lösung: Merbach bleibt durchweg im Banne der von ihm benutzten Einzelstudien. Er tritt nicht mit eigener Fragestellung an die wissenschaftliche Literatur heran, sondern liest, übernimmt Gesichtspunkte, Gedankenordnung und weithin — den Wortlaut. Kleine Kürzungen und Änderungen fallen nicht ins Gewicht; auch nicht, dass die Quelle zumeist irgendwo in den Anmerkungen genannt wird, denn

weit mehr, als spärliche Anführungstriche ahnen lassen, wird übernommen. Eine Probe mag das eigentümliche Verfahren beleuchten, da ein Vorwurf dieser Art nicht ohne Beweis erhoben werden darf. Über die zweite Komödie des Dramatikers Christoph Stummel (1525—88) sagt Merbachs Gewährsmann Rasmus in den 'Jahresberichten und Mitteilungen des historisch-statistischen Vereins zu Frankfurt a. O.', 1867, S. 101ff.:

Diese Komödie sollte seinem Alter, seiner Stellung, seiner theologischen Richtung angemessen sein, und etwaige Fehler gegen die Latinität sollten durch das erhabene Mysterium des Inhalts aufgewogen werden. So lieferte er denn eine comedia sacra, 'Isaac immolandus', gedruckt 1579. Wie er die 'Studentes' einst dem Senat seiner Vaterstadt dedicierte, so widmete er dies Werk dem Fürsten seines alten Vaterlandes, dem Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, indem er ihn daran erinnerte, wie fleissig er ihn einst als Prinzen habe zu Frankfurt ins Kolleg gehen sehen, und wie schön die damalige Hoffnung, dass er ein Freund der Wissenschaften bleiben werde, sich nun erfüllt habe. — Inhalt des Dramas ist die Opferung des Isaak, nicht etwa als Persiflage, sondern im ernsten Anschluss an die Bibel und nach des Dichters Absicht dadurch vertieft, dass die vom christlichen Dogma gelehrte Auffassung dieses Opfers als Vordeutung auf Christi Tod als in dem Bewusstsein der handelnden Personen bereits klar vorhanden dargestellt wird. Abraham ist daher ein gründlich gebildeter lutherischer Theolog, der die Verheissung und ihre Erfüllung vom Sündenfall herab bis auf Christi Tod vollständig beherrscht und z. B. seinen weniger begnadigten Nachbarn Mamre, Escol und Aner einen langen dogmatischen Vortrag darüber hält, warum die Verheissung gerade vom Samen des Weibes rede und wer der Schlange den Kopf zertreten werde.

Daneben halte man Merbach S. 247:

Er schrieb im Winter 1576/77 eine Comœdia sacra, den 'Isaac immolandus' und widmete sie dem Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg in Erinnerung an dessen Frankfurter Studienzeit. Diesmal war Stummel bemüht, ein Werk zu schaffen, das „seinem Alter, seiner Stellung und theologisshen Richtung angemessen war“: er behandelte die Opferung des Isaak im strengsten Anschluss an die Bibel und vertiefte diesen Stoff dadurch, dass die von dem christlichen Dogma gelehrte Auffassung dieses Opfers als Vordeutung und Hinweis auf Christi Tod in dem Bewusstsein der handelnden Personen bereits klar und deutlich erkannt und als vorhanden dargestellt wird. Abraham ist daher ein gründlich gebildeter, die Literatur des Für und Wider genau beherrschender lutherischer Theologe, der die Verheissung und Erfüllung vom Sündenfall bis Christi Tod mit allen Möglichkeiten der Erklärung kennt, und z. B. seinen Nachbarn Mamre, Escol und Aner einen ausführlichen dogmatischen Vortrag hält, warum die Verheissung gerade vom Samen des Weibes redet, und wer der Schlange den Kopf zertreten werde.

Hier ist alles typisch: die Kürzungen, die Zusätze, die beiläufigen Anführungsstriche, von denen man erraten muss, dass sie auf ein zwei Seiten zuvor zitiertes Werk zurückweisen. Halbe Seiten verdankt M. ausser der angezogenen Stelle noch der Studie von Rasmus; durchwirkt wird das Entlehnte mit kleinen Einschlägen aus zwei Programmabhandlungen von G. Voss. Aber die Reihe der wissenschaftlichen Ahnen unseres Autors ist noch länger. Bedenklich ist schon die Art, wie für Heinrich Knaust die erschöpfende Arbeit von Hermann Michel, die natürlich jeder herangezogen hätte, benutzt wird. Bei Bartholomäus Krüger wird nicht nur Pniowers grosser Aufsatz (Brandenburgia 6, 290) ausgeschrieben, der zitiert wird, sondern noch reichlicher eine nicht zitierte Arbeit: R. M. Werners Anzeige von Boltes Neudruck des Spiels von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht (in der Zs. für österr. Gymnasien 35, 845ff.). Für die neuere Zeit war ein Haupttröster Heinrich Spieros „Poetisches Berlin“ (2 Bde., München 1911), zu dem das Schifflein der Darstellung wie zu einem Magnetberge immer wieder zurückstrebt, wenn es ein Weilchen eigene Fahrt versuchte; die Gegenüberstellung würde Seiten füllen. Dabei hätte es an Anreiz zu eigener Forschung in diesem

Stoffe nicht gefehlt. Fontane nennt z. B. den Freienwalder Tischlermeister Karl Weise (1813—88) einen 'märkischen Hans Sachs'; zielt das nur auf eine gewisse Ähnlichkeit der Lebensumstände und der Tendenz, oder soll ein starkes Lob darin liegen? M. gleitet darüber hinweg, obgleich Weise kürzlich eine (freilich ungenügende) Neuausgabe erfuhr (durch H. Schmidt und K. Freudel, Berlin 1913). Einmal widerfährt M. bei seinem raschen Zusammenraffen ein peinliches Unglück. Er findet in Stummels 'Studentes' „eine starke Abhängigkeit und Anlehnung an Stoff und Technik des Acolastus von Wilhelm Gnaphäus" (S. 245); kurz danach aber bemerkt er harmlos: „Einen Zusammenhang des Schaffens Stummels mit demjenigen von Wilhelm de Volders, genannt Fullonius — — konnte ich nicht nachprüfen" (S. 246, Anm. 2). Leider sind Gnaphäus—de Volders—Fullonius ein und dieselbe Person, wie M. die von ihm doch auch sehr geschätzte 'Allg. Dtsch. Biographie' hätte lehren können. Eine rechte Wirrnis herrscht auch in der Chronologie der Neulateiner. Es soll nun nicht geleugnet werden, dass man dank den meist guten Gewährsmännern Merbachs trotz allem auch manches Wissenswerte erfährt, auch nicht, dass M. bei Raupach, über den er eine Monographie vorbereitet, Eigenes bieten konnte, obwohl er sich selbst den Übergang zu diesem bei Spiero borgt. Aber im ganzen ist seine Arbeit kein reif gewordenes Buch, sondern eine glatt gestrichene Notizen- und Exzerptensammlung.

Ein Beitrag von ganz anderer Straffheit ist die märkische 'Musikgeschichte' von Curt Sachs. Dass sie infolge Versagens der Lokalforschung wesentlich eine Musikgeschichte der Hauptstadt sein musste, wird man dem auf seinem Gebiete schon durch frühere Arbeiten bewährten Verf. gern glauben. Wie seit Joachim II. der Hof, wenn auch nicht gleichmässig, um eine Hof- und Domkapelle sich bemüht — den wesentlichen Rückhalt für das hauptstädtische Musikleben — bis dann unter Friedrich Wilhelm I. alles erlischt: wie daneben aus dem alten Türmerwesen die Stadtpfeifereien sich entwickeln, gedeihen und wieder verfallen: das wird bündig und sicher geschildert, und trotz des frischen Voranschreitens werden kleine belebende Notizen über Dinge 'hinter den Kulissen der Geschichte' mitgenommen, wie dass die Schwestern des Grossen Kurfürsten Viola-Stunden bei dem alten Meister Rowe nahmen, den einst eine Truppe englischer Komödianten dem brandenburgischen Hofe abgetreten hatte; oder dass der Kurfürst selbst sich auf der Viola di gamba versucht hat. Bei der Schilderung der neueren Zeit wird die Darstellung noch knapper, aber der Verf. weiss in wenig Worten Wesentliches zu sagen, z. B. über die unbefriedigende Stellung, die Reichardt am Hofe Friedrichs d. Gr. einnahm; über Reichardt hätte freilich wohl mancher Leser gern mehr gehört. Bei Schilderung der allerneuesten Zeit gerät das einmal angenommene Marschtempo des Verf. in Zwiespalt mit dem Bestreben, in einer Landeskunde möglichst viel lokal bedeutsame Männer zu erwähnen; so viel Namen und Notizen, wie auf den letzten Seiten aufmarschieren, kann man nicht mehr lesend aufnehmen. Aber der Verf. dringt vorwärts bis zu dem Phonogrammarchive Karl Stumpfs an der Berliner Universität.

Richard Galle stand bei der Darstellung von 'Bildung, Wissenschaft und Erziehung' vor der heiklen Aufgabe, gerade den Teil des brandenburgischen Geisteslebens darzustellen, der am meisten von auswärtigen Bedingungen und Einflüssen abhängt; brandenburgischer Wissenschaftsbetrieb ist schliesslich eben nur eine Funktion des gesamtdeutschen, ja in jüngster Zeit des internationalen. Der schwierigen kompositorischen Aufgabe, den Blick demgemäss abwechselnd in die Weite zu locken und zur Enge zurückzurufen, ist der Verf. für die Zeit bis zu den Freiheitskriegen in erfreulichem Grade gerecht geworden. Besonnenes Urteil

bewährt er überall, in der älteren Zeit z. B. bei der Abschätzung der oft übertriebenen Verdienste der Cisterzienser. Am meisten Farbe gewinnt die Darstellung in den Abschnitten zwischen dem Ende des dreissigjährigen Krieges und den Freiheitskriegen; natürlich macht sich G da Heubaums 'Geschichte des deutschen Bildungswesens' und Harnacks Akademiegeschichte zunutze. Im 19. Jahrhundert macht sich leider die schon in der Musikgeschichte hervorgetretene Schwierigkeit in verstärktem Masse geltend; Galles Arbeit läuft, in dem Bestreben, den Stoff zu erschöpfen, zuletzt in tabellarische Übersichten aus. Gerade weil die früheren Teile die darstellerische Aufgabe meistern, bedauert man diesen dürren Ausgang.

Die Ausstattung, die der Verleger dem Bande gab, lässt zum Glück noch keine Kriegsnot merken; dass die Abbildungen klein gehalten werden mussten, war bei den Preisgrenzen des umfangreichen Gesamtwerkes unvermeidlich.

Berlin. Heinrich Lohre.

Josef Blau, Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst. I. Teil. Wald- und Holzarbeit. Mit 150 Abbildungen. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde 14. Bd. 1. Hälfte.) Prag, J. Calve 1917. XIV, 424 S. gr. 8°. 6 Mk.

Wie alle Bände der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde ist auch der vorliegende eine Tat von unendlichem Nutzen, eine Rettung alter Volksüberlieferungen in letzter Stunde. Wie der böhmische Urwald dem Angriff einer gewinnsüchtigen Industrie zum Opfer gefallen ist, so verschwanden mit ihm eine Unzahl uralter Volksarbeiten im Walde und Holze. Dass die Erinnerung daran in Wort und Bild vom Verfasser der Nachwelt aufbewahrt bleibt, ist sein ehrendes Verdienst. Zugleich ist das Buch ein beredter Warner vor Übertreibung der Industrialisierung, die in kurzer Zeit selbst die reichsten Quellen erschöpft. Im ersten Teile ist eine allgemeine Übersicht der Verbreitung, Geschichte und Bedeutung der Hausindustrien des Böhmerwaldes gegeben. Der zweite Teil führ uns in den Wald zu den Waldarbeiten. Die dabei gegebene 'Aufklärung' über die böhmischen 'Schmäräken' scheint weiterer Aufhellung bedürftig. Weiter folgen Kapitel über die Wasserbeförderung des Holzes, über Kohlenbrennerei, über Aschenbrenner, Flussieder, Pechler, Teerbrenner und Wagenschmierbrenner, alles fast vergessene und für die Kenntnis alter Zustände doch nicht unwichtige Arbeiten. Für die Hausforschung belangreich sind dann die Kapitel über die zeitweise leerstehenden Holzdörfer, das Hochgebirgshaus und die Zäune oder Schrenger und Schindeln. Das Kapitel 'Wissen vom Holz' gibt eine treffliche Übersicht über die Verwendbarkeit und tatsächliche Verwendung der einzelnen Holzarten. Eine reiche Fülle von Holzerzeugnissen, vom einfachsten Gerät bis zum künstlerisch wertvollen Standbilde behandeln drei weitere Abschnitte des Buches, denen sich ausführliche Beschreibungen der bemalten Möbel, leider ohne Farbenwiedergabe, und Totenbretter anschliessen. Eine bisher noch wenig bekannte Volksmedizin stellen die aus Baumschwamm gefertigten Kappen (vgl. oben 25, 4) dar, die gegen Kopfschmerzen heilsam sein sollen. Eine Zusammenstellung der vielen mundartlichen Gerätenamen u. dergl. wäre erwünscht gewesen.

Berlin-Steglitz. Karl Brunner.

Theodor Imme, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor. Dortmund, F. W. Ruhfus 1917. XII, 172 S. 8°. Geh. 4 Mk.

Otto Mausser, Deutsche Soldatensprache. Ihr Aufbau und ihre Probleme (Trübners Bibliothek Bd. 9). Strassburg, Karl J. Trübner 1917. VII, 135 S. 8°. Geh. 3 Mk., geb. 3,80 Mk.

Innerhalb der in zahlreichen kleineren Schriften, Zeitschrift- und Zeitungsaufsätzen veröffentlichten Literatur zur Soldatensprache lassen sich, wenn man von rein feuilletonistischen Plaudereien absieht, leicht zwei Richtungen unterscheiden. Die eine legt den Hauptwert auf die Mitteilung einer möglichst reichhaltigen Stoffsammlung, die andere bringt von dem vorliegenden Material nur eine Auswahl und legt den Hauptnachdruck auf die darauf aufzubauenden sprach- und volkspsychologischen Betrachtungen. Es sind die beiden Gesichtspunkte der Synthese und Analyse, von denen jede Wissenschaft, und nicht zuletzt die Volkskunde bestimmt wird, die sich gegenseitig bedingen und beide gleich unentbehrlich sind. Für die erste Richtung bietet Immes Buch, das an Fülle des Stoffes von keiner der bisher gedruckten Sammlungen übertroffen werden dürfte, ein treffendes Beispiel. Es behandelt die allgemeinen systematischen Fragen, die Geschichte der Soldatensprache, -forschung usw. nur in der Einleitung und legt den Hauptnachdruck auf den Stoff selbst. Nicht ganz treffend scheint uns die Fassung des Titels. 'Die' deutsche Soldatensprache ist ein Werk, das uns erst die Zukunft bringen kann, hoffentlich eine nicht allzu ferne. Denn die Eigenart dieses volkskundlichen Gebietes lässt ja hoffen, dass die Tätigkeit des blossen Sammelns in absehbarer Zeit abgeschlossen sein wird; mit dem Tage des Friedensschlusses ist der Soldatensprache dieses Krieges der Nährboden entzogen. Ferner bedeutet die Rücksicht auf den Humor der Soldatensprache eine gewisse Einschränkung, die der Wissenschaft fernbleiben muss. Zwar spricht sich in den meisten Schöpfungen der Soldatensprache ein gesunder und treffender Humor aus, aber er ist keine unerlässliche Vorbedingung, und gerade in den verbreitetsten Ausdrücken tritt er stark zurück oder wird kaum noch als solcher empfunden. Auch geht aus der Einleitung hervor, dass den Grundstock von I.'s Sammlungen Ausdrücke bilden, die er in den Lazaretten eines eng begrenzten Gebietes (Essen und Umgegend) gesammelt hat, und wenn auch an solchen Stellen Soldaten aus allen Gegenden Deutschlands vereinigt zu sein pflegen, so werden dort doch viele Gebiete, vor allem Süddeutschland, nur schwach vertreten gewesen sein, so dass ein vollständiges Bild der allgemeinen deutschen Soldatensprache nicht gewonnen werden konnte. Andererseits zeigt die Fülle des von I. mit lobenswertem Fleisse gesammelten Stoffes, wie fruchtbar sich die schöpferischen Kräfte unserer Sprache in diesem Kriege gezeigt haben, ein wie gewichtiges Corpus jenes Werk der Zukunft darstellen wird, das wirklich die gesamte Soldatensprache des Weltkrieges umfasst. Was die gedruckten Quellen betrifft, die I. neben den mündlichen benutzte, so möchte ich nach wie vor die in den 'Lustigen Blättern' veröffentlichten Soldatenausdrücke mit grösstem Misstrauen betrachten. Die Methode dieses Witzblatts, unter Aussetzung von Geldpreisen (!) zur Einsendung von Beiträgen aufzufordern, begünstigt geradezu die künstliche Erzeugung papierner Sprachblüten am heimischen Schreibtisch oder auch im Schützengraben und ist eigentlich als ein Unfug zu bezeichnen, den die Wissenschaft mit Nichtbeachtung bestrafen sollte.

Vorsichtiger ist die Fassung des Titels von Maussers Buch, und der Untertitel 'Aufbau und Probleme' weist von vornherein darauf hin, dass es dem Verfasser nicht auf Mitteilung möglichst reicher Sammlungen, sondern auf die wissen-

schaftliche Behandlung des vorliegenden Stoffes ankam, wie er denn auch die mitgeteilten Ausdrücke nur als 'Kostproben' bezeichnet. Dabei ist das M. zur Verfügung stehende Material ungleich umfassender als Immes. Sein Buch ist herausgegeben vom Vorstand des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, der bekanntlich mit einer umfassenden Sammlung der Soldatensprache beschäftigt ist, und der Verfasser hat sich der tätigen Mithilfe des Verbandsvorsitzenden John Meier zu erfreuen gehabt. Vor allem aber standen ihm die soldatensprachlichen Sammlungen der Wörterbuchkommission der Münchener Akademie zur Verfügung die sich ausschliesslich aus Einsendungen von Feldzugsteilnehmern zusammensetzen. Damit ist die wissenschaftliche Zuverlässigkeit des Buches gewährleistet, und seinen strengwissenschaftlichen Charakter erkennen wir auch darin, das für jedes Wort der Geltungsbereich angegeben ist. Denn nie darf vergessen werden, dass einer grossen Anzahl von Ausdrücken keine allgemeine Verbreitung zugestanden werden darf. Die heutige Soldatensprache ist eben nicht in dem Sinne eine Sondersprache wie die alte Landsknechtssprache, sie ist ebensowenig eine Standessprache, da es einen Soldatenstand heute nicht mehr gibt, sie ist deshalb mit den Sprachen der einzelnen Berufe, die geradezu als Erkennungszeichen unter den einzelnen Berufsmitgliedern gelten, nur entfernt zu vergleichen. Bei weiterer Durchforschung dürfte es sich immer mehr zeigen, dass die Zahl der allgemein gebräuchlichen Ausdrücke im Verhältnis zu dem ganzen gesammelten Material verschwindend gering ist. Erfreulich ist auch M.'s Vorsicht gegenüber den Beiträgen aus Witzblättern (S. 100 Anm. 284).

Ein wichtiger Nebenzweck von M.'s Buch ist die Werbung immer neuer Mitarbeiter unter den Feldzugsteilnehmern. Der kürzere Fragebogen des Verbandes ist am Schlusse des Buches abgedruckt, auf den umfassenderen, der jedem Interessenten von der Wörterbuchkommission der K. b. Akademie der Wissenschaften, München, Neuhauserstr. 51, unentgeltlich zugesandt wird, ist ebenfalls an dieser Stelle hingewiesen.

Im Schlusskapitel seines Buches geht M. auf die Arbeiten zur Soldatensprache ein, die noch der Erledigung harren, so vor allem auf die Sammlung der Soldatenausdrücke bei unsern österreichischen, bulgarischen und türkischen Bundesgenossen, wo man zum grössten Teil kaum über die ersten Anfänge hinausgekommen ist. Wenn irgendwo auf dem Gebiete der Volkskunde, so ist hier schnelle Inangriffnahme der Sammel- und Sichtungsarbeit geboten. Dass im Barbarenlande Deutschland alles geschieht, um alles rechtzeitig unter Dach und Fach zu bringen, was das für so weite Kreise anziehende Gebiet der Soldatensprache betrifft, dafür legt M.'s Buch als Frucht der Tätigkeit des Verbandes und der bayrischen Akademie ein hocherfreuliches und vielversprechendes Zeugnis ab.

Berlin-Pankow. Fritz Boehm.

John Meier, Volksliedstudien. Strassburg, Trübner 1917. XI, 246 S. 8°. 5,75 Mk. (Trübners Bibliothek 6.)

Nachdem der Streit um den Begriff des Volksliedes lange genug gedauert hat, sollen methodisch geführte Einzelunter-uchungen, wie es im Vorworte heisst, die Erkenntnis der wichtigsten allgemeinen Lebenserscheinungen und Entwickelungsvorgänge bei den im Volke umlaufenden Liedern fördern. Da John Meier seit vielen Jahren diese Fragen eingehend studiert und über ein riesiges Material verfügt, dürfen wir die von ihm angestellte Probe auf seine Definition des Volksliedes mit Spannung erwarten. Absichtlich hat er nicht Lieder von besonderem ästhetischen Werte, sondern solche von grosser Beliebtheit ausgewählt.

Die erste Untersuchung gilt dem Liede 'Stehe ich am eisernen Gitter' (Erk-Böhme nr. 727), in welchem ein gefangenes Mädchen über den Tod ihrer Eltern und die Untreue ihres Geliebten klagt, aber die Ursache ihrer Haft im unklaren lässt. M., der die 153 von ihm benutzten Aufzeichnungen dem Inhalte nach in 28 Gruppen mit verschiedenen Unterabteilungen gruppiert, weist Schritt vor Schritt nach, dass das um 1840 entstandene Lied nicht auf einem wirklichen Geschehnis beruht, sondern aus verschiedenen Dichtungen des 18. Jahrhunderts nur nach dem Empfindungsgehalt zusammengesungen ist. Den Kern bildet eine Waisenklage 'Ach ich lebe ganz verlassen', der eine Anfangsstrophe aus einem Gefangenenliede und Stücke aus 'Ist denn Lieben ein Verbrechen', aus Millers 'Bester Jüngling meinst du's ehrlich', aus Sands Abschied u. a. zugesellt wurden. Viele Veränderungen im Wortlaut, im Reim, Zerdehnungen, endlich auch Zusätze aus Gedichten von Prutz, Geibel, aus Bretzners 'Entführung aus dem Serail' und Volksliedern traten hinzu, das Verbrechen der Eingekerkerten ward als Ermordung der Mutter oder des Geliebten bezeichnet; aus dem Monologe entwickelte sich ein Dialog, an die Stelle des klagenden Mädchens trat ein gefangener Jüngling usw. Es entsteht somit aus zahlreichen disparaten Elementen eine neue, abgerundete und einen organischen Eindruck machende Einheit (S. 85). — Zweitens behandelt Meier die Ballade 'Es gieng einst ein verliebtes Paar' (Erk-Böhme nr. 52). Indem er die mehrfach behaupteten Beziehungen auf wirkliche Ereignisse neuerer Zeit abweist, zeigt er, dass die kürzere Fassung von 10 vierzeiligen Strophen hervorgegangen ist aus einer längeren von 9 achtzeiligen Strophen, in der ein gewerbsmässiger Bänkelsänger (in Österreich?) eine katholische Legende darstellt: der Jüngling ersticht seine schwangere Geliebte, sinkt aber reuig mit einem Gebet auf die Leiche hin und stirbt; Vögel machen die Tat kund, und die Geistlichkeit lässt das Paar an jener Stätte ehrlich begraben und eine Kirche erbauen. Später verschiebt sich der Schwerpunkt; der Mörder wird nicht selig, sondern endet in Verzweiflung oder wird hingerichtet. Mehrfach drängen sich andere Legendenmotive (Stabwunder, Glockenläuten, Grabeslilie) und Entlehnungen aus ähnlichen Mordballaden ein. Aus einem nicht volksmässigen Individuallied ist also schliesslich ein kürzeres 'Volkslied' geworden. — Die 3. und 4. Studie beschäftigen sich mit Liedern auf zwei historische Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts, Karl Ludwig Sand und Friedrich Hecker. Die fünf Lieder auf die 1819 erfolgte Ermordung Kotzebues sind sämtlich Monologe Sands, der zu seinen Genossen redet, über seine Tat berichtet oder vom Leben Abschied nimmt. Am beliebtesten war 'Sands Abschied von seiner Geliebten', der ein älteres Duett von Franziska und Joseph 'Ach sieh doch die bange Stunde' verarbeitet, und auf welchen später eine 'Antwort der Geliebten an Sands Grabe' Bezug nimmt. Wie hier ein älteres Lied auf eine bestimmte Persönlichkeit angewandt und umgemodelt wird, so ist auch 1848 ein 1834 von Sauerwein verfasstes 'Lied der Verfolgten' auf den Volksmann Hecker übertragen worden, der noch nach zwei Menschenaltern in Süddeutschland eine merkwürdige Popularität geniesst. Das von Studenten vielgesungene Heckerlied ironisiert freilich durch seine drastische Blutdürstigkeit zugleich die Revolutionsstimmung, wie das auch ein Lied Nadlers (Seht, da steht der grosse Hecker) tut. Aber Heckers Name ist bis in die Verslein der schwäbischen und badischen Kinder gedrungen. Meier stellt S. 231 mit Recht fest, dass bei den historischen Liedern meist eine starke Benutzung früheren Materials oder eine Adaptierung früherer, auf andere Ereignisse und Persönlichkeiten gedichteter Lieder stattfindet.

Johannes Bolte.

Notizen.

W. Ahrens, Altes und Neues aus der Unterhaltungsmathematik. Berlin, Julius Springer 1918. S. 168—203: 'Die Sator-Arepo-Formel'. — Klar und mit kritischer Schärfe handelt A. über die berühmte, seit dem 5. Jahrhundert auf Amuletten und in abergläubischen Gebräuchen in Europa und anderwärts oft begegnende Formel (vgl. oben 25, 243 f. Hess. Blätter. f. Volkskunde 13, 159. Sacharov, Skazanija rus. naroda 1885 1, 96. Speranskij, Rukopisi P. J. Šafarik 1894 S. 45. Památky archeologické 14, 89), deren merkwürdige, eine vierfache Lesbarkeit bewirkende Buchstabenanordnung offenbar erst den Anlass gegeben hat, ihr eine zauberhafte Wirkung zuzuschreiben. Er analysiert den Aufbau des fünfzeiligen Quadrates im Vergleich mit andern Palindromen (z. B. 'Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie') und betrachtet mit überlegenem Spott die vielfachen vergeblichen Versuche, in die Spielerei einen mystischen Sinn hineinzulegen, wie den mit Hilfe des Rösselsprunges gefundenen: 'Pater oro te — sanas' oder die kürzlich in der Vossischen Zeitung vom 5. Mai 1917 verkündete unmögliche Verdeutschung: 'Der Säemann, der seinen Acker bestellt, betreut die Werke der Kirchenwelt.' — (J. B.)

Hermann Beckh, Buddhismus Buddha und seine Lehre. 2 Bde. (Sammlung Göschen 174 und 770). Leipzig und Berlin, G. J. Göschen 1916. 147 und 142 S. 8°. gebd. je 1,20 Mk. — Wir möchten auf dies Buch an dieser Stelle hinweisen besonders wegen der ausführlichen Darstellung der Buddhalegende (Bd. 1, 25—80). In keiner volkstümlichen Behandlung des Buddhismus sind diese wundervollen, z. T. auch volkstümlich interessanten Erzählungen mit gleicher Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit wiedergegeben worden. Der 1. Band behandelt als Ganzes die Person, der 2. die Lehre des Buddha. — (F. B.)

Berichte aus dem Knopfmuseum, Heinrich Waldes Sammlung von Kleiderverschlüssen, Jahrgang 2 (Redakteur J. Hofmann). Prag-Wrschowitz 1917. 6 Bl. 71 S 4°. — Vgl. oben S. 171.

Martin Böhme, Das lateinische Weihnachtsspiel. Grundzüge seiner Entwicklung. Leipzig, R. Voigtländer 1917. VII. 130 S. 4,50 Mk. — Die Weihnachtsspiele unsres Volkes wurzeln in den gottesdienstlichen Feiern des Weihnachtsfestes, welche die mittelalterliche Kirche in lateinischer Sprache, aber zugleich in einer für die Laien sinnlich fasslichen Weise veranstaltete. Der Entwicklung dieser seit der Mitte des 11. Jahrh. bezeugten Sitte geht die vorliegende Untersuchung nach, indem sie ausführlicher als Creizenach in seiner Geschichte des neueren Dramas einen streng gesetzmässigen Gang zu erweisen trachtet. Das Hallelujahsingen an der in der Kirche aufgestellten Krippe, das bereits im 6. Jahrh. erwähnt wird, wurde in St. Gallen durch Notkers Tropus verdrängt, welche den textlosen Sequenzen geistliche Texte unterlegte. Im Nordosten Frankreichs entstanden nun drei Arten von Spielen, die sich alsbald auch in Deutschland verbreiteten: das Hirtenspiel am Weihnachtsabend, das Magierspiel am Epiphaniastage und das Rachelspiel am Fest der unschuldigen Kindlein (28. Dez.). Das zuerst nur aus der Verkündigung des Engels und der stummen Anbetung an der Krippe bestehende Hirtenspiel wurde vervollständigt durch die Antiphon 'Quem vidistis' und durch einen dem Ostertropus 'Quem quaeritis' nachgebildeten Dialog zwischen den Hebammen (obstetrices), die hinter dem die Krippe verdeckenden Vorhange hervortreten, und den Hirten. Denselben Bau zeigt das Magierspiel von Limoges: 1. Sternszene, 2. stumme Oblation: 3. Antiphon 'Puer natus est': dazu trat die Krippenszene des Hirtenspiels und weiterhin die Einführung des Herodes und seiner Hofleute, Boten und Schriftgelehrten: hiermit war zugleich ein dramatischer Konflikt und eine freiere Entfaltung von Text und Mimik gegeben. Das Rachelspiel endlich enthielt in seiner einfachsten Form ein der Apokalypse 6, 9 entnommenes Responsorium, eine Klage der Rahel und eine Tröstung des Engels, wurde aber in der Folge öfter mit dem Magierspiele verbunden. — J. B.

Franz Boll, Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 638). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1918. VIII. 108 S. 8°. 1,50 Mk. — Die Astrologie, deren Einfluss auf alle Gebiete des

menschlichen Lebens in dem vorliegenden Buche meisterhaft klargelegt wird, hat auch vom frühesten Altertum bis in die Neuzeit in mancherlei Gebräuchen und abergläubischen Vorstellungen des Volkes ihren Niederschlag gefunden. Deshalb verdient die Schrift auch an dieser Stelle genannt zu werden. Es ist hocherfreulich, dass ein Gelehrter, wie Boll, es unternommen hat, durch das äusserst schwer gangbare Gebiet einen Weg zu bahnen, der dem Leser, der Geduld und einige Vorkenntnisse besitzt, einen Einblick in das eigenartige Gewirr astrologischer Spekulation gestattet. Von Einzelheiten, die gelegentlich auch in unserer Zeitschrift behandelt worden sind, sei verwiesen auf das S. 44ff. über Dürers 'Melancolia' und S. 61 über die Kometen Gesagte. — (F. B.)

Die deutschen Brüder. Die Stämme unserer Heimat im Spiegel deutschen Schrifttums, herausgegeben für die Soldaten im Felde vom Champagne-Kamerad Feldzeitung der 3. Armee). Verlag des Champagne-Kamerad. Auslieferung in Deutschland: Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. 195 S. 8°. — Die Stammesverschiedenheit der Deutschen in Lebensauffassung und Mundart ist Unzähligen erst in diesem Kriege, der die einzelnen Stämme zu gemeinsamem Werke so bunt durcheinander würfelt, zum Bewusstsein gekommen. Das vorliegende hübsche Buch will dazu helfen, dies unmittelbare Erleben deutscher Stammeseigentümlichkeiten zu vertiefen und festzuhalten, indem es besonders kennzeichnende Proben aus dem Schrifttum der einzelnen Stämme zusammenstellt. Mit Geschick und Geschmack hat O. Doderer aus der Fülle des Stoffes, von Walther von der Vogelweide bis Hugo von Hoffmannsthal, Geeignetes ausgewählt; von ihm stammen auch die kurzen Charakteristiken und bibliographischen Hinweise, die für manchen vielleicht noch in ruhigeren Tagen ein guter Wegweiser zu klaren Quellen des Genusses sein werden. Jedem Abschnitt ist eine kurze, von F. v. der Leyen geschriebene Stammescharakteristik vorausgeschickt. Das auch für die Heimat wertvolle Büchlein ist ein neuer Beweis für die unermüdliche und segensreiche Arbeit einer Anzahl unserer Armeezeitungen, unter denen der Champagne-Kamerad (Herausgeber L. Munzinger eine hervorragende Stellung einnimmt. — (F. B.)

H. F. Feilberg, Skoen som retssymbol. Studier tillegnade Esaias Tegnér den 13. januari 1918. Lund, Berling 8. 37—42. — Ein Nachtrag zu Sartoris Artikel, oben 4, 41.

H. F. Feilberg, Hundens testamente. Festskrift til Evald Tang Kristensen paa hans halvtredsaarsdag som folkemindesamler den 31. december 1917. Kobenhavn, Schonberg 8. 11—28). — Verfolgt das von Amalli (oben 4, 128), Debenedetti (oben 24, 431) u. a. behandelte Testament des Hundes durch verschiedene Literaturen.

G. Goyert und K. Wolter, Vlämische Sagen, Legenden und Volksmärchen, mit 16 alten Ansichten herausgegeben. Jena, E. Diederichs 1917. VIII, 214 S. 1,50 Mk. — Die beiden Herausgeber haben, wie der Ostender Stadtbibliothekar Everaerts in seinem Geleitworte berichtet, ihren Aufenthalt in Ostende während des gegenwärtigen Krieges dazu verwandt, unter den Märchen und im Sagenschatze des flämischen Volkes Umschau zu halten, für dessen Aufzeichnung bereits der Kölner J. W. Wolf und die Hessin Maria von Plönnies vor 70 Jahren viel getan hatten. Aus ihren Bemühungen ist eine stattliche Auslese von geschichtlichen Sagen, Legenden, Zauber-, Geister-, Gespenstergeschichten, Märchen und Spottgeschichten des Flamenvolkes entstanden, die den im Vorwort ausgesprochenen Zweck hoffentlich erreichen wird: 'Erkenne im Vlamen den deutschen Bruder, gewinne ihn lieb und achte ihn!' Denn zu vielen der ansprechend erzählten Geschichten werden dem deutschen Leser bald Seitenstücke aus unserer Volksüberlieferung einfallen. Für die richtige Würdigung von einem mehr wissenschaftlichen Standpunkte aus wäre es allerdings wünschenswert, dass die Quellen nicht nur summarisch, sondern im einzelnen angegeben worden wären. Es ist doch nicht gleichgültig, ob eine Sage einem Autor des 13. Jahrhunderts nacherzählt wird, wie die S. 79 mitgeteilte von der Wiederkehr der toten Jungfrau (vgl. oben 20, 366), oder ob sie im Jahre 1916 aus dem Volksmunde aufgezeichnet ist, wie die vom deutschen Unteroffizier und vom spukenden Genter Nachtwächter (S. 159). Vermutlich würde sich dann auch ergeben, dass das flämische Original der Legende vom Muttergottesgläschen (S. 71) aus einer Grimmschen

Kinderlegende übersetzt ist. Da das Buch den ersten Band eines von P. Zaunert herausgegebenen Deutschen Sagenschatzes bildet, erlauben wir uns, diesen leicht zu erfüllenden Wunsch dem Herausgeber ans Herz zu legen. — (J. B.)

Heimatklänge. Deutsche Lieder für unsere Kriegsgefangenen. Herausgegeben von Max Friedlaender und Johannes Bolte. Berlin, Furche-Verlag [1917]. 98 S. 8°. — Einen sinnigen Gruss aus der Heimat an unsere kriegsgefangenen Brüder bedeutet das wunderhübsche Büchlein, das die beiden bewährten Kenner unseres Volksliedes, unterstützt von Frl. Ch. Michaelis, im Auftrag des Deutschen Studentendienstes von 1914 herausgegeben haben. Über hundert unserer schönsten Lieder sind hier, z. T. mit Benutzung der prächtigen ‚Alten und neuen Lieder' des Inselverlages, zusammengestellt, mustergültig in der Behandlung der Worte und der Weisen, die beliebtesten in zwei- oder vierstimmigem Satz. Trauer um verlorenes Glück wie ungebeugter Lebensmut finden innigsten Ausdruck, so dass unsere armen Gefangenen in jeder Stimmung zu diesem Tröster greifen können. Einen besonderen Schmuck bilden die herbstimmungsvollen Scherenschnitte von Annemarie Nägelsbach, die dem Heft beigegeben sind. Niemand, der Verwandte und Freunde in der Gefangenschaft weiss, sollte versäumen, ihnen diese schöne Gabe zu senden, zur Linderung ihres hoffentlich bald gewendeten Loses und zur Ehre unseres deutschen Liedes. — F. B.)

A. Heusler, Axel Olrik (Archiv für neuere Sprachen 136, 1—15). — Eine eingehende warme Würdigung der wissenschaftlichen Tätigkeit des zu früh dahingeschiedenen dänischen Gelehrten.

A. Hilka, Neue Beiträge zur Erzählungsliteratur des Mittelalters: die Compilatio singularis exemplorum der Hs. Tours 468, ergänzt durch eine Schwesterhandschrift Bern 679 (90. Jahresbericht der Schles. Ges. für vaterl. Kultur. Breslau 1913). 24 S. — Die Wanderung einer Tiererzählung: Der undankbare Mensch und die dankbaren Tiere. (Mitt. der Schles. Ges. f. Volkskunde 17. 1915). 20 S. — Beide Arbeiten liefern zur Geschichte der Erzählungsstoffe wichtige Beiträge: die erste weist verbreitete Novellen bei einem französischen Dominikaner des 13. Jahrh. nach, die zweite verfolgt eine indische Fabel auf ihrem Wege bis in deutsche und afrikanische Volksmärchen. — J. B.

G. O. Hyltén-Cavallius och G. Stephens, Svenska Folksagor samlade och utgifna, omarbetade av Elsa Djurklou-Aschan, med teckningar av E. Lundgren. 1.—2. delen. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner 1915—1916. 5,50 Kr. — Das vorliegende Buch, welches zum ersten Male 1844—1849 erschien, war die erste wissenschaftliche Sammlung schwedischer Volksmärchen und als solche mit Erläuterungen und Hinweisen auf heimische und ausländische Seitenstücke ausgestattet. Die neue Ausgabe des vortrefflichen Werkes geht nicht darauf aus, der Wissenschaft zu dienen: sie lässt die Anmerkungen fort, verändert die Reihenfolge und stutzt den Text und die Rechtschreibung ein wenig für die Jugend zurecht. Die 35 vollständigen Nummern des ersten Druckes, welche zum Teil Varianten zu einem und demselben Stoffe darstellen, sind bunt durcheinander gemischt und zum Teil mit andern Überschriften versehen: der erste Band enthält die Nrn. 9, 15, 17b, 3a, 7b, 11, 19b, 3c, 5a, 1b, 2b, 18, 6, 19c, 13, 22, 20, 14a, der zweite die Nrn. 1a, 10, 12, 21, 19a, 4a, 31, 16, 14b, 2a, 8, 3b, 7c, 7a, 15, 17a, 5b. Der hsl. Nachlass von Hyltén-Cavallius, aus dem Clara Stroebe in ihren Nordischen Volksmärchen (Jena 1915) einige Stücke verdeutscht hat, wurde hier nicht benutzt. Die recht zierlichen, aber für den skandinavischen Volks- und Landschaftstypus nicht gerade bezeichnenden Bilder Lundgrens waren schon 1871 einer uns unbekannt gebliebenen Neuauflage beigegeben. Jedenfalls freuen wir uns, einen Ersatz für die sehr selten gewordene Originalausgabe zu erhalten, zumal da die deutsche Übersetzung Oberleitners (Wien 1848) unvollständig geblieben ist. — J. B.)

A. Ippel, Wilna-Minsk. Altertümer und Kunstgewerbe. Führer durch die Ausstellung der Zeitung der 10. Armee. Wilna 1918. 398. — Was sich von der Kleinkunst Wilnas des 16.—18. Jhs. an versteckten Stellen erhalten hat, hat deutscher Forschersinn hervorgezogen und zu einem Bilde vereinigt, in welchem mehrfach starker deutscher Einfluss sichtbar wird. — (J. B.)

Kristofer Janson, Framande eventyr som taletekster. Kristiania og København, Gyldendal 1916. 158 S. 3 Kr. — Ein feinsinniger Schriftsteller bietet der norwegischen Jugend ein Dutzend Märchen aus der Weltliteratur in einer Nacherzählung dar, um daran Betrachtungen über die in ihnen enthaltene Lebensweisheit zu knüpfen. Bisweilen gehen diese Auslegungen auch auf die historischen Voraussetzungen der Erzählungen, wie die altägyptischen Märchen oder der christlichen Legenden vom h. Christophorus und vom Jesusknaben mit den Lehmvögeln, ein, aber von der eigentlichen wissenschaftlichen Märchenforschung halten sie sich fern. Als Vertreter der deutschen Märchen erscheinen 'Die Sterntaler' und 'Der Arme und der Reiche'. — (J. B.)

O. L. Jiriczek, Seifriedsburg und Seyfriedsage, eine Sagenstudie in Archiv und Gelände (Archiv des histor. Vereins für Unterfranken 59, 1—16. Würzburg 1917). — Zu den seltenen Fällen, in denen ein Rest deutscher Heldensage an eine bestimmte Örtlichkeit geheftet im Volksmunde fortlebt, gehört die Ortssage des unterfränkischen Kirchdorfes Seifriedsburg. Dieser in einer Waldrodung nicht weit vom Einfluss der fränkischen Saale in den Main gelegene Ort wird schon 1158 als Sigefridesburg genannt, enthält aber keine Reste einer Ritterburg und wird seinen Namen von einer primitiven Herrenhofsiedelung bezogen haben und nicht von einem in der Nähe befindlichen frühmittelalterlichen Ringwalle, der jetzt als das 'alte Schloss' bezeichnet wird und in dessen Nähe eine Lindwurm genannte Wiese liegt. Der Dorfname, dem keine Burg im Dorfe mehr entsprach, leitete im 15.—16. Jahrhundert die Phantasie darauf, in den Wallresten jener Fluchtburg die Ruinen eines zerstörten Schlosses zu erblicken, dessen Untergang aus dem durch Bänkelsänger verbreiteten Liede vom hürnen Seyfried erklärt wurde. Wie Bader 1835 und Panzer 1848 berichten, war Sänfritz der Knecht eines Sauhirten; durch öfteres Baden im Wasser der 'Lingwurmwiese' wurde er so hart, dass ihm keine Waffe schaden konnte; er verrichtete in der Fremde Heldentaten, kehrte mit grossen Schätzen zurück und erbaute die Sänfritzburg, die später durch einen Wolkenbruch umgerissen wurde. Zu diesem einleuchtenden Ergebnis gelangt die auf sorgsamer Sammlung und kritischer Verwertung aller archivalischen, topographischen und sageugeschichtlichen Zeugnisse beruhende Untersuchung. — (J. B.)

Sten Konow, Indien (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 614). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1917. 130 S. 8°. gebd. 1,50 Mk. — In der unter der Masse des zusammengepressten Stoffes fast erstickenden Darstellung bietet der Abschnitt 'Religion' mancherlei volkskundlich Wichtiges. In der Übersicht über die geschichtliche Entwicklung werden die Fabel- und Märchensammlungen (Dschātaka, Pantschatantra, Sukasaptati u. a.) kurz besprochen. — (F. B.)

P. R. Krause, Die Türkei (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 469). 2. Auflage. Mit 2 Karten im Text und 1 Tafel. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1918. 134 S. 8°. Gbd. 1,50 Mk. — Die in Jahresfrist nötig gewordene Neuauflage des oben 26, 415 angezeigten Buches trägt den inzwischen eingetretenen Veränderungen (Ersetzung der Kapitulationen durch die neuen Rechtsverträge mit dem Deutschen Reich, Neuordnung des Unterrichtswesens u. a. m.) Rechnung. Der die Volkskunde berührende Abschnitt ist im wesentlichen unverändert geblieben. — (F. B.)

K. Krohn, Kaleva und seine Sippe (Journal de la soc. finno-ougrienne 30). 43 S. — K. sucht in Kaleva, dessen Name schon 1223 in der russischen Bezeichnung von Reval Kolyvań auftritt, und in andern Helden der finnischen Mythologie skandinavische Häuptlinge, die in vorchristlicher Zeit in Finnland herrschten.

Edvard Lehmann, Mystik in Heidentum und Christentum (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 217). Vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Anna Grundtvig. 2. Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1918. 144 S. 8°. Geb. 1,50 Mk. — Die Neuauflage ist von der ersten nicht wesentlich verschieden. Bei der Darstellung der griechischen Mystik vermisst man ein näheres Eingehen auf die offiziellen Mysterienkulte, vor allem den eleusinischen. Die Übersetzung gibt die äusserst lebendige und interessante Schreibart des berühmten dänischen Religionshistorikers vorzüglich wieder. — (F. B.)

J. Lewalter, Reichswacht. Soldaten-, Matrosen- und Vaterlandslieder, hsg. Kassel, M. Brunnemann 1918. 352 S. — Hier schenkt uns Lewalter, der treffliche Kenner des deutschen Volksliedes, dem wir bereits die Sammlungen der niederhessischen Volkslieder und der Kinderlieder und Kinderspiele aus Hessen verdanken, ein Kriegsliederbuch, das Beachtung verdient. Es ist Rudolf Herzog gewidmet und enthält im bunten Gemisch, wie es das heftweise Erscheinen während der vier Kriegsjahre mit sich brachte, gegen 400 alte Balladen und Liebeslieder und neue Kriegsdichtungen von Ganghofer, Dehmel, Löns und vielen anderen, ernste und lustige, samt den Singweisen. Eine gewiss manchen willkommene Neuerung ist die Aufnahme der den beliebten Märschen und Signalen untergelegten Texte.

Fr. v. der Leyen, Das deutsche Märchen. Leipzig, Quelle & Meyer 1917. 40 S. 0,60 Mk. — Für einen grossen Kreis von Empfänglichen, besonders die Schüler höherer Lehranstalten, schildert der treffliche Kenner, dem wir bereits mehrere gelehrte und volkstümliche Schriften über denselben Gegenstand verdanken, das Wesen unsers Märchens, in dem unseren Kindern zum ersten Male deutscher Geist und deutsche Kunst entgegentritt. Aus dem Vollen schöpfend, legt er klar seine Unterschiede von den verwandten Gattungen der Sage, des Schwankes, der Legende und Fabel, die urzeitlichen Elemente, das Streben nach Gliederung (Dreizahl) und die fortwährende Verschiebung der Motive dar. Auf die Heldendichtung des 6.—8. Jahrh. folgt die Periode der Spielleute, das Eindringen antiker, jüdischer, keltischer, indischer Stoffe im Mittelalter und arabischer und französischer im 17.—18. Jahrhundert. Als Feinde des Märchens traten der Humanismus und die Aufklärung auf. — (J. B.)

John Meier, Das deutsche Soldatenlied im Felde. Strassburg, Trübner 1916. 76 S. 8°. (Trübners Bibliothek 4. — Das hübsche Büchlein ist ein Ergebnis der Umfrage, die das Freiburger Volksliedarchiv und einige Freunde während des Krieges anstellten. Der Verf. beginnt mit der allgemeinen Erfahrung, dass die in längst vertrauten Liedern verherrlichten Begriffe Heimat, Vaterland, Ergebung in den göttlichen Willen jetzt bei den Kämpfern eine viel tiefere Bedeutung erhalten haben. Der Soldatengesang stärkt ferner nicht nur das Gemeinsamkeitsgefühl, sondern entladet auch die Empfindungen, denen Worte zu geben der Mann aus dem Volke sich oft scheut. Die Sangesfreudigkeit ist ein wichtiger Gradmesser für den in der Truppe lebenden Geist; denn der Soldat singt auf dem Marsche und im Quartier nur, was er wirklich fühlt, vor allem also Lieder voll Sehnsucht nach der Heimat, nach einem Siege religiöse und Vaterlandslieder; junge Truppen aus studentischen Kreisen sind auch singend zum Angriff vorgestürmt. Auffällig tritt das kräftige ältere Soldatenlied zurück hinter modernen tränenreichen Schilderungen eines auf dem Schlachtfelde verblutenden Kriegers oder der jammernden Angehörigen daheim. Dazu gehört auch das sich an ältere Vorbilder anlehnende Lied vom Argonnerwald (S. 37). Überhaupt modelt man lieber einen alten Text zeitgemäss um, als dass man einen neuen lernt; auch statt der neuen Weise legt man lieber dem neuen Text eine alte Melodie unter. M. gibt ferner Beispiele einzelner Regimentslieder und zeigt, dass der Rhythmus auf dem Marsche Verschiebungen erleidet; der Wunsch, das Marschlied zu verlängern, führt zur Einschiebung von Kehrzeilen, die meist einem zweiten Chore zufallen; diese Kehrreime und ihre Weisen entstammen, wie an verschiedenen Fällen nachgewiesen wird, gewöhnlich anderen bekannten Liedern. Zur Geschichte des Dünkirchener Glockenspiels (S. 58 vgl. oben 19, 418. — J. B.

C. Nörrenberg, Die Schwarzbrotgrenze (Eifelvereinsblatt 19, 31—32).

H. Patzig, Die Verbindung der Sigfrids- und der Burgundensage. Dortmund, Ruhfus 1914. 49 S. — Durch Heranziehung der Ortsnamen will P. den norddeutschen Ursprung der skandinavischen Sage von den Welsungen und Hundingen nachweisen. Diese beeinflusste die Verbindung der süddeutschen Burgunden- und der norddeutschen Sigfridssage zur Nibelungensage. Die Nibelungen wohnten an dem schwäbischen Flusse Nibel, so nannte man in Norddeutschland die Burgunden. Züge Sigfrids sind auf den dänischen Wiking Helge übertragen. Die Schrift verdient eine genaue Prüfung.

Robert Petsch, Das deutsche Volksrätsel. Strassburg, K. J. Trübner 1917. V, 88 S. 2,50 Mk. Grundriss der deutschen Volkskunde, herausgegeben von John Meier, 1). — Das

erste Heft eines von einem berühmten Forscher geleiteten Grundrisses unserer Wissenschaft begrüssen wir mit grosser Genugtuung. Für die Behandlung des Rätsels war Petsch schon durch mehrere Studien, die er im Jahre 1899 erscheinen liess, vorbereitet, wenn er auch im Vorworte bedauert, durch den Krieg an der Ausnutzung seiner Vorarbeiten und an einem Abschluss aller Untersuchungen gehindert zu sein. Die Anfänge der Gattung verlieren sich, wie das erste der fünf Kapitel andeutet, im Dunkel der Vorzeit und knüpfen an die indische Opfersymbolik im Rigveda, die germanische Runenweissagung, die bei den nordischen Skalden üblichen Kenningar und die Rätselmärchen an. Das 2. Kapitel skizziert die verschiedenen Formen des mittelalterlichen Rätsels, die gelehrte und volkstümliche Einwirkung, die lateinischen Fassungen, die Bildung von Rätselreihen, Dialogen, Streitgedichten und Wettliedern, die Verwendung der vierzeiligen Strophe, um dann auf die gedruckten Rätselbüchlein seit 1500 hinzuweisen. Es folgt ein Überblick über die Formen der deutschen Volksrätsel und eine Bibliographie, beides nützlich, aber doch nicht in erwünschter Ausführlichkeit. Zu deutlicher Charakteristik wären hier grössere Proben nötig gewesen, als die rasch fortschreitende, oft nur andeutende Darstellung ermöglicht; für die Bibliographie hat bereits Reuschel in der Dt. Literaturzeitung 1917, 1053 Nachträge geliefert. Für einen Grundriss dürften überhaupt dogmatisch ausgeprägte Paragraphen förderlicher sein als die Form der vorsichtig tastenden Untersuchung, selbst auf die Gefahr hin, später einige voreilig formulierte Sätze wieder umstossen zu müssen. Trotzdem gebührt dem anregenden Büchlein unser Dank. — J. B.

Marie Ramondt, Karel ende Elegast oorspronkelijk? Proeve van toegepaste sprookjeskunde. Utrecht, A. Oosthoek 1917. VIII, 139 S. kl. 4°. Utrechtsche bijdragen voor letterkunde en geschiedenis 12. — In dem anziehenden mittelniederländischen Gedicht von Karl und Elegast, das Benary oben 23, 299 unsern Lesern vorführte, erblickt Kalff in seiner großen Geschichte der niederländischen Literatur keine blosse Übersetzung eines verlorenen französischen Epos, sondern eine verhältnismässig selbständige Dichtung. Diese Ansicht sucht Fräulein Ramondt in der vorliegenden scharfsinnigen, allerdings nicht ganz glücklich disponierten Schrift vermittels einer Stoffvergleichung zu erweisen. Sie geht nicht von den räumlich und zeitlich naheliegenden Seitenstücken aus, sondern zieht zuerst ein russisches, mongolisches und litauisches Märchen heran, in denen sich einzelne Elemente des niederländischen Gedichtes wiederfinden, während sie die von Uhlenbeck beigebrachte Byline von Volch Vseslavjévič zurückweist. Wichtiger ist der Charakter des Haupthelden: Elegast, der mit König Karl stehlen geht, ist kein gewöhnlicher Dieb, sondern ein Geächteter mit Zügen von Hochherzigkeit wie Fulko Fitz Warin und Robin Hood, dem auch Geschicklichkeit und Zauberkunst eigen ist. Eine Gleichsetzung Elbegasts mit dem namensverwandten Alberich-Auberon oder Eligas von Riuzen (im Ortnit) wird abgelehnt, andere Fäden der altfranzösischen Heldensage wie Maugis, Grimmoner, Basin erfahren sorgsame Beleuchtung. Aus den historischen Zeugnissen endlich schliesst die Vf., dass zwei verwandte Dietssagen bestanden, eine östlich der Maas lokalisierte von Basin und eine am Rheine heimische von Elegast; das niederländische Gedicht von Elegast folgte in durchaus freier Weise der verlorenen französischen Chanson von Basin. Diesem Ergebnis kann man zustimmen, während andere Annahmen, wie der Einfluss des Märchens von Corvetto (Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimm 3, 33) oder die mit aller Vorsicht ausgesprochene Unabhängigkeit des mongolischen und andrer Märchen vom Elegast (ebd. 3, 36) Bedenken erregen. — J. B.

K. Reuschel, Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen. Berlin O. Salle 1917. 70 S. (Deutschunterricht und Deutschkunde, hsg. von K. Bojunga, Heft 2). — Wie das deutsche Volkstum als ein wichtiger Bestandteil im Unterricht herangezogen und verwertet werden kann, hat R. Hildebrand schon vor 50 Jahren in musterhafter Weise gezeigt; Dähnhardt, Beyschlag, R. Hofmann, Hoffmann-Krayer u. a. sind seit 1899 mit verschiedenen Vorschlägen hervorgetreten, die neu aufgeblühte Wissenschaft der Volkskunde für die Schule nutzbar zu machen. Ihnen reiht sich Reuschel mit einer sorgsam erwogenen Übersicht über die Verbindungen an, die nicht nur der deutsche Unterricht, sondern auch die Geschichte und Erdkunde, die Religion, die alten

und neuen Sprachen, die Naturwissenschaft, endlich Zeichnen, Singen und Turnen mit der Volkskunde eingehen könnten und sollten. Gute Beispiele und reiche Literaturangaben beleben die Darstellung. — J. B.)

Helge Rosén, Om dödsrike och dödsbruk i fornnordisk religion. Akademisk avhandlung. Lund, Gleerup. 1918. XII. 252 S. 8°. — Aus heutigen Volksbräuchen sucht der Vf. das Verständnis für die altnordischen Anschauungen vom Totenreich und Totenbräuchen zu gewinnen und geht dabei auf Grund eines reichen Materials besonnen und vorsichtig zu Werke. Er setzt erstens die Vorstellungen der Edda von verschiedenen Wohnorten der Toten in Beziehung zu den verschiedenen Arten der Bestattung von einzelnen, von ganzen Familien, gefallenen Kriegern, Verunglückten, Unverheirateten, Wöchnerinnen. 2. Die mehrfach bezeugte Vorstellung einer Toteninsel liegt nicht, wie Stjerna 1905 behauptete, der skandinavischen Sitte, Häuptlinge in einem Schiffe zu begraben, zugrunde. 3. Was flüsterte Odin laut Vafþrúþnismól 54 dem toten Balder ins Ohr? Vermutlich sollte der längst bestehende Brauch erklärt werden, dass man dem Toten zuflüsterte: Kehre nicht wieder! 4. Zur Ausrüstung des Toten gehören dauerhafte Schuhe: bisweilen wird der Leiche ein Schuh nachgeworfen; der Leiche werden die Füsse zusammengebunden. 5—6. Verschiedene Erklärungen für die Sitte, hinter dem Leichenwagen Wasser auszugiessen oder den Toten durch einen besonderen Ausgang hinauszutragen. 7. Die Eberesche im Totenkultus (vgl. Schell oben 22, 181). Anhang: über den Glauben an Folgegeister (fylgja). — J. B.)

Friedrich Schwenn, Die Menschenopfer bei den Griechen und Römern. Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, hsg. v. R. Wünsch und L. Deubner. XV. Bd. 3. Heft. Gießen, Alfred Töpelmann 1915. VII. 202 S. 8°. 7 Mk. — Der Verf. gibt zunächst eine geschichtliche Übersicht über die Menschenopfer (Mogk, Preuß u. a.), bespricht sodann die für die Griechen als tatsächlich vollzogen überlieferten sowie angebliche Menschenopfer und gibt sodann eine Übersicht über die Geschichte des Brandes in Griechenland und das Motiv der Menschenopfer in den Sagen. Im zweiten Teile, der die römischen Verhältnisse behandelt, herrscht ein anderer Einteilungsgrundsatz, es werden hier zunächst die mit dem Kriegswesen zusammenhängenden, dann andere römische Menschenopfer besprochen, darauf ist die Rede von der Stellvertretung im Menschenopfer, der Opposition gegen den Brauch und dessen Fortleben im Aberglauben. Ist auch dem Verfasser zuzugeben, dass griechische und römische Religion getrennt zu behandeln ist, so hätte doch die Übersichtlichkeit des Buches gewonnen, wenn gewisse allgemeine Fragen, wie die Stellvertretung, zusammenfassend behandelt worden wären. Ein weiteres Eingehen auf Einzelheiten verbietet sich an dieser Stelle. Das Tatsachenmaterial ist mit ziemlicher Vollständigkeit zusammengestellt, in der Theorie wäre manches einzuwenden, obwohl sich der Verf. vor der Gefahr gehütet hat, alle Erscheinungsformen des Brauchs aus einer Wurzel herzuleiten. Immerhin scheint nur von der Tabulehre ein allzu reichlicher Gebrauch gemacht worden zu sein, zumal im 2. Teile. Zu erweisen wäre ferner erst der S. 19 aufgestellte Satz, dass in vorgeschichtlicher Zeit die Menschenopfer viel häufiger gewesen und nicht als Ausnahmefall betrachtet worden seien. — S. 12 Z. 8 v. u. l. Boarium st. Romanum S. 71 Z. 11 v. u. Monimos st. Monismos, S. 70 Z. 14 ist στόμιχος irrtümlich mit „Hals" übersetzt. — F. B.

F. Settegast, Das Polyphemmärchen in altfranzösischen Gedichten, eine folkloristisch-literargeschichtliche Untersuchung. Leipzig, Harrassowitz 1917. III. 167 S. — Die Ermittlung der Märchenmotive, welche den höfischen Epen des 12.—13. Jahrh. zugrunde liegen, ist eine wichtige, aber nicht ganz leichte Aufgabe. Der Vf. gehört zu den Gelehrten, welche einen weitgehenden Einfluss der antiken, also vorzugsweise griechischen Mythologie auf die altfranzösische Epik annehmen; und daher musste ihn das uralte und weitverbreitete Märchen von der Blendung Polyphems, das zuletzt von Hackman (oben 15, 460) ausführlicher behandelt wurde, besonders anziehen. Seine interessante und eingehende Untersuchung zerfällt in sieben Kapitel, die freilich nicht alle zu überzeugenden Ergebnissen gelangen. Gleich Hackman nimmt er im 1. Kapitel früheren Forschern gegenüber mit Recht an, dass die im 19. Jahrhundert aufgezeichneten Volksmärchen letzten Endes sämtlich auf die Erzählung der Odyssee zurückgehen, wenn auch oft eine

Mischung mit dem Perseus-, Theseus- oder Hänsel und Gretel-Märchen eingetreten ist. Sehr künstlich erklärt er aber den Ring, den der geblendete Riese in verschiedenen Fassungen dem entfliehenden Helden reicht, um ihn am Entkommen zu hindern, als ein Symbol der leuchtenden Sonne, die auch nach der Zerstörung des Stirnauges fortlebe (S. 23. 153). Im 2. Kapitel folgt die auf eine orientalische Quelle weisende Erzählung im Dolopathos, deren deutsche Bearbeitung dem Vf. entgangen ist (Bolte-Polívka, Märchen-Anmerkungen 3, 369 nr. 191 a). Sicheren Boden haben wir auch im 5 und 7. Kapitel unter den Füßen. In jenem handelt S. von einer Episode im Roman de Troie des Benoit de Sainte-More, die auf einer von der Argonautensage beeinflussten Notiz bei Dictys Cretensis beruht: Poliphemus verfolgt den Alphenor, einen Gefährten des Ulixes, der seine Schwester Arene entführt hat, und wird bei dieser Gelegenheit im Dunkel der Nacht von Ulixes geblendet. Hier ist also alles Märchenhafte getilgt; der riesenhafte Menschenfresser ist in einen Fürstensohn gewöhnlicher Art verwandelt, der keine homerischen Züge mehr trägt. Unmittelbare Kenntnis der Odyssee verraten dagegen zwei im 7. Kapitel besprochene Stellen von Bojardos 'Orlando innamorato': die Befreiung der von einem blinden menschenfressenden Riesen gefangenen Jungfrau Lucina durch Mandricardo, dessen Schiff dann durch den vom Riesen geschleuderten Felsen beinahe versenkt wird, und der Kampf Rolands mit dem einäugigen Riesen, der vier Mönche bis auf einen verzehrt hat. Später hat Ariost die Lucina Episode durch eine Vorgeschichte ergänzt. — Können wir diesen Darlegungen des Vf. im allgemeinen zustimmen, so stehen wir dem 3., 4. und 6. Kapitel, die einen Einfluß des Polyphem-Märchens auf den Huon de Bordeaux, den Chevalier au lion und den Bueve de Hanstone nachzuweisen suchen, mit gelindem Zweifel gegenüber. Die wunderlichen Metamorphosen des Stoffes durch Verbindung mit allen möglichen anderen Motiven, die S. hier annimmt, sind zwar denkbar, aber keineswegs erwiesen. Auch die S. 119 vorgetragene Etymologie der Namen Ivorin = Hyperion und Azopart = Aethiops oder Sciopus scheint bedenklich. Nachzuprüfen wären die Bemerkungen über die verlorene lateinische Odysseebearbeitung (S. 39. 122) und über die Verwandtschaft des Menschenfressers Polyphem mit dem Sonnengotte (S. 32. 161). Zu dem Hunde des Odysseus S. 38 vgl. Zs. f. vgl. Literaturgeschichte 9, 368 und Romania 15, 572 v. 510; zu der vom Riesen gefangen gehaltenen Jungfrau S. 57 hätte Ovids Schilderung von der Liebe Polyphems zur Nymphe Galatea (Met. 13, 789) angeführt werden können. — (J. B.)

K. Wehrhan, Abfassung, Änderung und Wanderung von Kriegsgedichten; ein Beitrag zur Volkspsychologie und Volkskichtung (Vierteljahrschrift f. Volkskunde. München 1917). 45 S. — Zahlreiche Zeugnisse aus den letzten Jahren erweisen, dass der Begriff des geistigen Eigentums dem Volke fremd ist. Wie 1870 verschiedene Dichter sich als Urheber des Kutschkeliedes meldeten, so geht es noch heute bei verbreiteten Kriegsgedichten her. — J. B.)

Oskar Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 16) 5., völlig umgearbeitete Auflage. Mit 30 Abb., 20 Tafeln und einer Dialektkarte. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner 1917. 112 S. 8°. Geb. 1,50 Mk. — In der Neuauflage sind die vorher getrennten Abschnitte über die Eigentümlichkeiten der einzelnen Stämme und über ihre Beeinflussung von aussen her ineinandergearbeitet worden, wodurch das Buch an Geschlossenheit gewonnen hat. Hinzugekommen sind Kapitel über die Obersachsen, Schlesier und Deutschböhmen, besondere Erörterungen über die natürliche Beschaffenheit der Stammesgebiete, auch sind neben den auf die Dauer recht trocken anmutenden Aufzählungen hervorragender Vertreter der einzelnen Stämme einige ausführlichere, wenn auch nicht sehr in die Tiefe gehende Charakteristiken (z. B. Bismarck für die Niederdeutschen, Goethe für die Franken) eingefügt worden. An dem Grundgehalt des Buches, dessen frühere Auflagen oben 14, 255 und 18, 234 angezeigt wurden, hat sich nichts geändert. — F. B.

Aus den

Sitzungs-Berichten des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 14. Dezember 1917. Vorsitzender Hr. Geh. Rat Prof. Dr. Roediger. In den Ausschuss wurden folgende Mitglieder gewählt: A. Behrend, F. Boehm, Dihle, Ebermann, Friedel, Ed. Hahn, Heusler, Frl. Lemke, Ludwig, Maurer, Samter und James Simon. Hr Prof. Dr. Joh. Bolte machte Mitteilung von dem Plane flämischer Studenten der Genter Hochschule, eine internationale Vereinigung zum Studium der flämischen Volkskunde zu begründen. Der Aufruf ist in der 'Aula', Tijdschrift voor Studenten aan 's Rijks Hoogeschool te Gent, 2. Jahrg. Nr. 2 v. 15. Nov. 1917 erschienen und von stud. hist. Maurits de Meyer gezeichnet. — Hr. Prof. Dr. Oskar Ebermann sprach über Volkskundliches in der Bienenzucht früherer Jahrhunderte. Die Biene ist das einzige Insekt, das, wenigstens in Deutschland, seit alter Zeit als Haustier gilt. Ein Wust von Aberglauben umgibt die Bienenzucht bis in die Neuzeit hinein. Daher kamen die Imker in den Ruf, besonders zauberkundig zu sein. Diese abergläubischen Gebräuche bezogen sich besonders auf das Schwärmen der Bienen. Man glaubte häufiges Schwärmen durch übernatürliche Mittel veranlassen zu können; andererseits suchte man Schwärme durch sympathetische und symbolische Handlungen festzuhalten. Schon Plinius spricht von solchen Hilfsmitteln. K. Müllenhoff hat oben 10, 16 ff. über die Geschichte der Bienenzucht in Deutschland gehandelt. Den musikalischen Sinn der Bienen kannten bereits die Römer, und Megenberg (1350) sagt, die Bienen freuen sich über Händeklatschen und Geschmeideklingen. Auch die Glocken spielten hier eine Rolle. In der mittelalterlichen Waldbienenzucht, der Zeidlerei, gebrauchte man ausser altertümlichen Bienensegen vielfach Lockmittel und Bienensalben, deren Bestandteile, Melisse, Bier, Syrup und dergl., häufig verderblich für die Bienen wurden. Daher war es im allgemeinen verboten, solche Lockmittel zu gebrauchen. Über die Bedeutung und Vorbedeutung der Bienenschwärme sind aus dem Altertum mancherlei Anekdoten überliefert. Bei den Griechen galten sie als Symbol der Kolonisation. Livius, Claudian, Tacitus und spätere sahen im Anhängen eines Bienenschwarms eine Vorbedeutung für einen Brand. Anderswo bedeuten sie aber Glück, häufiger noch ein böses Vorzeichen schlechthin, wie auch ein Bienentraum im Altertum als unglückliches Vorzeichen galt. In neuerer Zeit prophezeien Bienen teils Glück, teils das Gegenteil. In der anschliessenden Besprechung des Vortrages gab Frl. Elisabeth Lemke Vergleiche aus Ostpreussen und Sardinien und wies auf den schönen Glockenton der Schwarmbienen hin. Hr. Geh. Rat Roediger erläuterte die Wortbedeutungen von Biene, Beute und Imme, während Hr. Direktor Minden die Biene des Napoleonischen Krönungsornates als ein monarchisches Symbol erklärte.

Freitag, den 25. Januar 1918. Der Vorsitzende Geh. Rat Roediger erstattete den Jahresbericht, der Schatzmeister Treichel den Kassenbericht. An Toten beklagt der Verein neuerdings den Oberbibliothekar Prof. Dr. A. Kopp in Marburg und Frau Prof. Mielke. Die Neuwahl des Vorstandes durch Zuruf ergab dieselbe Zusammensetzung wie bisher, doch gab der Vorsitzende zu erkennen, dass er zum letztenmale das Amt für ein Jahr übernehme. — Der Unterzeichnete legte dann einige Geräte aus der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde mit einigen Erläuterungen vor. Es handelte sich um eine sogen. Weife, d. i. ein

Werkzeug zum Aufwickeln und Abmessen des fertig gesponnenen Garnfadens, das seit alter Zeit gebraucht wird, aber dann in unseren Gegenden meistens durch den Haspel ersetzt worden ist. Näheres darüber soll in einem der nächsten Hefte mit Abbildungen dargelegt werden. — Herr Bibliothekar und Universitätsprofessor Dr. Hugo Hepding aus Giessen sprach dann über alte Bräuche beim Beerensammeln, vorwiegend der Heidelbeere in Oberhessen. Neben der üblichsten Verwendung dieser Beere als Nahrungs- und Genussmittel geht ihre Benutzung als Färbemittel für Stoffe und Spirituosen einher, ferner als Arzenei und, in Schlesien, als Tee. Diese volkstümlichen Gebrauchsarten sind uralt. An das Wachstum der Pflanze vom Mai an, wo sie blüht, knüpfen sich mancherlei Gebräuche und volksmässige Anschauungen. Ihre Ernte beginnt um Johanni und dauert in Hessen bis Jakobi, in Böhmen bis Bartholomäi. Sie ist zugleich für die Jugend ein Fest mit Liedersang und märchenhaften Ängsten vor Schlangen, Wölfen, Gespenstern, Zwergen, Buckligen usw. Von altersher wird der Angang beim Auszug zum Beerenlesen beachtet. An Kreuzwegen wird nicht gepflückt. Die zum ersten Male teilnehmenden Kinder sind zu gewissen Zeremonien verpflichtet, z. B. müssen sie im Schlitzer Land auf Eisen beissen oder Blätter von alten Bäumen zerbeissen, so in Hessen. Von der im Volksglauben noch lebendigen Vorstellung der beseelten Natur zeugen die Beerenopfer, in Hessen 'Zoll' genannt, die als Erstlinge dargebracht werden, ferner die bei alten Bäumen, genannt alter Hans, Alte, Frau, Grossvater, Grossmutter, niedergelegten Steine, Zweige und Blumen. Am Brocken schmücken die Beerensucher, wenn sie zuerst ernten, eine Felsenklippe aus. Tänze um solche alten Opferbäume sind vielleicht Reste eines Kultes. Man zerdrückt auch wohl die Opferbeeren an den Bäumen, wirft sie nach altem prophetischem Brauche hinter sich und vergräbt auch Geldstücke im Walde. Auch beim Heimgange werden Dankopfer dieser Art dargebracht. Der Letzte wird wie üblich verhöhnt, und zu Hause werden Kinderfeste mit Verspeisung grosser Kuchen gefeiert. Der Vorsitzende machte noch darauf aufmerksam, dass das erwähnte bucklige Männchen der Kinderphantasie auch in einem von Schwind illustrierten Kinderliede auftritt und allerhand Schabernack vollführt. Bereits im deutschen Altertum, so im Ruodlieb, in den Carmina Burana und in einem mhd. Liede vom Meister Alexander (13. Jahrh.) sind Beerenpflücker und ihre Gebräuche erwähnt.

Freitag, den 22. Februar 1918. An Stelle des schwer erkrankten 1. Vorsitzenden hatte Hr. Prof. Dr. Joh. Bolte den Vorsitz übernommen. Er legte den vom Verbande deutscher Vereine für Volkskunde ausgegebenen Fragebogen über deutsche Soldatensprache vor. — Hr. F. Treichel berichtete über die vom Deutschen Auslandsmuseum in Stuttgart veranstaltete Wanderausstellung 'Kurland', namentlich die zur Bienenwirtschaft gebrauchten eigentümlichen Geräte der Letten, die übrigens von A. Bielenstein, Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten, 1907, bereits in deutscher Sprache beschrieben sind. Er erinnerte ferner an den bereits oben 18, 311 von R. Andree bekanntgegebenen Gebrauch von Meerschweinchen zur Heilung von Hautausschlag. Man nimmt sie mit ins Bett und glaubt, wie Herr Maurer mitteilte, dass sie auch bei Rheumatismus durch Wärme und Ableitung heilsam wirken. — Frau Helene Dible hielt sodann einen Vortrag über das 'Flügelkleid', worüber sie wie folgt selbst berichtet: „Nach einigen Erörterungen über die sprachliche Bedeutung der Bezeichnung 'Flügelkleid' führte die Vortragende aus, dass die Wörter bisher über das Aussehen dieses Kleidungsstückes nur recht ungenügende, über seine Bedeutung und Herkunft aber gar keine Auskunft geben. Das Vorkommen des Wortes 'Flügelkleid'

konnte zuerst um 1790 festgestellt werden, und wir haben uns ein solches Kleidungsstück im 18. Jahrh. vorzustellen als ein Kinderkleid, bei dem hinten von den Achseln oder aus den Armlöchern 2 schmale Streifen oder Bänder herabhingen, welche man gebrauchte, um das Kind beim Gehenlernen daran zu halten. Je weiter wir jedoch in frühere Jahrhunderte zurückgehen, desto häufiger finden wir diese Streifen nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen beiderlei Geschlechts. An der Hand der kostümgeschichtlichen Entwicklung zeigte die Vortragende, dass wir in diesen herabhängenden Streifen nichts anderes als Rudimente von Ärmeln zu sehen haben. Etwa vom 11. Jahrh. an wurde der Ärmel in mannigfachster Art verziert, erweitert, verlängert, sowie teilweise und schliesslich ganz aufgeschlitzt. Diese Ärmel dienten vielfach nicht mehr dem Gebrauch, sondern nur dem Schmuck. Die Streifenärmel wurden nach und nach schmaler und verrieten am Ende des 16. Jahrh. in ihrer rudimentären Form kaum noch ihren Ursprung. Es trat dann der in der Kostümgeschichte seltene, ja vielleicht einzige Fall ein, dass ein Kleidungsstück, welches sich von einer Zweckkleidung zur Schmuckkleidung umgewandelt hatte, wieder zu einer — ganz anderen Bedürfnissen dienenden — Zweckkleidung wurde, man benutzte die herabhängenden Bänder oder Riegel bei kleinen Kindern als Gängelbänder. Diese Art der Benutzung tritt etwa am Ende des 16. Jahrh. zuerst auf, und dürfte im 17. allgemein üblich gewesen sein. Als modische Gewandzutat verschwanden alle Arten unbenutzter Schmuckärmel im 1. Viertel des 17. Jahrh. mit dem Erlöschen der spanischen Mode, nur an den Kleidern ganz kleiner Kinder hielten sie sich zu dem erwähnten praktischen Gebrauch noch das 18. Jahrh. hindurch. Ihre Herkunft und ursprüngliche Bedeutung verwischte sich jedoch im 18. Jahrh., und dass sich auch die sachliche Vorstellung von einem Flügelkleide schon früh im 18. Jahrh. verflüchtigte und sich daneben eine unklare poetische Übertragung herausbildete, geht aus der Art hervor, in der Schriftsteller jener Zeit das Wort angewendet haben. Nicht allein beim Flügelkleide hatten sich die Überbleibsel der einstigen Schmuckärmel gehalten, sondern noch weit länger bei vereinzelten Uniformen und Amtstrachten. Sogenannte 'Flügelröcke' fanden sich noch bis zur Mitte des 19. Jahrh. an der Amtstracht der päpstlichen Hofbeamten sowie beim Militär, besonders bei Schützen und Spielleuten." — Die Ausführungen wurden durch eine kleine Ausstellung von Abbildungen aus verschiedenen Jahrhunderten erläutert. In der anschliessenden Erörterung des Gehörten machte Herr Dr. Fritz Boehm darauf aufmerksam, dass bereits im klassischen Altertum Flügel als Gewandteile genannt werden, Hr. Inspektor Maurer erwähnte, dass Flügel am Panzerkleide in älterer und neuerer Zeit bekannt seien, und Herr Professor Dr. Bolte erinnerte an die Reitärmel der Frauentracht in den isländischen Sagen. — Hr. Prof. Dr. Joh. Bolte sprach sodann über den Meisterdieb im Märchen. Das Motiv des Meisterdiebes ist in den verschiedenen Literaturen sehr verbreitet. Das älteste Märchen dieser Art ist vielleicht das ägyptische vom Schatze des Rhampsinit. Es gelangte schon früh nach Indien, und im 12. Jahrh. tritt es im Abendlande auf. In Deutschland kommt der Name des Meisterdiebes Arbegast oder Elbegast im Volksmunde vor. Bei Hans Sachs, bei Grimmelshausen, in den Fabliaux und bei Cervantes tritt der Typus des landstreichenden Schelms vielfach auf, der infolge von Missverständnissen bei Harmlosen Gewinn einzieht. Manche dieser Erzählungen sind aus der Volksüberlieferung entnommen und zum Teil noch heute lebendig. Bei den Spaniern und Franzosen kennt man lange Schelmenromane dieser Gattung, in denen der Meisterdieb zum Heroen wird. Im deutschen Volksmärchen dagegen wird der Schelm verurteilt oder, wie in dem verlesenen

Grimmschen Märchen vom Meisterdieb, wenigstens verbannt, nachdem er seine Kunst erwiesen hat.

Freitag, den 22. März 1918. Diese Sitzung war dem Gedächtnis zweier hochverdienten Mitglieder und Führer des Vereins, des 1. Vorsitzenden Max Roediger und des Obmannes unseres Ausschusses Ernst Friedel, gewidmet, die der Tod kurz hintereinander unserem Kreise entrissen hat. Ihre umflorten Bilder sahen zum letztenmal auf die zahlreiche Trauerversammlung, deren Totenklage durch den Mund der Freunde Johannes Bolte und Georg Minden beredten Ausdruck fand und den mitanwesenden Angehörigen beider Verstorbenen Trost und Frieden zu spenden suchte. Beide Nachrufe sind oben ausführlich abgedruckt.

Freitag, den 26. April 1918. Der Vorsitzende Prof. Dr. Joh. Bolte teilte mit, dass er auf Wunsch und Bitte des Gesamtvorstandes die Leitung des Vereins übernommen habe, während die Wahl des 2. Vorsitzenden bis zum Herbst aufgeschoben werde. Der Ausschuss hat sich durch Zuwahl des Herrn Prof. Dr. Franz Weinitz ergänzt und Herrn Prof. Dr. Oskar Ebermann zum Obmann ernannt. Herr Stadtverordneter H. Sökeland hat am 22. März d. J. seinen 70. Geburtstag begangen, aus welchem Anlass er namens des Vereins schriftlich begrüsst worden ist. Wir haben den Tod seiner Gemahlin und den eines jungen befreundeten Gelehrten Dr. Erich Gutmacher zu beklagen. Als neues Mitglied begrüsste der Vorsitzende dann Herrn Abgeordneten Pfarrer Dr. W. Gaigalat und als Gäste Herrn Pastor Fritz Jahn, Direktor der Züllchower Anstalten bei Stettin, sowie Herrn Prof. Dr. A. Warburg aus Hamburg. Die infolge der Verbandsumfrage eingegangenen Mitteilungen über Kirchenglocken sind Herrn Prof. Sartori übersandt worden, der sich zur Bearbeitung des Stoffes bereit erklärt hat. Der Unterzeichnete legte die ansehnliche Festschrift vor, die unserem Mitgliede Prof. Dr. Ed. Hahn zu seinem 60. Geburtstage von einem Kreise seiner Kollegen, Freunde und Schüler gewidmet worden ist. — Herr Prof. Dr. Ebermann hielt dann einen durch viele Vorlagen erläuterten Vortrag über Schutzbriefe und Gebete französischer Soldaten. Bekannt sind die mancherlei Sprüche zum Schutze gegen Waffen in den nordischen Sagen. Sie haben sich vielfach bis in die jüngste Zeit im Volksmunde erhalten und werden auch im gegenwärtigen Kriege noch benutzt, wenn auch in veränderter Form. Die Franzosen weisen derartigen Aberglauben weit von sich, wenn man danach fragt, aber bei genauerem Hinsehen findet man doch noch manches Hierhergehörige. Der Redner konnte eine ganze Anzahl verschieden gearteter Typen solcher Schutzbriefe und Gebete in französischer Sprache nachweisen, teilweise mit bischöflicher Approbation versehen. Manche scheinen auch nach Art der bekannten Schneeballbriefe verbreitet zu sein. Die eigentlichen Himmelsbriefe, d. h. angeblich vom Himmel gefallene, sind mehr eine Art von Haussegen, weniger im Kriege verwendet, und gehen in früheste christliche Zeiten zurück, vielleicht sogar in noch höheres Alter. Gestreift wurden ferner die bekannten magischen Quadrate mit Zahlzeichen und Parodien auf alle solche Schutzbriefe aus dem 16. Jahrh. und späterer Zeit. Hr. Inspektor Maurer erinnerte im Anschluss an den Vortrag an einen solchen parodierten Schutzbrief im Simplizissimus von Grimmelshausen, Hr. Prof. Warburg betonte, dass die magischen Quadrate von den Arabern in volksmedizinischem Sinne gebraucht werden, worauf auch der bekannte Dürersche Holzschnitt von der Melancholia hinweist. — Herr Prof. Dr. Franz Weinitz sprach sodann über Aberglauben und Zauberkünste bei den heidnischen Lappen. Der Vortrag bot einige Ergänzungen der in der Zeitschrift für Ethnologie 1910 S. 1 ff. veröffentlichten Abhandlung über die lappischen Zaubertrommeln, besonders die in Meiningen befindliche.

Erst unter Gustav Wasa begann das Christentum bei den schwedischen Lappen Eingang zu finden und die Urreligion des sogen. Schamanismus zu verdrängen. Eine Hauptquelle dieser alten Zustände ist Joh. Scheffers 'Lapponia' v. J. 1673. In dieser Zeit fand man aber noch öfter Opferstätten mit rohen Götzenbildern des Donnergottes usw. mit Renntierfleisch auf steinernen Opfertischen. Man näherte sich diesen geheiligten Stätten mit stets zunehmender Devotion, zuletzt auf allen Vieren kriechend. Eine wichtige Rolle spielten in alter Zeit die Zauberpriester, Noiden genannt, mit ihren Zaubertrommeln, Kobda genannt, die mit aufgemalten Figuren, einem Zeiger und T-förmigem Hammer ausgestattet waren. Solche Trommeln sind noch zahlreich erhalten. Ausserdem benutzte man Knotenzauber zur Hervorrufung oder Dämpfung des Windes. Die bösen Dämonen, Uldas genannt, waren sehr gefürchtet und werden noch heute durch Spenden besänftigt. Herr Prof. Dr. Bolte wies im Anschluss an den Vortrag darauf hin, dass besonders Friis über lappische Mythologie geschrieben hat und dass Darstellungen einer Götterdreiheit auf solchen Zaubertrommeln an ähnliche auf den Goldhörnern von Tondern erinnern, die A. Olrik in einem soeben in den Danske Studier aus seinem Nachlasse veröffentlichten Aufsatze behandelt habe, so dass vielleicht germanischer Einfluss vorliege. Auch in der finnischen Mythologie seien vielfach Übereinstimmungen mit germanischen Vorstellungen vorhanden.

Freitag, den 24. Mai 1918. Der Vorsitzende Prof. Dr. Joh. Bolte teilte mit, dass der Herausgeber der Zeitschrift Dr. Fritz Boehm wiederum zum militärischen Dienst einberufen sei und dass er selbst sein Amt übernommen habe. Vom Kultusministerium ist die bisherige Beisteuer auch für dieses Jahr bewilligt worden. Das verstorbene Mitglied Frl. Katharina Wegscheider hat dem Verein die Summe von 2000 Mark testamentarisch vermacht. Der sächsische Landtag hat eine Eingabe um Gründung einer Professur für deutsche Volks- und Altertumskunde von Prof. Dr. Schumann in Dresden angenommen. Hr. Dr. Fritz Behrend sprach dann eingehend über 'Volkstümliches bei dem Geschichtsfälscher Paullini'. Christian Franz Paullini wurde 1643 geboren, war Hofhistoriograph in Corvey und seit 1685 in seiner Heimatstadt Eisenach Stadtphysikus. In der Geschichte der Volksmedizin ist er bekannt als Verfasser der 1699 zuerst erschienenen 'Dreck-Apotheke'. Er war ein vielseitiger Schriftsteller, nicht ohne Verdienste, aber durch seine historischen Fälschungen von einer traurigen Berühmtheit. Solche Mängel verunzieren z. B. sein Werk 'Syntagma rerum et antiquitatum Germaniae'. Auch verschweigt er vielfach seine Gewährsmänner. Wie um die ziemlich zynisch behandelte Volksmedizin kümmerte er sich auch um Volksbräuche und Volkssagen, die er aber fälschlich als historisch begründet hinzustellen versucht. Immerhin sind seine Angaben über die Volksmedizin seiner Zeit von Interesse, da sich viele dieser Bräuche bis in die Jetztzeit im Volke erhalten haben, wie das Abstreifen von Krankheiten, das Forttreiben durch fliessendes Wasser, das Bannen und Antun, das Feuerbesegnen, Not- und Johannisfeuer, Todaustreiben usw. Das Gebiet des Volksrechtes betritt er auch mit der Schilderung der Feme von Corvey, wobei er aber ihre jüngere Entwickelung unterschlägt, und des Bahrrechtes, d. i. die Ermittelung des Mörders durch Blutzeichen seines Opfers. Dieses deutsche Bahrrecht ist bis ins 12. Jahrh. zurückzuverfolgen, während es im römischen Recht fehlt und auch im Indiculus superstitionum (8. Jahrh.) noch nicht vorkommt. Schon zu Paullinis Zeit waren alle diese Volksbräuche im Schwinden begriffen. Trotz der schweren Mängel und offenbaren Fälschungen in Paullinis Schriften ist er doch nicht ohne Verdienst. Er war ein geborner Journalist mit reinem deutschen Stil, förderte die historische Wissenschaft und betätigte sich

auch als Vorkämpfer auf pädagogischem Gebiete, etwa wie Comenius. In Anerkennung seines Wirkens sandte ihm Leibniz ehrende Briefe, und die Leopoldinische Akademie nahm ihn schon in seiner Jugend als Mitglied auf. Der Vorsitzende äusserte im Anschluss an den Vortrag, dass diese Schriftsteller, wie z. B. auch Paullinis Zeitgenosse Praetorius, für uns schwer zu beurteilen sind. Sie erzählen vielfach nur zur Unterhaltung, weniger aus Interesse am Volksglauben und -Brauch. — Dann sprach Hr. Pastor Fritz Jahn, Direktor der Züllchower Anstalten bei Stettin, unter Vorführung zahlreicher Belege über 'Alte deutsche Spiele'. Seine Grundauffassung ist, dass das Spiel nicht Hauptzweck sein soll, sondern Ablenkung und Erholung. Da es unzählige schöne alte Spiele gibt, die in Deutschland oft in eigenartiger Weise gemodelt wurden, ist es gänzlich überflüssig, neue Spiele zu erfinden, namentlich aber solche mit Nebenzwecken pädagogischer Art. Nachbildungen alter deutscher Spiele werden in den Züllchower Anstalten hergestellt und zu Tausenden, besonders auch in die deutschen Schützengräben des Weltkrieges versandt. Besonders wurde genannt das Bohnenspiel, das z. B. noch vor 100 Jahren in den deutschen Familien der ehemals russischen Ostseeprovinzen allgemein bekannt und im Altertum bereits beliebt war. Die meisten Spiele stammen ursprünglich aus dem Orient und haben sich wie viele andere Volksüberlieferungen von da über die Welt verbreitet. Ferner wurden gezeigt das Nürnberger Zankeisen, Würfelspiele mit 3 Würfeln, das ländliche Fange- oder Kaiserspiel, mehrere alte Druckbogen mit Abbildungen, die zum Spiel gehören, usw. Erwähnt wurden das von Leibniz angeführte Nonnenspiel, magische Quadrate mit verstellbaren Zahlen, das ostpreussische Kurnikspiel, die antike Rhythmomachia, die auf Pythagoras zurückgehen soll, und das japanische Go, das beste Brettspiel der Welt. Der Redner führte eine Anzahl Spiele im Gebrauch vor und lud zu einem Besuch seines Museums alter Spiele in Züllchow ein.

Berlin. Karl Brunner.

Berichtigung.

In dem Aufsatz von Schläger: Einige Grundfragen der Kinderspielforschung S. 112 Z. 11 lies s. u. S. 113; — ebd. Anm. 3 Z. 1 statt 'S. 109': S. 110; — ebd. Anm. 6 letzte Z. l. 'S. 113'f. — S. 113 Anm. 6 setze) nach 'Farbe'.

In dem Aufsatze 'Die Scheune brennt' (oben S. 135) sind leider zwei irreführende Druckfehler stehen geblieben: S. 139, Z. 16 l. In einem weissrussischen Schwanke. — S. 140, Z. 21 l. In einer verwandten kleinrussischen Erzählung.

Zu dem Aufsatze über Deutsche Volkslieder aus der Dobrudscha (oben S. 141) bittet Herr Dr. Byhan die Aussprache der Orte Kodshelák, Malkótsch und Túltscha hinzuzufügen. In der Anmerkung auf S. 141 ist zu lesen: Im Jahre 1905. — Z. 3: Lentschau. — Z. 13: Engenfeld.

In der Anzeige des Buches von Vîdûnas S. 181 Z. 27 ist statt 'Veranlassung da' zu lesen 'Veranda'.

Register.

(Die Namen der Mitarbeiter sind kursiv gedruckt.)

Aarne, A. 84. 179.
Aberglaube: Deutsch 87. Französisch 279. Isergebirge 148—150. Jütland 36. Lappland 279. Niederlande 170. Russland 242 f. Schweiz 85 f. Ungarn 212. Heirat 241. Hexen 242. Kartenschlagen 242. Krieg 85. Mord 245. Schatz 85. Schiffer 86. Teufel 241. 244. Zahlen 173.
Abert, H. 89.
Ablasswesen 37. 40 f.
Abracadabra 213.
Ackerbau: Gebräuche 84. 93. 170.
Adler 130 f.
Ahrens, W. 173. 269.
Albertus Magnus 17.
Almenviehzucht 84.
Altertumskunde 188.
Ament, M. 200.
Amerika 87.
Amulett 86. 173.
Andree, R. 34. 148.
Andree-Eysn, M. Totenkronen 146—148.
Andresen, K. G. 217.
Angang 2.
Angeln 94.
Antichrist 243. 249.
Apokalypse 174. 179.
Appianus. Ph. 27.
Arabien 12. 173.
Arbeitsreime 137 f.
Archenhold, F. S. 21 f.
Archiv, Schweizer 84 f.
d'Arman, R 248.
Armenien: Märchen 52. 68
Arthopius, B. 39.
Astrologie 14 f. 179. 269.
Atavismus 120.
Auge geschlossen 1 f.
Augustin, der h. 89.
Ausschlag (Kr.) 149.

Bächtold, H. 84. 86.
Backofen 71. 74. 79. 149.
Badestube 73. -wasser 149.
Ballade 85; s. Lied.
Balten: Märchen 176. Sagen 176.
Bank 72.
Bastlösereime 156.
Bäume 224 f.
Bauopfer 181.
Becker, A. 85.
Beckh, H. 269.
Beelzebub 244.
Beerensammeln 278.
Begnadigung verurteilter Verbrecher 235.
Behrend, F. 281. Notiz 90.
bekkr 72.
Bendel, J. 59.
Berge in der Sage 158 f.
Berliner: Charakter 197 f.
Bern: Chronik 37.
Bertholet, A. 84.
Beucker, H. 174.
Bienenzucht 277 f.
Bilstein 219 f.
Birkenbaum-Schlacht 174. 245 f.
Blau: s. Farben.
Blau, J. 265.
Blut 4. 6. 12. 70 f.
Böckel, O. 216.
Böhm, F. 183 f. 278. Bespr. 84—89. 266—267. Notiz 89—91. 174—181. 269 bis 275.
Böhme, F. M. 41. 47.
Böhme, M. 269.
Böhme, R 184.
Böhmen. Brauch 89. Märchen 53.
Böhmerwald 265.
Bohne 36 f. 44 f.
Bohnenberger, K. 85.
Bohnenlieder 35 f. 167.
Boll, F. 179. 269.
Bolte, J. 81. 91 f. 141. 182 f. 271. 277 f. Dt. Märchen aus dem Nachlasse der Br. Grimm 49—55. Zum Dornröschen-Märchen 70. Die Scheune brennt 135 bis 141. Max Roediger † 185—196. Begnadigung zum Stricktragen oder zur Heirat 235—236. A. Kopp † 251. Bespr. 170. 267 f. Notiz 89 f. 173—182. 269 bis 276.
zur Bonsen, F. 174. 245. 247.
Boppe, Meister 17.
Böser Blick 1.
Böttcher 154.
Bovist 150.
de Brahe, Tycho 27.
Brandenburg: Landeskunde 197. 262. Sagen 158—164.
Brandstetter, R. 88.
Brauch: Ackerbau 84. 93. Fest- 87. Hochzeit 56. 87. 143. Toten- 87. 146 f. Böhmen 59. Niederlande 170.
Brauerei 177.
Brechenmacher, J. K. 89.
de la Brière, Y. 249.
Brot 1. 149. 169. Hartbrot 260. Schwarzbrotgrenze 273.
Brüder, die Deutschen 270.
Brunner, K. 94. 276. Sitzungsberichte 91—95. 182—184. 277—282. Bespr. 265. Notiz 177.
Bücher, K. 150 f.
Buddhismus 269.
Bukowina 91. 240.
Bulgarien: Märchen 54. Schwank 198.
Buller-Hoefler, H. Die Sankt-Michaeli-Prozession in Gaissach 233—235.
bur 72
Buss, E. 85.
Byhan, A. Dt. Volkslieder aus der Dobrudscha und Südrussland 141—146.

Carmina Burana 94.
Christoffelgebet 85.
de Cock, A. 86.
Comenius, J. A. 30.
Corso, R. 87.
Cumont, F. 89.

Dach 74.
Dänemark: Lied 180 Märchen 51. Schwank 186.
Dankzeichen für Volkskunde 91.
Decurtins, C. 85.
Delachaux, Th. 84.

Demetriustag 93.
Deutsch: Kunde 88. Stämme 270. 276.
Dieb 273. 278. Verflucht 240.
Dihle, H. 278.
Dillmann, J. Das Hickelspiel in Frankfurt a. M. in seiner kriegsgemässen Entwicklung 237–240.
Divination 1 f. 17 f.
Djurklou-Aschan, E. 271.
Dobrudscha 141.
Doderer, O. 270.
Donnerberg, -hain 224.
Dorfformen 170.
Dornberg 224.
Dreizahl 161.
Dreschen 151.
Drost, J. W. P. 90.
Droste, G. 177.
Dübi, H. 84.
Durchkriechen 150.

Ebbe und Flut 86.
Eberle, M. 85.
Ebermann, O. 92. 277. 280.
Eckart, R. 90.
Edda: Haus 72 f.
Ei 32.
Eid 92.
Eidechse 183.
Eigentumszeichen 84.
Einblattdrucke 21.
Eirikssaga 98.
Eitrem, S. 174.
Eldhús 71.
Elegast 274.
Eliasberg, A. 175.
Eliastag 93.
England: Schwank 136.
Ente 2.
Erdbeben 241.
Esten: Märchen 52. 176.

Fabel 89. 191 f.
Faden 150.
Farben: blau 87. schwarz 68 f. weiss 68 f.
Fasten 1.
Fastnacht 58. -spiel 37.
Fehrle, E. 85. 87.
Feilberg, H. F. 86 235. 270.
Feist, S. Bespr. 172 f.
Felsen 218 f.
Feste: Grün'onnerstag 93. Neujahr 2. 104. Ostern 93. 178. Weihnacht 93. 177. 269.
Feuerbohrer 119. -reiter 183. -stätte 71 f. 75. Notfeuer 119.
Fingernägel 149.
Finnland: Kalewala 182. Lied 84. Märchen 52. Schwank 140.
Fisch 149.
Flachsreffen 151.
Flandern: Lied 93. 95. Sagen 270. Schwank 136. Sprache 170. Volkskunde 276.
flet 71 f. 80 f.
Fluchbrief 240. Fluchen 149.
Flügelkleid 277.
Flurnamen 216 f.
Fock, G. 177.
Forcart-Bachofen, R. 84.
Frankfurt a. M. 237.
Frankreich: Märchen 51. Schutzbriefe 279.
Frau: Angang 2. Weisse F. 162. 249. F. Harke 158.
Freitag 149.
Freud, M. 24.
Friaul 182.
Friedel, E 91. 182. 262. 280. Leben 196–199.
Friedlaender, M. 271.
Frosch 165. 241.
Fuhrmannslied 153.
Fuss 175.

Gaigallat, W. 279.
Gaissach 235.
Galle, R 264.
Gallus, der h. 93.
Ganga til fréttar 1–13. 97–105.
Garber, O. 177
v. d. Gartow, J. 24.
Gauchat, L. 86.
Gebetsparodien 85.
Gehrich, G. 89.
Gelbsucht 149.
Georg, d. h. 93.
v. Geramb, V. Rhamm, Urzeitliche Bauernhöfe 71 bis 83. 252–261.
Gering, H 98.
Gersau 85.
Gerstenkorn 86.
Gesangbuch 149.
Gespenster 171.
Gesta Romanorum 70.
Getreidenahrung 169.
Gewitterläuten 95.
Ginet-Pilsudzki, B. 84.
Gletting, B. 85.
Glocken, 94 f.
golf 73. 76.
Goedeke, K. 41.
Goedel, G. 177.
Goethe, J. W. 14. 95.
Goyert, G. 270.
Grabfunde 77. -kreuze 84.
Grabinski, B. 247.
Gressoney 85.
v. Greyerz, O. 85.
Griechenland: Märchen 54. 92.
Grimm, J. und W. 49 f. 176. 179. 182.
Groos, K. 111 f.
Gruber, F. 177.
Gründonnerstag: s. Feste.
Gudmundsson, V. 71 f.
Gutmacher, E. 92. 182. 280.
Haberlandt, M. 175.
Hahn, Ed. 279. Bespr. 169. Notiz 179.
Halle 72.
Halley, E. 28.
Hambruch, P 92.
Hamburg: Chronik 19.
Hände verhüllt 85.
Handwasser 121 f.
Handwerkerreime 154 f.
Hannover: Märchen 51.
Harz: Märchen 51.
Hasenwinkel 288.
Hax pax max 215.
Haus: altnordisch 71 f. 251. jütisch 75. niederländisch 170. russisch 73. slawisch 254. südbajuwarisch 252. wallisisch 72. -industrie 265. -zeichen 84. Doppelhaus 252. Futterhaus 256. Langhaus 254.
Heanzen: Lied 180. Märchen 51.
Hebbel, F 184.
Hebel, J. P. 30.
Hebriden 1. 97.
Heiligenberg, -wald 231.
Heimatklänge 271.
Heirat unterm Galgen 236.
Heischelieder 55 f. 93. 183.
Heldensage 188. 271.
Hellwig, A. 247.
Helm, K. 56.
Henderson 1 f.
Hepding, H. 278.
Herd 71. 74.
Hero und Leander 178.
Herz 99.
Hessen: Märchen 51.
Hessenborn, -grund 228.
Heusler, A. 271.
Heuvel, H. W. 170.
Hexeneiche 228 f. -glaube 242.
Hickelspiel 237–240.
Hilka, A. 271.
Hillebille 213 f.
Himmelsbrief 244. 279.
Hirschstein 223.
Hirtenrufe 152.
Hochzeit: s. Brauch.
Hof 83 f. 256 f.
Hoffmann-Krayer, E. 84 f.
Hofstaetter, W. 88.
Höhn, H. 86.
Hokus pokus 213.
v. Holtei, K. 30 f.
Holz 265.
Honigbaum 226.
Horak, J. Georg Polivkas 60. Geburtstag 249 f.
Hrólfs Krakasaga 99.
Huber, M. 175.
Hulm, 2. 166. 179.
Hummel 176.
Hund 2. 270.
Hünenstein 222 f.

Hungerbaum, -brunnen 225 f.
Huzulen 93.
Hyltén-Cavallius, G. 271.

Idelberger, H. 200.
Illiodor 243.
Imme, Th. 266.
Incubation 103 f.
Indien 272.
Ippel, A. 271.
Island: Märchen 51. Sagas 71.
Italien: Märchen 51. 53. Schwank 135 f.

Jacobson, P. N. 94.
Jacoby, A. Zu 25, 314: Ein salomonisches Urteil 69 f.
Jahn, F. 282.
Janson, K. 272.
Japan 102.
v. Jecklin, D. 181.
v. Jezewski, K. Aus dem Jahre 1848. 164 f.
Jiriczek, O. L. 272.
Johannistag 93. 104. 160.
John, A. 176.
Jónsson, F. 98.
Juden 84. 153. 175. 179—181.
Judenbaum 231.
Julien, R. 91. 93.
Jungfrau: bittet den Verbrecher los 236. Verzauberte 160 f. 183.
Jütland: Haus 75. Volksglaube 86.

Kaindl, R. F. Beiträge zur Volkskunde Osteuropas (20—21) 210—215.
Kalewala 182. 272.
Kalewipoeg 176.
Kalff, G. 43. 48.
Kant, I. 106.
Karl d. Gr. 274.
Kartenschlägerin 242.
Katze 2. 86. 103. 135 f.
Kehricht 150.
Kenningar 100.
Kerbbalken, -holz 84.
Kerze 104.
Kesselkette 84.
Kessler, G. 84.
Kettenreime 58. 201.
Kienberg 227.
Kiltgang 87.
Kinau, R. 177.
Kind: Aberglaube 148 bis 150. Entwicklung 114 f. Sprachspiel 199—215. Spielzeug 84. 117. s. Spiel.
Kinderbaum 226 f. -sprache 203.
Klinger, M. 246
Knopfmuseum 174. 269.
Kometen 13 f.
Kommunionsopfer 4.
König von Rom 168.
Königsbaum 226 f.
Konow, S. 272.
Kopp, A. 251. Bohnenlieder 35—49. 167 f.
Korb: Buckelkorb 260.
Korzeniecki 247.
Krähe 2.
Krämpfe 144.
Krankheit: Ausschlag 149. Gelbsucht 149. Gerstenkorn 86. Krämpfe 149. Kropf 86. Mondsucht 149. Nasenbluten 149. Orakel 1 f. Schnupfen 149. Zahnweh 149.
Krause, P. R. 272.
Kreis 98 f.
Kretschmer, P. 92.
Kreuz 1. 84.
Kreuzweg 102.
Krieg: Aberglaube 85. 174. 176 f. Prophezeiungen 174. 176 f. 247 f. Sprichwort 90.
Krohn, K. 272.
Küche 71 f. 75.
Kück, E. 91. 'Der Mückenkönig' Walthers v. d. Vogelweide 129—131.
Kümmel, L. 176.
Kunze 17.
Kurland 277.

Lallen 200—204. Lallzeit 205—215.
Lampen 84.
Lange, K. 110.
Langelett, D. W. 248.
Langlois, C. 248.
Längslaube 255.
Lappen 280.
Lauffer, O. Der Komet im Volksglauben 13—35.
Lazarus, M. 110.
Legenden 175. 182.
Lehmann, E. 89. 272.
Lehniner Weissagung 249.
Leibniz, G. W. 90.
Leite de Vasconcellos, J. 84.
Lemke, A. 183. 276.
Lerche 2. 165.
Letten 278. Märchen 52. 55 176.
Lemmann, E. Dornröschen-Märchen 70.
Lewalter, J. 273.
v. d. Leyen, F. 270. 273.
Lichtloch 71. 77.
Lied 89. 267. 271. Deutsch 141—146. Finnland 54. Flandern 93. 95. Frankreich 190. Heanzen 180. Niederlande 170. Portugal 84. Ruthenen 93. Arbeits- 150 f. Bohnen- 39 f. 167. Heische- 55 f. 93. 180. Kinder- 170. Mai- 180. Soldaten- 84. 144 f. 273. Weihnachts- 177. Wiegen- 156. Zauber- 98 f. 182. Melodien 58 f. Es ging einst ein verliebtes Paar 268. Hecker 268. Jean Renaud 190. Königskinder 178. Sand 269. Stehe ich am eisernen Gitter 268. Stille Nacht 277.
Liederbuch: Antwerpener 43. Schöffer-Apiarius 37 f.
Lindau 236.
Linde-Walther, H. E. 176.
Lindner, G. 200.
Link, W. 20.
Links 150.
Litauen: Grabkreuze 84. Märchen 52. Tierstimmen 165 f. Volkskunde 181.
Löffel 94
loft 81.
Lohre, F. Bespr. 262—265.
London 236.
Lose 1 f. 5 f.
Löwenzahn 149.
v. Löwis of Menar, A. 176.
Lublin 236.
Luther, M. 19.

Maass, A. 173.
Magyaren: Märchen 52.
Mailieder 180.
Mann: Angang 2.
Manuel, Nic. 37. 40 f.
Märchen 271. 273. Baltisch 176. Deutsch 179. Grimms 49 f. Magyarisch 52. Schwedisch 271. Vlämisch 270. Aladdin 84. Dieb 273. 278. Dornröschen 70. Fürchten lernen 52 f. St. Peters Mutter 53 f. Polyphem 274. Prinzessin im Sarge 49 f. Rumpelstilzchen 84.
Martens, H. 95.
Masken 84.
Maurer 155.
Maurer, H. 278 f.
Maurizio, A. 169.
Mausser, O. 266.
Medaillen 24.
Meer 86. 104.
Meerschweinchen 278.
Megenberg, K. v. 18.
Meier, J. 84. 267. 273.
Meineid 92.
Meinhof, K. 34.
Meisirspiel 12.
Meissner, R. Ganga til fréttar 1—13. 97—105.
Melanchthon, Ph. 20.
Melken 153.
Menschenopfer 163. 179. 181. 275.
Merbach, P. 262 f.
Mercier, H. 85.
Meringer, R. 73 f. 199.
Messen 149 f.
Meumann, E. 200.
de Meyer, M. 277.
Michaeli-Prozession 233.

Miedel, J. 217.
Mielke, R. 262.
Minden, G. 91 f. 276. Ernst Friedel † 196–199.
Mohr, J. 177.
Mond 149.
Mondsucht 149.
Mongolen: Märchen 55.
Monke, O 95.
Mordeiche 230.
Mozart, W. A. 242.
Mückenkönig 129–134.
Müllenhoff, K. 186 188.
Müller, C. Wurstbetteln und Wurstreime in Sachsen 55–67.
Müller, K. 28.
Müller-Rüdersdorf, W. Das Kind im Aberglauben des Isergebirges 148–150.
Mundarten: niederrheinisch 170. rätoromanisch 85. schweizerisch 84 f.
Münzbilder 15.
Munzinger, L. 27.
Musik 264.
Mystik 272.

Nacktheit 1.
Name 92. Spott- 170.
Narrenfeste 43.
Nasenbluten 149.
v. Negelein, J. Bespr. 171 f.
Neger: Aberglauben 34 f. Märchen 52.
Nekromantie 100.
Neujahr 2. 104. -spiel 42.
Neun 100. 104. 173. 181.
Nibelungenlied 188.
Nicolaysen 71. 77.
Niederlande: Kinderspiel 90. Volkskunde 170.
Nörrenberg, C. 273.
Norwegen: Divination 2 f. Märchen 51. 271.
Notfeuer 119.

Ofen 73 f
Ohreisen 170
Olaf Kyrre 77. O. Tryggvason 97.
Oldenburg: Märchen 51.
Olrik, A. 92. 271.
Olsen, M. 98.
öndwegi 79 f.
Opfer 4. 179. 181. 275.
Orakel 1 f. 97 f. Pfeil- 101. Stab- 8 f.
Orvar-Oddsaga 99.
Ostern s. Feste.
Ostgermanen in den Alpenländern 261.

Pajki 177.
Palästina 181.
pallr 71. 74. 79 f.
patifou 86.
Patzig, H. 273.
Paullini, C. F. 281.
Peiser, F. E. 177.
de Périers, B. 135.
Perrault, Ch. 84.
Pesch, J. 177.
Peta-Vatthu 171.
Peterlechner, F. 177
Petsch, R. 88. 135. 273.
Pfeiffer, F. 179.
Pfeilorakel 9 f.
Pflug, Hackenpflug 258 f.
Pfostengaden 260.
Pinsk 247.
pisel 75 f.
Pitrè, G. 94.
Podszuweit, J. Litauische Naturbeseelung 165–167. Notiz 181.
Polen: Grabfunde 177. Märchen 52. 54. Prophezeiung 247. Schwank 138. Viehzucht 84.
Polívka, G. 135. 249. Personifikation von Tag und Nacht 68 f
Polyphem 275.
Pommern: Märchen 51.
Portugal: Lied 84. Märchen 54. Schwank 138.
Posen: Märchen 51.
Postillon 156.
Prassnitz 177.
Preussen: Märchen 51.
prevai 86
Preyer, W. 111. 199
Prophezeiungen: Illiodor 243. Kriegs- 174. 247–249.
Prozessionen 85. 233.
Przemysl 243.
Pühler, J. 36 f.
Pult, C. 86.
Pythagoras 45 f.

Quadrate, magische 173. 279.
Quellen, heilige 105.
Quickborn-Bücher 177.

Rabe 2. 5. 165.
Ramondt, M. 274.
Rätsel 170. 273.
Räubersagen 160.
Rauchstube 78. 252. 256.
Rauensche Berge 163.
Rechts 149 f.
Regell, P. 217.
Regen 149.
Rehm, H. S. 87.
Rehsener, M. 92.
Reimspiel der Kinder 207 f. Zauberformeln 213.
Reis 102. 169.
Reiterer, K. 91.
Reitwein 163.
Reuschel, K. 274.
Rhabdomantie 8.
Rhamm, K 71 f. 252 f.
Rheinland: Märchen 51. Riesen 159.
Riesenstein 222.
Rist, J. G. 13.
Roediger, M. 91 f. 182 f 277 f. Notiz 174. Leben 185 bis 191. Schriften 191 — 196.
Rohr, F. 245.
Rose 84.
Rosén, H. 275.
Rosenmüller 178.
Rossat, A. 84.
Rothbarth, M. Völkerschlacht am Birkenbaum 245–247. Zur Literatur der Kriegsprophezeiungen 247–249.
Rumänien: Märchen 51. 54. Schwank 137.
Rummelpott 158.
Rumpelstilzchen 215.
Runen 8. 173.
Russland: Aberglaube 242. Haus 73. Märchen 52. 54. Schwank 139 f.
Ruthenen 93.
Rütimeyer, L. 84.
Rzesnitzek, E. 199.

Saal 72 f.
Sachs, C. 264.
Sachsen: Märchen 51. Wurstreime 55 f.
Sadruga 177.
Sagen: baltische 176 brandenburgische 168 — 164. jüdische 175. vlämische 270. Birkenbaum 245. Elegast 273. Gespenster 171. Natur 218. Räuber 160. Riesen 159. Schatz 160. Seifried 271. 273. Verzauberte Jungfrau 161. Weisse Frau 162. Zwerg 159.
Sagenbildung und Volksetymologie 216–232.
Salomonisches Urteil 69 f.
Salz 36.
Sarasin-, von der Mühll, A. 87.
Sartori, P. 86. 279.
Sator-Arepo 269.
Saturn 173.
Saxo Grammaticus 100.
scapigliata 87
Schaller, J. 110.
Scharfenberg, -stein 220 f.
Schatzgräber 85. 104. -sagen 160.
Schauspiel: 85. s. Fastnachtspiel. Weihnachtspiel.
Scheftelowitz, J. 179.
Schell, O. Bergische Arbeitsreime 150–158.
Scherenschleifer 156.
Scherer, W. 186 f.
Scheune 82. 135 f.
Schiller, F. 107 f.
Schlachtsitten 55 f.
Schlafräume 81 f.
Schläger, G Einige Grundfragen der Kinderspielforschung 106–121. 199 bis 215 Der König von Rom 168.

Schlesien: Märchen 53.
Schleswig: Haus 76.
Schlittenfahren 156.
Schlüssel 149.
Schmidt, R. Märkische Berge in der Sage 158—164.
Schmied-Kowarzik, W. 90.
Schnecke 149.
Schnupfen 149.
Schnur tragen 235.
Schoof, H. Volksetymologie und Sagenbildung 216 bis 232.
Schottland: Divination 2. 97. Schwank 136.
Schreilaute 205.
Schreiner 155.
Schrijnen, J. 170.
Schröder, E. Walther in Tegernsee 121—129.
Schuh 150. 270.
Schumacher 155.
v. Schulenburg, W. 57 f.
Schürze fürfell 260.
Schutzbriefe 280.
Schwalbe 166.
Schwank: bulgarisch 138. čechisch 139. dänisch 136. englisch 136. finnisch 140. italienisch 135 f. polnisch 138. portugiesisch 138. rumänisch 138. russisch 139 f. schottisch 136 schweizerisch 85. serbokroatisch 138. spanisch 138. vlämisch 136.
Schwarz: s. Farben.
Schweden: Lied 180. Märchen 53 271.
Schweif einer Hexe 242.
Schwein 2.
Schweiz: Aberglaube 85 f. Archiv f Volkskunde 84 f. Fastnachtspiel 37. Märchen 51. Sprichwort 85. 178. Volkskunde 181.
Schwelle 1.
Schwenn, F 275.
Schwingtag 151.
Schwurhand 92.
Sebastian, der h. 234.
Seemannssprache 177.
Segen 1. 86.
seidr 98 f.
Seifriedsburg 272.
Seiler, F Notiz 178.
Semler, Ch. G. 28 f.
sengebod 81.
Serbien: Märchen 51. 54. Schwank 138.
set 72. setstofa 77 f.
Settegast, F. 274.
Sieben 181. -schläfer 175.
Siegfriedssage 272. 273.
Silhouetten 84.
Singer, S. 85. 178.
Sitzungsprotokolle 91—95. 182 184. 276—280.
skáli 72
Skandinavien: Haus 71 f. skemna 72.
Sleumer, A. 247.
Slovaken: Märchen 52. 68 f.
Slowenen: Märchen 52. 54.
Snorri 98.
Sohnrey, H. 178.
Sökeland, H. 279.
Soldatenlied 84. 144. 273. -sprache 66.
Sonntag 149.
Spangen 170.
Spanien: Schwank 138.
Speicher 72. 81. 84.
Spencer, H. 109 f.
Spiegel 149.
Spiel 282. Hickel 237. Kinder- 85. 90 106—121. 199—215. Meisir- 12. Seilhüpfen 85. -reime 85. 168. Lallzeit 205—215.
Spiess, K. 179.
Spiessrutenlaufen 118.
Spiller, R 70.
Spinngesellschaften 56—93.
Sporer, Th. 39.
Sprachinseln 85. -spiel 199 bis 215.
Sprichwörter 42 f. 85. 176. 178.
Stab 102.
stabur 81.
Stade, W. 171.
Stall 82. 148.
Star 166.
Stauber, E. 85.
Steiermark 91. 254.
Steinlein, S 245.
Steinthal, H. 110.
Stephens, G. 271.
Stern, C. und W. 111. 199.
Sternglaube 269. -schnuppe 15.
Stiehl, O. 91.
Stille Nacht 177.
stofa 71 f.
Storch 166.
Strack, H. 69. 180.
Straparola, G. F. 370.
Strick tragen 235.
Strohpuppe 170.
Südsee: Märchen 92.
Sumatra 173.
Sundt, E. 80.
v. Sydow, C. W. 84. 180.

Tacitus 7.
Tag und Nacht im Märchen 68 f.
taghairm 102 f.
Tappolet, E. 199.
Tatra 84.
Taube 2.
Taufpaten 149. -stein 218 f.
Tegernsee 121 f.
Teufel - austreibung 244. -glaube 241. -stein 222.
Thirring-Waisbecker, J. 180.
Thomas v. Cantimpré 18.
Thomsen, P. 181.
Tierhaut 103 f. -könige 129 f. -namen 140 -stimmen 165 f.
Tischsitten 121—129.
Tod: Vorzeichen 2. 148 f.
Totemismus 2.
Totenbaum 291. -brauch 274. -kronen 146—148. -reich 274. -stein 223.
Tracht: niederländisch 170.
Traum 92. 98. 148. 171.
Treichel, F. 91. 94. 183 f. 277 f.
Tschechen: Märchen 52. 54. Schwank 139.
Tscheremissen: Märchen 55.
Türkei 272.

Übersteigen 150.
Uhl, W. 150 f.
Umlaufstall 258.
Ungarn 242.
Ungeheure Eiche 229.
Unholderbaum 229.
Untersberg 225 f.

Vergil 15.
Verhüllung 85.
Vidúnas, W. St. 181.
Vierkant 83. 257.
Völkerschlacht am Birkenbaum 245 f.
Voigt, J H. 25.
Volksetymologie und Sagenbildung 216—232.
Volkskunde: Geschichte 84. Flandern 277. Niederlande 170. Schweizer 84 f. Unterricht 274. Vorlesungen 189.
Volkskunst 265.

Waffen 103 f.
Waldeck: Märchen 51.
Waldes, H. 174. 264.
Walther von der Vogelweide 42 121—134.
Wanern (spuken) 230.
Warburg, A. 280.
Waser, O. 87.
Wasser: Aberglauben 104 f. 149. Händewaschen 121 f.
Wasserfall 102 f.
Weber 153
Weger, G. F. 177.
Wehrhan, K. 237. 276.
Weichberger, K. 181.
Weife 276.
Weihnachtspiel 94. 269. s. Feste.
Weinhold, K. 190.
Weinitz, F. 280. Notiz 176.
Weise, O. 276.
Weiss: s. Farben.
Weisse Frau 162. 249.
Wendel, K. 94.
Wenden: Heischelieder 55 f. Märchen 52.

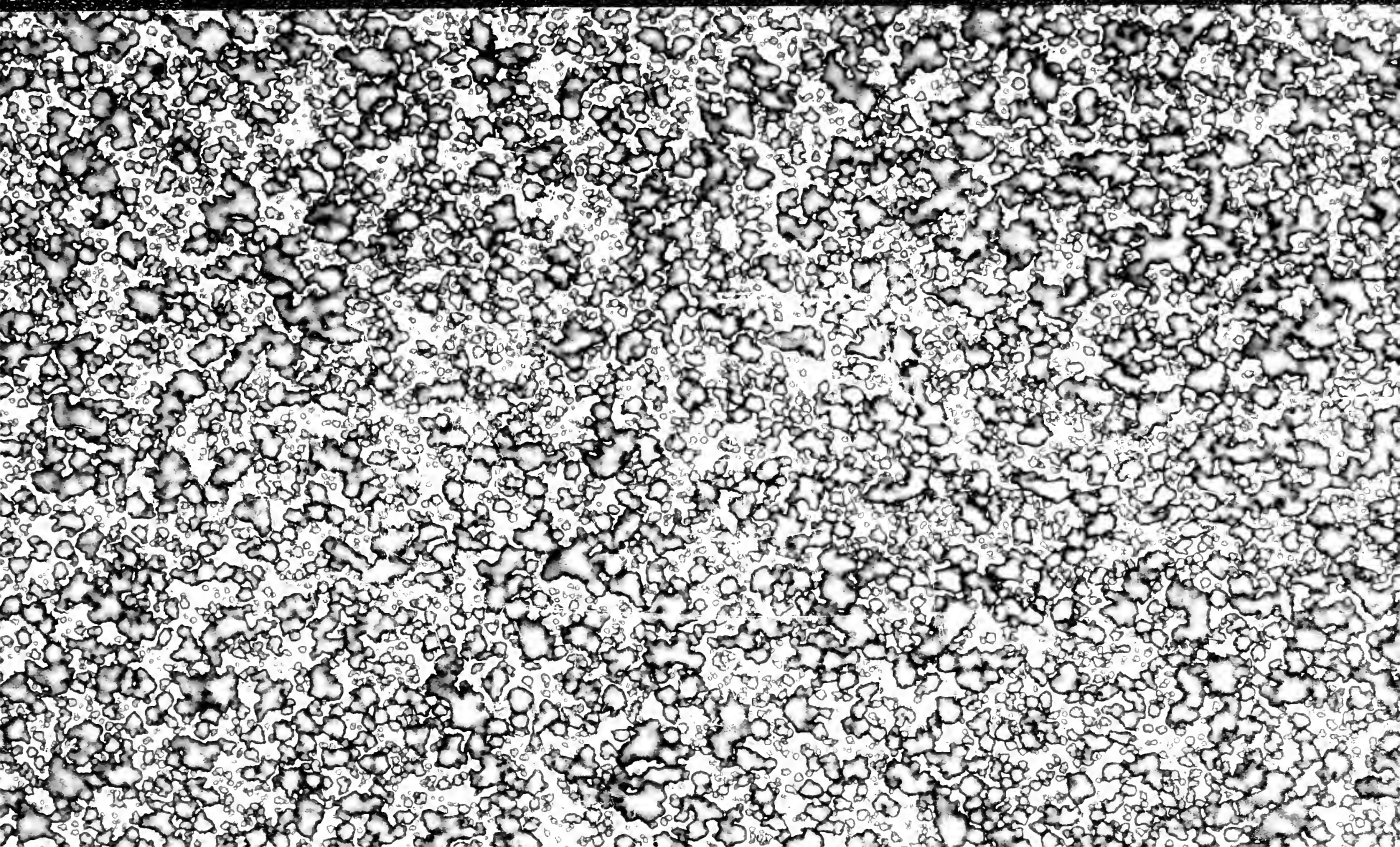
Werdau 177.
Wesselski, A. 135.
Wiege 149. -lied 156.
Wilhelm II. 249.
Wilna 271.
Wilser, L. 172.
Wind 149.
Wolter, K. 270.
Wriede, H. 177.
Wundt, W. 108 f. 199.
Wünschelrute 160.
Würfel 10 f.
Wurstreime 551.
Wüst, P. 39.
Wymann, E. 85.
Wyttenbach, J. S. 84.

Zachariae, Th. 69.
Zahlenquadrate 175. 279.
Zahler, H. 85.
Zahnweh 149.
Zauberformeln 213 f. -lied 98 f. 182. -mittel 86. -orakel 1 f. 97 f. -trommeln 279.
Zaun 82 f. 260. -könig 130 f.
Zeitungen 22 f.
Zigeuner: Märchen 52.
Zimmermann 154.
Zindel-Kressig, A. 85.
Zobel, Jörg 85.
Zorzut, D. 182.
Zwergsagen 159.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Strasse 30.

GR
1
Z4
Jg.27

Zeitschrift für Volkskunde

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY